

Sprache der Behinderung

Als uns im Frühjahr dieses Jahres (2001) der Zufall mit einer Blinden in einem Bekleidungsgeschäft zusammenführte (sie fragte uns, ob ihr das Kleid gut stehe, das sie kaufen wollte), entdeckten wir eine Welt, die uns nur als Mythos bekannt war und von deren Realexistenz wir de facto nichts wußten. Aufgrund dieses Zusammentreffens fingen wir an, uns für diese Gruppe von behinderten Menschen zu interessieren.

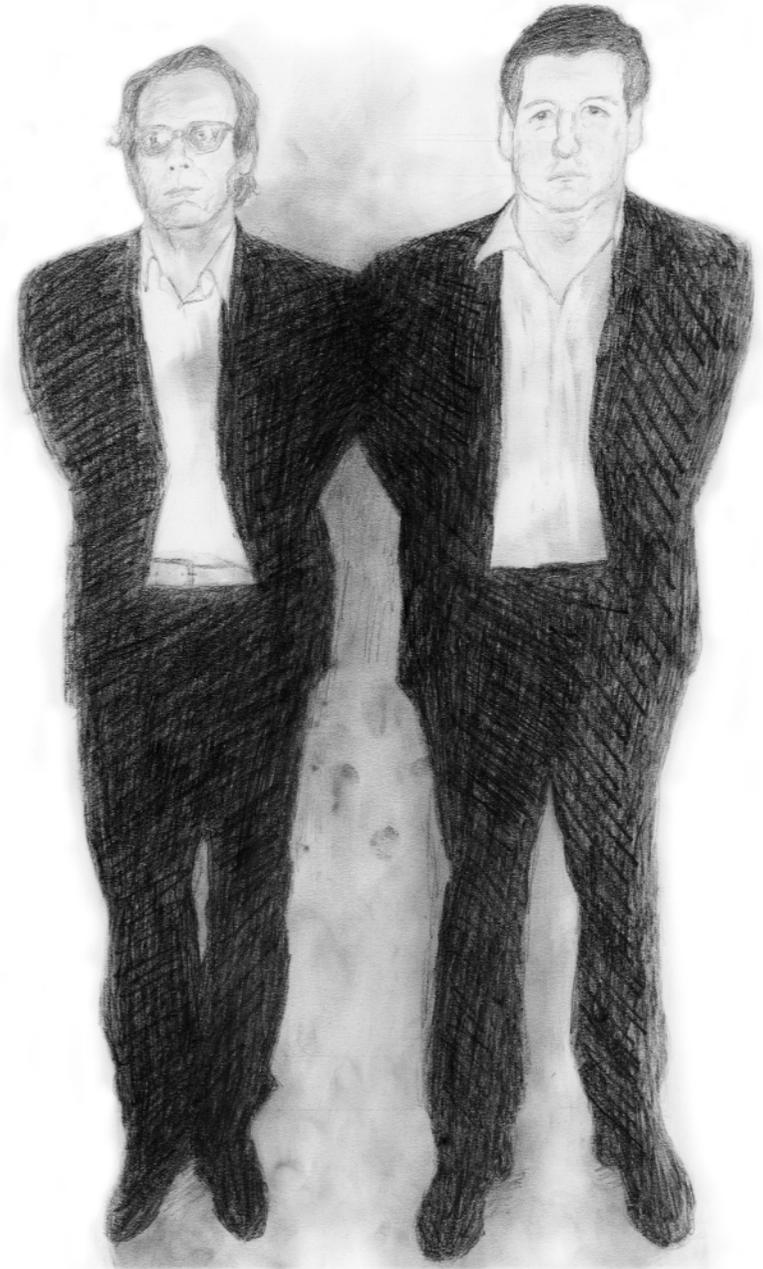
Wir haben begonnen, Behinderte zu interviewen. Die Gespräche werden frei geführt, sind nicht auf die Behinderung konzentriert, sondern auf das Leben damit und auf heute. In einigen Gesprächen wandern die Befragten nicht nur zwischen Normalität und Behinderung, sondern auch zwischen ihren Erinnerungen hin und her. Es wird versucht, ein Lebensbild dieser Menschen zu vermitteln.

Im Unterschied zu den uns bekannten Ausstellungen, Büchern und Katalogen über diese Gruppe interessieren wir uns nicht nur für bekannte Persönlichkeiten, behinderte Künstler, behinderte Filmemacher und behinderte Fotografen, sondern für alle Menschen, die dieses Schicksal teilen. Abgrenzend auch von der sehr wichtigen Arbeit, die caritative Organisationen leisten, liegt bei uns der Schwerpunkt nicht so sehr in der Auf- und Durcharbeitung des Traumas, sondern im freien, assoziativen Gespräch, das eine Idee von der Person und ihrem Leben vermittelt. Es steht nicht die Behinderung dieser Menschen im Mittelpunkt, sondern der Erfahrungsreichtum und der damit zusammenhängende kulturelle und sprachliche Schatz, mit dem diese oft einsamen Menschen leben.

Die Erfahrung der Behinderung wird über eine Vielzahl von Erzählungen, Akzenten, Wort- und Sprachvermischungen, aber auch über eine Ansammlung von Büchern, Objekten, Bildern, Schallplatten, Lebens-, Eß- und Sprachgewohnheiten erahnt. Die Interviews werden deshalb auch mit Fotos von den Teilnehmern und deren Wohnung komplementiert.

Mit der Funktion und den Privilegien, die junge zeitgenössische Kunst für sich beanspruchen kann, versuchen wir, diese sprachlichen und fotografischen Lebensbilder von Behinderten und deren Sprach- und Lebenswelt in ihrer beeindruckenden Qualität einem interessierten Publikum näherzubringen.

Julius Deutschbauer und Gerhard Spring



Für Nora und Edelbert Köb

**Julius Deutschbauer
Gerhard Spring**

Sprache der Behinderung

Onestar Press

Annelore Rodriguez, Sie haben drei schwarze Punkte auf Ihrer Armbinde.

Leider glauben deshalb viele, meine Blindheit sei eine hoffnungslose Behinderung. Doch es gibt blinde Rechtsanwälte, blinde Richter, blinde Ärzte und blinde Lehrer. Blindheit ist schon eine Behinderung, dennoch gelingt es vielen Blinden, ein reiches, nützliches Leben zu führen.

Sind Sie völlig blind?

Ich bin völlig blind. Doch ich führe meinen Haushalt, versorge meinen Mann und habe zwei Kinder großgezogen.

Ist Ihre Blindheit angeboren?

Meine Blindheit ist nicht angeboren, sondern in der Netzhaut breitete sich Pigment langsam immer mehr aus, so daß ich stets weniger sehen konnte. Ich war so stark sehbehindert, daß ich in der Schule nicht recht mitkam und die Lehrer anfänglich glaubten, ich sei ein zurückgebliebenes Kind. Mit der Zeit wurde meine Behinderung jedoch erkannt, worauf man mich einer Spezialklasse für Sehbehinderte zuteilte. Damals waren wir aus Puerto Rico weggezogen und wohnten in Brooklyn, New York. Später besuchte ich in New York eine Blindenoberschule. Noch konnte ich Formen und Umrisse erkennen und Lichteindrücke gut wahrnehmen.

Sie konnten nur mehr Schemen wahrnehmen?

In der Schule konnte ich vieles mitmachen, was nicht zum Schulplan gehörte, auch las ich stundenlang in Blindenschriftbüchern. Das waren glückliche Jahre. Ich betrachtete meine Sehbehinderung nicht als Benachteiligung, sondern einfach als besondere Lebensumstände. Im Alter von zwanzig Jahren heiratete ich einen Offizier der Fernmeldetruppen.

Wie lernten Sie Ihren Mann kennen?

Ich lernte ihn kennen, als ich mich in Puerto Rico zur Telefonistin ausbilden ließ.

Ein typischer Blindenberuf.

Damals war ich noch nicht blind. Erst mit den Kindern erblindete ich allmählich.

Mit Ihren Kindern?

Zu der Zeit, da meine beiden Kinder klein waren, konnte ich immer noch Umrisse und Helligkeitsunterschiede wahrnehmen, und mit Hilfe meines gut entwickelten Tastsinnes fiel es mir nicht schwer, sie zu pflegen. Mühelos konnte ich sie baden und anziehen sowie ihre Mahlzeiten bereiten. Aber wie bei den meisten Kindern, so schmeckte auch meinen Kindern nicht alles. Ich erinnere mich, daß mein Mann abends, wenn er nach Hause kam, das Essen, das ich den Kindern vorgesetzt hatte, gele-



Annelore Rodríguez: »Erst mit den Kindern erblindete ich allmählich.«

gentlich im Garten liegen sah, weil die Kinder es ohne mein Wissen aus dem Fenster geworfen hatten.

Wie haben Sie Ihren Kindern diese Unart wieder ausgetrieben?

Das ging ganz von selbst, nachdem sie mehrmals beim Blinde-Kuh-Spielen auf ihren eigenen Essensresten ausrutschten und sich verletzten.

Krass.

Ich glaube, meine Blindheit war für meine Kinder eher zum Vorteil als zum Nachteil, denn sie wurden dadurch veranlaßt, mir und anderen gegenüber liebevoller und rücksichtsvoller zu sein. Auch entwickelten sie sich zu guten Beobachtern, denn ihre Augen sahen für mich.

Waren Ihnen die Augen Ihrer Kinder gute Augen?

Sie beschrieben mir genau die Färbung des Himmels, erwähnten kleine Einzelheiten über die Kleidung der Leute und viele andere Dinge, die die meisten Menschen übersehen. Ich hielt meine Kinder von klein auf zur Ordnung an. Ich gab mir dabei große Mühe, denn ohne ihre Unterstützung hätte ich meinen Haushalt nicht richtig führen können. Wenn sie zum Beispiel ihre Wäsche wechselten, legten sie alles, was gewaschen werden mußte, stets an den gleichen Ort, damit ich es am Waschtage finden konnte. Ich lehrte sie auch, nach dem Essen das gebrauchte Geschirr und Besteck auf dem Tisch in einer bestimmten Weise anzu-

ordnen, so daß ich den Tisch ohne weiteres abräumen und alles in die Küche tragen konnte. Meiner Tochter das Kochen beizubringen war für mich keine leichte Aufgabe. Manchmal war es zum Verzweifeln, weil sie nicht immer alles wieder dahin tat, wohin es gehörte, damit ich es nachher finden konnte. Es erforderte viel Zeit und Geduld, doch schließlich lernte sie alles so tun, wie ein Blinder es täte.

Sie lernte also nicht nur das Kochen, sondern entwickelte auch eine große Ordnungsliebe?

Ich bemühte mich, die Kinder so zu erziehen, daß sie wegen meiner Behinderung keine Hemmungen hatten, und ich glaube, daß mir das auch gelang. Als Tommy noch klein war, führte er mich zum Scherz gelegentlich irre. Im Alter von sieben oder acht Jahren konnte er schon sehr gut Stimmen Erwachsener nachahmen. Er klingelte an der Haustür und verstellte seine Stimme, so daß ich dachte, jemand anders sei an der Tür.

Er hat Sie hereingelegt.

Es kam sogar vor, daß ich mich umzog und zurechtmachte, weil ich dachte, daß Gäste kämen. Als einmal ein junger Mann klingelte und mich sprechen wollte, mußte er seine ganze Überredungskunst aufbieten, um mich davon zu überzeugen, daß er nicht Tommy sei, der mir wieder einen Streich spielte.

War Ihnen der kleine Tommy nicht eine große Hilfe?

Doch. Die Leute fragen mich oft, wie ich mich außerhalb meiner Wohnung zurechtfinde und all die vielen Pflichten erfüllen könne, die eine Hausfrau habe. Anfänglich konnte ich nicht allein einkaufen gehen, sondern brauchte jemand, der mir den Weg zu den Geschäften zeigte.

Tommy.

Aber bald bekam ich einen Führhund.

Sie haben einen Führerhund?

Ich habe ihn Ihnen bereits vorgestellt. Sobald Rollo sich an die Umgebung gewöhnt hat, brauche ich keine Hilfe mehr. Wenn ich einen Laden betrete oder an einem Geschäft vorbeigehe, weiß ich gewöhnlich aufgrund des Geruchs und der Geräusche, ob es sich um eine Drogerie, ein Kaufhaus usw. handelt, denn Geruch und Geräusche sind für jedes Geschäft charakteristisch. Ich gehe gern gut gekleidet, daher kaufe ich Kleider besonders sorgfältig ein. Wenn ich die Abteilung gefunden habe, die ich suche, sage ich der Verkäuferin, was für ein Kleid ich haben möchte. Ich sage ihr die Größe, die Farbe und welchen Schnitt es haben muß. Im Geiste sehe ich das Kleid, das ich suche, vor mir, und ich bemühe mich, ihr meine Wünsche, so gut es geht, verständlich zu machen. Wenn ich ein Kleid anprobiere, frage ich eine Verkäuferin oder Kundin, wie es mir stehe.

Auf diese Weise habe ich Sie auch kennengelernt. Sie fragten mich, wie Ihnen ein Kleid stehe. Ich habe gleich gesehen, daß Sie es für unser Gespräch heute eigens angezogen haben. Haben Sie die Wahl bereits bereut?

Nein, daß es richtig sitzt, konnte ich natürlich selbst feststellen. So konnte ich mich mit einem guten Gefühl für dieses Kleid entscheiden. Schwieriger ist es für mich, Lebensmittel einzukaufen, weil ich die Etiketts nicht lesen kann. Wenn ich in einem Supermarkt einkaufe, bitte ich die Angestellten, mir zu helfen. Ich merke mir vorher genau, was ich brauche, denn ich kann die Angestellten nicht stundenlang in Anspruch nehmen. Doch im allgemeinen nehme ich immer jemand mit, wenn ich Lebensmittel einkaufen gehe. Wenn ich mit meinen Einkäufen nach Hause zurückkehre, stelle ich jeden einzelnen Artikel an einen bestimmten Platz. Würde ich das nicht tun, könnte ich später nichts mehr finden. Es versteht sich von selbst, daß ich am liebsten alles selbst wegräume. Damit ich hinterher die einzelnen Sachen wieder finde, präge ich mir ihre Form ein, Dosen versehe ich mit einem Kennzeichen. Wenn ich dann etwas brauche, weiß ich sofort, wo es ist und wie es sich anfühlt.

Wie fühlen sich zum Beispiel Eier an?

Wie Eier, Herr Deutschbauer! Ich koche gerne Eier, aber es macht mir Freude, auch Abwechslung in den Speiseplan zu bringen. Das ist nicht schwierig. Ich weiß, wo die verschiedenen Zutaten zu finden sind, auf welchem Regal sie stehen, und die Büchsen und Dosen, in denen sie sind, erkenne ich an den verschiedenen Formen und Größen. Ferner helfen mir Tast-, Geruchs- und Geschmacksinn, Verwechslungen zu vermeiden. Ich koche am liebsten allein, denn wenn andere mir helfen, weiß ich nicht, wohin sie die verschiedenen Sachen stellen oder legen, und später habe ich Mühe, sie zu finden.

Gibt es spezielle Küchenhilfen für Blinde?

Eine große Hilfe sind die verschiedenen Küchenutensilien, die man für die blinde Hausfrau ersonnen hat. Seit vielen Jahren bin ich Abonnentin der Monatsschrift ›Die blinde Hausfrau«. Die Zeitschaltuhr meines Grillgeräts sowie mein Kurzzeitmesser haben anstatt Striche Erhöhungen. Diese kann ich abtasten und weiß dann, wie ich sie einstellen muß. Ich besitze auch ein Kunststoffnudelholz, das so gefertigt ist, daß man nur eine Hand zum Ausrollen braucht, während man mit der anderen den Teig befühlen kann. Außerdem nenne ich ein Kochbuch in Blindenschrift mein eigen.

Und putzen?

Meine besonderen Bemühungen, unsere Wohnung sauberzuhalten, haben sich stets gelohnt. Gelegentlich führen meine Nachbarn Besucher

zu mir, um ihnen zu zeigen, wie vorbildlich sauber meine Wohnung sei.

Das kann ich nur bestätigen.

Wenn ich den Boden oder die Möbel betaste, weiß ich genau, ob sie sauber sind oder nicht. Kurze Zeit hatte ich eine Hausgehilfin, die glaubte, meine Blindheit ausnutzen zu können. Sie kehrte den Schmutz jeweils nur unter die Betten.

Wie gemein und hinterhältig!

Ich überprüfte ihre Arbeit, indem ich mit bloßen Füßen über den Boden ging. Als sie sah, daß meine Füße so schmutzig wurden, daß ich sie anschließend waschen mußte, wurde sie ganz verlegen.

Das geschieht ihr recht.

Es ist außerordentlich wichtig, daß in meiner Wohnung Ordnung herrscht, daß alles seinen festen Platz hat. Im Geiste sehe ich jedes Zimmer vor mir, so daß ich durch das ganze Haus gehen kann, ohne an etwas zu stoßen.

Ihr Heim ist überraschend ordentlich. In der Luft liegt der frische Duft eines soeben gewischten Küchenbodens. Sie sind fleißig dabei, das Mittagessen auf einem Herd zu kochen, der so sauber ist, daß man ihn als Eßtisch verwenden könnte. Die Möbel einschließlich des Kühlschranks sind makellos. Verraten Sie mir Ihr Geheimnis?

In einem Nachbarhaus wird ebenfalls das Mittagessen zubereitet. Doch der Geruch schmutziger Wäsche überdeckt das Aroma der Mahlzeit. Unter wackeligen und fleckigen Möbelstücken kommen riesige Staubflocken zum Vorschein. Neben dem Spülbecken türmt sich schmutziges Geschirr. Doch was unterscheidet uns Hausfrauen?

Die eine ist ordentlich, die andere nicht.

Nein, meine Nachbarin leidet an chronischem Asthma, ich bin blind.

Asthma?

Sie leidet manchmal so sehr, daß sie kaum atmen kann und ans Bett gefesselt ist.

Aber Welch ein Gegensatz zwischen ihren Haushaltungen!

Ich gehöre zu den Millionen Menschen auf der ganzen Erde, die jeden Tag darum kämpfen, ihr Heim sauberzuhalten.

Ein wenig Schmutz – wen kümmert das?

Eine saubere Wohnung hat unverkennbare Vorzüge. Die Erkrankungen der Atemwege meiner Nachbarin werden durch Staub verschlimmert. Ich fühle mich einfach hingezogen zu der Schönheit, die durch Ordnung und Sauberkeit entsteht, wohingegen ich bei Unordnung am liebsten – wenn auch nur in Gedanken – fliehen würde. Wenn die Wohnung aufgeräumt ist, erspart man sich gewöhnlich die Enttäuschung, verzweifelt nach einem Gegenstand zu suchen, den man gerade braucht.

Ich habe gehört, bei einem Blinden wären die anderen Sinne von Natur aus verfeinert.

Das glauben viele. Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß dem nicht so ist. Ein Blinder hat nicht von Natur aus einen besonders scharfen Gehör-, Tast-, Geruchs- und Geschmacksinn, sondern durch Übung gelingt es ihm, die Leistung dieser Sinne zu steigern.

Können Sie mir das veranschaulichen?

Folgendermaßen: Setzen Sie sich hin, und lauschen Sie irgendwelcher Musik. Schließen Sie die Augen, und lassen Sie sie auf sich einwirken.

Was nun?

Sie schließen gewisse Dinge aus, die Sie ablenken könnten, und durch Konzentration schulen Sie Ihr Gehör. Ähnlich ist es bei den Blinden. Wir werden nicht so abgelenkt wie sehende Personen, daher können wir uns besser auf die Entwicklung der übrigen Sinne konzentrieren, zum Beispiel des Gehörs. Es ist erstaunlich, wieviel uns Geruchs-, Gehör-, Tast- und Geschmacksinn vermitteln. Ich nutze alle diese Sinne aus, damit ich mir vorstellen kann, wo ich mich befinde oder was ich tue. So bekomme ich ein ziemlich vollständiges Bild von meiner Umgebung und weiß, was um mich her vorgeht.

Ist dabei nicht der Gehörsinn besonders wichtig?

Alle möglichen Laute dringen ans Ohr, das Hupen der Autos, das Surren eines Ventilators oder der Schall einer menschlichen Stimme. Der Blinde lernt, aus diesen Lauten Schlüsse zu ziehen. Ich weiß zum Beispiel, je nachdem, aus welcher Richtung der Schall kommt, ob der Sprecher groß oder klein ist, und so schaue ich entweder nach oben oder nach unten.

Nach rechts oder links.

Auch Echos können eine große Hilfe sein. Die Umgebung verursacht die verschiedensten Geräusche. Der Schall von Schritten auf dem Bürgersteig, von menschlichen Stimmen, des Verkehrslärms usw. wird von Wänden, Möbelstücken, Fußböden und anderen Gegenständen zurückgeworfen. Blinde entwickeln die Fähigkeit, diese Echos wahrzunehmen und daraus Schlüsse zu ziehen. Wenn ich zum Beispiel auf der Straße gehe oder wenn ich ein Haus betrete, weiß ich aufgrund der zurückgeworfenen Schallwellen, ob ich mich in der Nähe einer Mauer, einer Tür oder eines anderen Gegenstandes befinde.

Beeindruckend. Und ist ferner nicht der Tastsinn besonders wichtig?

Ich erfahre vieles mit Hilfe meines Tastsinnes. Das geschieht nicht nur, wenn ich mit meinen Händen etwas betaste, sondern auch wenn mich etwas berührt. Ein Luftzug, er mag noch so sanft sein, verrät mir ein offenes Fenster oder eine offene Tür oder, wenn ich mich auf der Straße

befinde, einen Durchlaß zwischen zwei Häusern. Die Wahrnehmung von Wärme oder Kälte ist wichtig, zum Beispiel dann, wenn ich in der Küche bin und den Herd angedreht habe. Ich kann auch aufgrund der Wärme, die ein Auto abgibt, sagen, ob es vor längerer oder erst vor kurzer Zeit abgestellt worden ist. Im allgemeinen sind die Leute jeweils erstaunt darüber, wie gut ich mir mit Hilfe des Geruchs-, Gehör-, Tast- und Geschmacksinns meine Umgebung vorstellen kann.

Wie verhalte ich mich am besten gegenüber Blinden?

Sie können Blinden helfen, wenn Sie sie ähnlich behandeln wie Sehende. Sagen Sie nie zu einem Blinden: ›Rate, wer ich bin.‹

Oh je, da habe ich mich heute wohl schon einmal fürchterlich daneben benommen.

Dadurch haben Sie das Gebrechen nur noch hervorgehoben. Möchten Sie sich einem Blinden jemals vorstellen, wäre es besser, Sie würden sagen: ›Ich möchte Sie gerne mit Herrn Deutschbauer bekannt machen, der direkt vor Ihnen steht.‹ Und möchten Sie jemand anderen einem Blinden vorstellen, ist es besser, Sie sagen: ›Ich möchte Sie gerne mit Herrn So-und-so bekannt machen, der rechts von Ihnen steht.‹, anstatt nur zu sagen: ›Das ist Herr So-und-so.‹ Es ist auch nicht gerade taktvoll, wenn man sagt: ›Da drüben geht die arme Blinde.‹

Das würde ich nie sagen!

Sagen Sie das nicht.

Ich habe nicht das Gefühl, daß Sie arm sind.

Meine Behinderung bedeutet nicht, daß ich kein erfülltes, nützliches Leben führen kann. Ich schätze es, wenn Sie mit mir sprechen, wie Sie das mit Sehenden tun. Ich fühle mich dann als normaler Mensch und nicht als Rarität.

Sie sind wirklich etwas ganz Besonderes.

Ich kann vieles von dem, was ein sehender Mensch tun kann, auch tun. So kann ich nicht nur in Blindenschrift lesen, sondern auch schreiben.

Schreiben?

Ich benutze dazu einen kleinen Stift und ein Metalltäfelchen, das viele Löcher aufweist. Da beides klein ist, kann ich es überallhin mitnehmen und, wenn nötig, Notizen machen. Oft taste ich meine Notizen ab und kann dabei stets mein Gegenüber anschauen. Ich brauche auch nie auf die Uhr zu schauen. Durch Abtasten meiner Uhr weiß ich die Zeit.

Wie spät ist es?

12 vor 4.

Was wurde aus Ihren Kindern?

Tommy ist jetzt in Spanien. Marlene ging nach Ecuador, wurde aber dann nach sechs Monaten schwer krank und kehrte nach Puerto Rico zurück. Solange sie im Krankenhaus war, wickelte ich Tag und Nacht nicht

von ihrem Bett. Sie las mit einer der Krankenschwestern in Romanen, obschon sie jedesmal ohnmächtig wurde. Marlene wurde nicht wieder gesund und starb im Alter von fünfundzwanzig Jahren.

Mein Beileid.

Sie hatte aber ihr junges Leben nicht verschwendet. An der Beerdigung nahmen über tausend Personen teil.

Annelore Rodriguez, danke für das Gespräch.

+ +

Thomas Whitt, Sie sind berühmt geworden durch zwei Zeitungsartikel. Der eine hatte den Titel ›Bergsteiger erklimmt erneut Gipfel‹, der andere ›Bergsteiger verliert seine Füße‹.

Den einen Artikel schrieb die Zeitung, nachdem ich den Gipfel des Mount Everest erreicht hatte. Viele Bergsteiger sind in diese schwindelerregende Höhe gestiegen. Aber ich war der erste Amputierte, dem das gelang.

Sie haben ohne Beine den Mount Everest bezwungen?

Und ohne Sauerstoff. Ich hatte durch einen Verkehrsunfall meine beiden Füße verloren. Der andere Artikel zeigt ein Foto vom Unfall. Ich liege rechts und meine zerfetzten Füße liegen links neben meinem zerfetzten Motorroller. Ich habe das Bild noch genau vor Augen: Meine Füße lagen auf der anderen Straßenseite und ich konnte es nicht glauben und spürte gar nichts. Erst als die Rettung meine Füße in schwarzes Plastik einpackte, wußte ich, sie sind gestorben. Sie sind für mich gestorben.

Ihre Füße sind für Sie gestorben?

Ja, an meiner Stelle, sie haben sich für mich geopfert. Wissen Sie, meine Füße waren für mich nicht solche Anhängsel, die irgendwie unter dem Becken baumeln, sondern echte, treue Freunde, Sportsfreunde, auf die ich mich verlassen konnte und die mich noch nie im Stich gelassen hatten. Bei diesem Unfall hätte ich genausogut selbst auf der anderen Seite liegen können, tot und zerfetzt, aber meine Füße sind mir wieder einmal zuvor gekommen. Als echte Bergsteigerfüße haben sie sich ein letztes Mal für mich, ihren Bergsteiger, aufgeopfert.

Haben Sie um Ihre Füße getrauert, wie um einen Freund?

Ja. Der Abschied hat geschmerzt, ich war lange Zeit nicht bei Sinnen. Dann habe ich mir langsam klar gemacht, daß es so nicht weiter gehen kann. Aber der entscheidende Augenblick kam erst, als ich meine Füße selbst zu Grabe getragen habe.

Es gibt Begräbnisse für abgetrennte Körperteile?

Jede bessere Klinik bietet heute Begräbnisfeierlichkeiten für amputierte oder bei einem Unfall abgetrennte Körperteile an. Als ich im Krankenhaus nach dieser kirchlichen Zeremonie für meine Füße gefragt wurde, war ich zunächst schockiert und wollte davon nichts wissen. Dann sagte man mir jedoch, ich dürfe – wenn es so weit ist – auf Wunsch meinen eigenen Füßen ins selbe Grab folgen, und diese Idee hat mir in meiner Trauer sehr zugesagt. Die gesammelten sterblichen Überreste. Ich willigte also ein, und es kam bald zur Begräbnisfeier. Ich werde es nie vergessen, wie meine Bergsteigerkollegen Anteil nahmen und tief betroffen ihre Kondolation aussprachen. Und wie sie betreten mit ihren Füßen vor dem Grab meiner eigenen standen, die ihnen ja schon immer ein gutes Stück vorausgegangen waren. Das war also der Augenblick einer seltsamen Erleuchtung. Auf einmal war mir klar, daß ich meinen Füßen die besten Prothesen schulde und ich beschloß, mein Leben von nun an ganz den Prothesen zu widmen. Heute würde ich sogar sagen, diese – sagen wir es ruhig einmal so – diese meine neu entflammte Liebe zu Prothesen war der letzte Liebesdienst, den mir meine verscharrten Füße erwiesen haben.

Mich erinnert das alles sehr an Beziehungen zwischen Liebenden.

Das ist wirklich sehr ähnlich. Nur daß es im Fall der eigenen Füße noch viel schwerer ist, einen Ersatz zu finden, an dem die Trauerarbeit geleistet werden kann. Ich glaube, es ist bei einem verlorenen Körperteil überhaupt viel schwerer als bei einem verlorenen Menschen ein Ersatzobjekt für die Liebe zu finden, die man noch immer in sich trägt und der dennoch der wichtigste Teil fehlt. Jede Amputation ist auch eine Amputation am Herzen, das darf man nicht vergessen. Da leidet man doppelt, und so gibt es nichts Beglückenderes als eine Prothese, die einen an den verlorenen Körperteil zugleich erinnert und den Verlust vergessen macht.

Haben Sie nun zu Ihren Prothesen eine andere oder sogar engere Beziehung als zu Ihren wirklichen Füßen?

Jetzt sind meine Prothesen meine zweiten Füße, künstliche aber auch wirkliche Füße, die mir über den Verlust meiner ersten Füße hinweggeholfen haben, mit denen ich wieder meinem Sport nachgehen kann, und zwar im gesteigerten Ausmaß, auf einer höheren Ebene sozusagen, im künstlichen, ja ich würde sogar sagen, im künstlerischen Sinn. Selbstverständlich stehen mir heute meine zweiten Füße näher als die



Thomas Whitt: ›Selbstverständlich stehen mir heute meine zweiten Füße näher als die ersten.«

ersten.

Wie sind Sie zu Ihren zweiten Füßen gekommen?

Genaugenommen habe ich jetzt schon die dritten zweiten Füße. Die ersten zweiten wurden vom Verein ›Everest for ever‹ gesponsert. Die zweiten zweiten gingen auf die Haushaltsversicherung, und die dritten zweiten Füße, die am allerneuesten Stand sind, sind Testfüße im internationalen Interesse und gehören mir noch gar nicht wirklich.

Haben Sie nicht manchmal Sehnsucht nach Ihren vorhergehenden Füßen?

Manchmal überkommt sie mich mit diesem seltsamen Schmerz, von dem Sie bestimmt schon gehört haben, dem Phantomschmerz. Im Großen und Ganzen unterscheidet doch nur die Leidensfähigkeit angeborene Füße einerseits von Prothesen andererseits. Doch ich hoffe, daß auch daran gearbeitet wird. Manchmal bilde ich mir auch ein, meine Prothesen schmerzten, dann vor allem, wenn der Phantomschmerz einer anstrengenden Besteigung folgt. Und dann bin ich auch ein wenig wütend auf meine ersten Füße, wenn ich das so sagen darf, daß sie den Schmerz der Berge mit sich ins Grab genommen und so eifersüchtig für sich gepachtet zu haben scheinen. Der Schmerz ist in Wahrheit die einzige Qualität, die meinen weiteren Füßen fehlt, und damit fehlt ihnen

natürlich auch das entscheidende Merkmal der durchgehenden Anstrengung, die den Bergsteiger zum Bergsteiger macht.

Aber Sie geben die Hoffnung nicht auf, daß es bald auch Prothesen mit Schmerzempfindung gibt?

Mein ganzes Tun und Treiben geht in diese Richtung. Tausende von Amputierten erfreuen sich heute dank ähnlicher Prothesenkonstruktionen einer hohen Lebensqualität, doch die Qual dieser Qualität ist immer noch der Phantomschmerz. Alles, was fehlt, ist der Ersatz von Phantomschmerzen durch Prothesenschmerzen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß eines Tages erste Schmerzen durch irgendwelche zweite Schmerzen ersetzt werden können. Man darf nicht vergessen, daß die Phantomschmerzen immer noch die ersten Schmerzen sind, besser gesagt, die ersten Trennungsschmerzen. Das Wort Phantomschmerz ist ein wenig unglücklich. Nicht der Schmerz ist das Phantom, den spüren Sie leibhaftig. Ist dann der fehlende Körperteil das Phantom? Sollte mich mein begrabener Fuß noch schmerzen können? Nein, das Phantom steckt im Schmerzempfinden und es müßte Schmerzphantom statt Phantomschmerz heißen. Wie dem auch sei, der Fuß ist ja auch nicht durch einen Phantomfuß ersetzt worden, sondern durch einen anderen, wirklichen wenn auch künstlichen Fuß. Und so denke ich mir, wie es heute nichts Ungewöhnliches mehr ist, Amputierte sprinten, Basketball spielen oder radfahren zu sehen, wird es morgen vielleicht auch ganz normal sein, daß sich Amputierte im Salon ihre Holz- oder Kunststoffglieder massieren lassen oder sich vom Arzt eine schmerzstillende Salbe für ihr wundes Kugellager verschreiben lassen. Davon träume ich heute schon: Wie ich am Gipfel einer Besteigung meine Füße abmontiere und ihnen die Wohltat einer guten Salbe gönne.

Aber zeigen diese Träumereien nicht auch den schmerzlichen Verlust von etwas Unersetzlichen an?

Die Geschichte der Amputation belehrt uns, daß es nichts oder fast nichts gibt, das nicht auf die eine oder andere Weise ersetzt werden kann, und das wird immer raffinierter. Die ersten Modelle künstlicher Beine und Hände waren noch einfache Holzstöcke und Eisenhaken. Doch da in Kriegen Tausende von Menschen verstümmelt wurden, sind diese Hilfsmittel verbessert worden. Es überrascht nicht, daß ein zur Armee gehörender Chirurg – der Franzose Ambroise Paré – im 16. Jahrhundert die erste Generation echter Prothesen eingeführt haben soll. Heutige Prothesen werden mitunter hydraulisch betrieben, haben ausgeklügelte Kniegelenke und bewegliche Füße aus Carbonfasern, bestehen aus Silikon, Kunststoff oder anderen High-Tech-Materialien und ermöglichen vielen Menschen, sich natürlicher und freier zu bewegen und zu gehen, als man je für möglich gehalten hätte. Fort-

schritte in der Mikroelektronik gestatten eine natürlichere Bewegung von künstlichen Armen und Händen. Auch was das Aussehen angeht, haben sich Prothesen verbessert. Die modernen künstlichen Gliedmaßen haben Finger und Zehen, manche scheinen sogar Adern zu haben. Eine Frau, die als Modell arbeitete und wegen einer Krebserkrankung ein Bein verlor, erhielt eine so natürlich wirkende Prothese, daß sie ihre Karriere als Modell fortsetzen konnte. Da würde es mich schon sehr wundern, wenn diese Entwicklung nicht auch auf den Ersatz der Phantomschmerzen hintreibt. Das Gefühl kennt jeder, der Schmerzen kennt. Man möchte sie am liebsten bei den Haaren fassen und sich aus dem Leib reißen. Dann in das große Loch Watte stecken, oder etwas ähnliches, das wäre es.

Ist – abgesehen von der technischen Machbarkeit – nicht auch die persönliche Einstellung von Bedeutung?

Einer der Schlüsselfaktoren, um jedes Problem im Leben zu überwinden, ist die persönliche Einstellung. Die aber muß absolut positiv sein. Zu dieser Erkenntnis hat der Amputierte einen großen Vorsprung gegenüber jemanden, der alle seine sieben Sachen noch beieinander hat. Denn der Verlust eines amputierten Körperteils ist endgültiger und augenfälliger als zum Beispiel der einer untreuen Geliebten oder einer angestrebten Karriere, wo man immer noch schwankt und irgendwie doch noch eine Luke zur Rückkehr offenhalten möchte. Irgendwie denkt man da im Hinterkopf doch noch, man könnte es wieder auf die alte Art versuchen, und dieser Gedanke erzeugt die ganze Negativität der Einstellung. Da kommt dann Rückschlag, Rache, Zorn, Eifersucht, Eigendünkel und all das. Bei einem abgetrennten Fuß dagegen muß ich mich ganz auf den Ersatz einstellen, ihn ganz als das nehmen, was er ist, ohne Kompromiß. Da ist etwas absolut Positives gefordert.

Steckt in diesem Positiven nicht doch ein Stück Verdrängung?

Natürlich, und zwar absolut, und das ist keine Verdrängung mehr im negativen Sinn. Nicht ich verdränge meine Füße, das habe ich übrigens nie getan, sondern die Prothesen haben die Füße restlos verdrängt, indem sie sie ganz und gar ersetzen. Natürlich, etwas bleibt, solange es den Phantomschmerz gibt. Ich glaube nicht, daß er ein Symptom einer Verdrängung ist. Denn die begrabenen Füße drängen nicht danach, an die Oberfläche zu kommen und zu mir zurück zu kommen. Oder glauben Sie, Füße hätten Wiederauferstehungsphantasien? Ich meine, tote Füße?

Wie stehen Sie zu der berühmten Operation in Amerika oder jetzt auch in Innsbruck, wo sie einem ein Gliedmaß eines Spenders annähen?

Bei aller Achtung vor der Chirurgie, ich halte die Idee eines Spender-

fußes für eine große Dummheit. Stellen Sie sich vor, Sie verlieren beide Füße, ganz wie ich selbst. Dann kommt ein Krankenwagen mit Blaulicht und versorgt Euch beide, hält Sie und Ihre Füße mit derselben Obacht am Leben, und wer weiß, drei Ärzte bei den Füßen, zwei bei Ihnen, weil jemand anderer schon dringend auf Ihre Füße wartet. Zu Hause wartet auf Sie Ihre Frau, im Krankenhaus wartet ein Millionär auf Ihre Füße. Die Überlebenschancen sind verschieden. Und dann stellen Sie sich vor, es gibt zwei verschiedene Krankenwägen, und Ihre Füße überholen Sie auf dem Weg zur Intensivstation, wenn sie nicht schon zuerst abgefahren sind. Dann kommt der Augenblick, wo Einer von Euch beiden den Bach runtergehen muß.

Warum?

Sonst nähden die Chirurgen Ihre Füße wieder Ihnen selbst an, und es gibt gar keinen Spenderfuß. Also einer muß draufgehen, und ich möchte nicht wissen wer, wenn es um das Spendergeschäft geht. Natürlich kann es Ihnen auch passieren, daß Sie beide den Unfall überleben, Ihnen werden aber die Füße von jemand anderem angenäht, der wiederum seine Füße Ihnen spendet, einfach, weil es das bessere Geschäft ist. Was dann passiert, möchte ich mir gar nicht ausmalen.

Was passiert?

Sie treffen sich im Krankenhauspark, stehen einander gegenüber und bewundern gegenseitig die eigenen Füße am jeweils anderen. Es dauert keine zwei Sekunden, und sie schlagen sich tot. Denn so einfach kann man die Trennung nicht vergessen, und zwar auf beiden Seiten, nein, auf allen vier Seiten nicht. Moment, bei beiden Füßen sind es sogar acht Seiten, bei denen die Nervenfasern auseinandergegangen sind. Das schlägt ein. Man geht ja nicht mit der Vorstellung im Kopf herum, daß man ganz plötzlich ohne die eigenen Füße dasteht, sondern auf denen des anderen, der sich wiederum mit den totgeglaubten wichtig macht. Da gibt es dann ein Eifersuchtsdrama, das können Sie mir glauben.

Ich kann es mir vorstellen.

Wie es einem da geht, kann man sich gar nicht vorstellen, solange man noch auf seinen eigenen beiden Beinen steht, fest im Leben, wie man so schön sagt. Wie es ist, wenn Nervenfasern auseinandergehen, und zwar endgültig. Wenn sie auseinandergehen, dann endgültig, keine Wiederannäherung, kein Wiederannähen hilft darüber hinweg. Nervenfasern haben ein längeres Gedächtnis.

Man kann es sich nicht vorstellen, wie es ist, wenn man amputiert ist?

Nein, solange die zerrissenen Nervenfasern nicht mitreden, hilft Ihnen die ganze Vorstellung nicht weiter. Es denkt sich so leicht: Warum nur die Füße und nicht auch die Hände, warum nur die Hände und nicht

auch der Rumpf, warum nur der Rumpf und nicht auch der Kopf? Aber wenn Sie Ihre Füße wirklich verlieren, ist es Tatsache, kein Spiel in der Vorstellung! Eine der wenigen harten Tatsachen, würde ich sogar sagen, die durch keinen Kunstgriff rückgängig zu machen ist. Davon kann der Nichtamputierte nichts wissen, weil es ein Körperwissen ist.

Aber ich weiß als Nichtamputierter zumindest, daß eine Amputation möglich ist.

Die Möglichkeit, an die Sie denken, ist die falsche. Der Verlust eines Körperteils ist erst möglich, wenn er wirklich ist. Nicht weil er möglich ist, kann er wirklich so sein, sondern umgekehrt, erst wenn der Verlust eines Körperteils wirklich ist, ist er möglich und denkbar. Die Amputation ist eine Art umgekehrter Gottesbeweis. Dann, wenn er da ist, ist er unwiderlegbar. Vorher hat der Körper, allem voran der Kopf, überhaupt keine Ahnung davon, dann jedoch, ist es einmal passiert und der Körper ist entzwei, kann er es sich gar nicht mehr aus dem Kopf schlagen, daß er mit seinen Teilen nicht notwendig in eins gehen muß. Das ist ein Körperwissen von der nicht unbedingt notwendigen Verknüpfung seiner Teile. Das übergeht man aus der Warte des Nichtamputierten und man gibt sich der Vorstellung von einer Körpertrennung hin, als würde man kurz sein Lieblingsspielzeug ausleihen. So kommt man auch auf die banale Idee eines Spenderfußes. Nun, diese Ignoranz und dieses Nichtwissen der Nichtamputierten rächt sich leider oft am allerbittersten am Amputierten und Wiederzusammengenahten selbst. Ihm droht Hepatitis C.

Immerhin hat er nicht mit Phantomschmerzen, sondern mit wirklichen Schmerzen zu tun.

Ja, aber um den werde ich ihn nicht beneiden. An was ich denke, wenn ich vom Ersatz für den Phantomschmerz träume, der ja ein ganz gewöhnlicher Schmerz ist, das ist ja nicht nur ein Schmerz, sondern ein künstlicher Schmerz, ein Schmerz auf zweiter Stufe, ein wirklicher künstlicher Schmerz!

Wie kann man sich einen künstlichen Schmerz vorstellen?

Wir können uns eben nicht alles vorstellen. Aber ich denke, es ist ein Schmerz, der nicht nur schmerzt, sondern künstlich schmerzt. Ich denke, man kann mit diesem Schmerz höherer Stufe alles machen, was man mit dem gewöhnlichen Schmerz machen kann. Sich krümmen, ihn erleiden und erdulden, ihn besänftigen. Wie sich das aber anfühlt, ob es weh tut oder nicht, und in welcher Weise, darauf darf man gespannt sein. Die Vorstellung bleibt hier wie so oft in fragen Amputation auf halber Strecke stecken.

Erlauben Sie eine klinische Frage: Wie unterscheidet sich die Amputation als chirurgische Operation von einer anderen,

gewaltsamen Körperteilabtrennung, die durch einen Unfall erfolgt? Diese Unterscheidung läuft aufs selbe hinaus, und zwar auf Prothesen. Und da bei uns Prothesenträgern logischerweise die Prothese und nicht der Unfall oder der Chirurg im Vordergrund steht, wenn wir uns unterhalten, weil wir nach vor und nicht zurück schauen, gehören wir ohne Unterschied zur Gemeinde der Amputierten.

Welchen Tip geben Sie anderen Amputierten?

Behinderung nie als Belastung sehen, trotz aller Rückschläge positiv bleiben. Sich nicht verunsichern lassen, aus der Behinderung kein Geheimnis machen, das ist für jede Seite unangenehm. Falls jemand die Hand verloren hat und er einem anderen vorgestellt wird, sollte er zum Händeschütteln die Prothese reichen und fest zudrücken. Schon im Händedruck ein wenig über die Schmerzgrenze der andern Person gehen, das nimmt ihr die Befangenheit, über Handprothesen zu sprechen. Das wichtigste für jeden Amputierten ist jedoch, sich vom Phantomempfinden nicht irreführen zu lassen. Dieses sehr reale Gefühl täuscht vor, daß der fehlende Körperteil noch vorhanden sind. Wenn Du frisch amputiert bist, denke an das Phantomempfinden, wenn Du ohne Prothesen aus dem Bett steigst oder Dich von einem Stuhl erheben willst. Schau immer nach unten, um dich daran zu erinnern, daß dein Fuß nicht da ist. Sonst stehst du auf, um deinem Arzt zu gratulieren, und fällst dabei auf den Boden.

Herr Thomas Whitt, vielen Dank für die Tips und unser Gespräch.

+ +

Luretta Maas, wie hat es mit Ihrer schlimmen Krankheit angefangen? Nicht so schlimm. Ich wuchs in Petaluma auf, einem Städtchen nördlich von San Francisco. Meine Mutter war ein wenig behindert, mein Vater nicht.

Was hat Ihre Mutter gehabt?

Sie war gehbehindert und hat gehumpelt, mein Vater hatte gar nichts.

Und Ihre Geschwister?

Auch nichts. Meine Kindheit war sehr glücklich. Gern denke ich an diese sorglosen Tage zurück. Damals hatte ich keine Ahnung, daß sich in meinem Körper etwas abspielte, was mir einen Großteil meiner Frei-



Luretta Maas: »Es gibt viele Gesunde, die einen Behinderten verlegen machen.«

heit rauben sollte. Ich kann mich erinnern, daß ich in meinem letzten Schuljahr, 1960, mit meiner besten Freundin über Schmerzen in mehreren Fingern sprach.

Schmerzen in der ganzen Hand?

Bald darauf hatte ich so starke Schmerzen auch in den Füßen, daß meine Mutter mich nach San Francisco in ein Krankenhaus brachte, wo ich ungefähr sechs Tage blieb. Ich war damals 18 Jahre alt. Die Untersuchungen ergaben, daß ich an chronischer Polyarthrititis litt.

Ein Alter, in dem man lieber andere Dinge unternehmen möchte, nicht wahr?

Ganz und gar, mir aber injizierte man Natriumaurothiosulfat, dann Prednison und danach eine andere Art von Kortison. Insgesamt 18 Jahre lang erhielt ich diese Mittel.

18 plus 18, also bis 36?

Jedes linderte die Schmerzen für ein paar Jahre, wirkte dann aber nicht mehr und wurde durch ein anderes ersetzt.

So lang anhaltende Schmerzen kann man nicht ignorieren.

Das konnte ich nicht, und so suchte ich verzweifelt nach einer anderen Therapie. Dabei stieß ich auf einige alternative Behandlungsmethoden, die mir ein wenig halfen. Ich bin dankbar, daß ich heute nicht so starke

Schmerzen habe wie in den Phasen, als die Krankheit in meinem Körper einen aggressiveren Verlauf nahm.

Geht diese Krankheit auf eine erbliche Belastung zurück?

Nicht direkt, glaube ich. Im Jahr 1975 entdeckte mein Sohn eines Tages ein Buch, in dem meine Mutter Aufzeichnungen über mich gemacht hatte, als ich noch ein Baby war. Darin stand, daß ich im Alter von 6 Monaten wegen einer vergrößerten Thymusdrüse mit Röntgenstrahlen behandelt worden war. Ich halte es für möglich, daß diese Behandlung im Säuglingsalter der Grund für meine heutige Verfassung ist. Wenn ja, dann war das ein schrecklicher Fehler!

Ein Fehler Ihrer Mutter?

Nicht direkt.

Welche familiären und beruflichen Aussichten haben Sie gehabt?

Ich heiratete 1962. Im Jahr 1968, als die Krankheit noch nicht so weit fortgeschritten war, arbeitete ich zusammen mit Lynn, meinem Mann, in unserer eigenen Bäckerei. Wir standen jeden Morgen so gegen 4 Uhr auf, und mein Mann bereitete den Teig zu. Zwischendurch, solange das Brot im Ofen war, hielt er manchmal ein Nickerchen auf den Mehlsäcken. Wir schnitten das Brot in Scheiben, verpackten es, und Lynn lieferte es dann aus. Gelegentlich kam ein kriegsversehrter Versicherungsvertreter zu uns in die Bäckerei und erzählte uns etwas über behinderte Künstler, über Fuß- und Mundmaler, mit denen er in Kontakt war und die ihm schon ein paar schöne Sachen gemacht haben.

Haben Sie Interesse an Kunst gehabt?

Er fand bei uns hörende Ohren, aber wir waren einfach zu beschäftigt. Unser Kundenstamm wurde immer größer, so daß wir durch unsere Arbeit sehr eingespannt waren. Zu unserer Freude wurde unser Betrieb von einer anderen Bäckerei aufgekauft. Lynn fand in dieser Bäckerei eine Beschäftigung, und ich arbeitete in einem Schönheitssalon.

Was haben Sie im Schönheitssalon gemacht?

Ich habe den Teig für die Gesichtsmasken angerührt und manchmal auch aufgetragen. Das war zwar viel leichter als die Bäckerarbeit, aber als sich die Arthritis verschlimmerte, konnte ich nur noch drei Tage in der Woche arbeiten und mußte schließlich ganz aufhören.

Was machten Sie dann?

In dieser Zeit besuchte mich regelmäßig dieser befreundete Kriegsversehrte, von dem ich schon erzählt habe, der behinderte Versicherungsvertreter und er bot mir immer eine andere Nummer der Zeitschrift »Handicaps Now!« an. Um ihm einen Gefallen zu tun, nahm ich die Zeitschriften jedesmal entgegen und gab ihm einen Beitrag. Wenn er gegangen war, legte ich die Schriften auf ein Regal, wo sie ein paar Tage ungelesen liegenblieben, bis einer von uns beiden sie wegwarf.

Das war wirklich schade, denn heute kennen wir ihren geistigen Wert. Damals jedoch war Behinderung für uns eher ein peinliches Thema.

Wie fanden Sie dann eine andere Einstellung zum Thema der Behinderung?

Eines Abends unterhielt ich mich mit meinem Mann darüber, welche Ansprechpartner einem Kranken wirklich nutzen, und wir sind darauf gekommen, daß es einen Kranken wie mich noch kranker macht, wenn er sich nur mit gesunden Leuten unterhält, die einen nur bemitleiden und bedauern. Es gibt viele Gesunde, die einen Behinderten verlegen machen. Oft hat man das Gefühl, sie fühlten sich schuldig an der Krankheit ihres Gesprächspartners. Man zeigt sie ihm, ob man es so will oder nicht. Wenn man richtig krank ist, kann man nicht umhin, die Krankheit zu zeigen und das hat den Effekt, daß der Gesunde seine Gesundheit zeigt und sich gleich darauf schämt. Dann zieht er sich zurück und simuliert auch ein wenig etwas Krankhaftes, und das ist dann richtig beleidigend für den, der gar nicht anders kann.

Sie suchten also andere Ansprechpartner für ihre Krankheit?

Wir machten uns auf die Suche nach Weggefährten. Zunächst wandten wir uns an eine kleine Gruppe von Rollstuhlfahrern in unserer Straße, fanden dort aber nicht die erhoffte Erbauung. Die Rollstuhlfahrer sprachen hauptsächlich über lokale Probleme.

Haben Sie andere Gefährten gefunden?

Der Mann, die mir die Zeitschriften brachte, kam nun schon ungefähr ein Jahr, doch es blieb alles beim Alten, bis ich schließlich das ›Handicaps Now!‹ vom 8. Oktober 1968 las mit dem Thema ›Ist es später, als du denkst?‹ Der Inhalt sprach mich an, und glücklicherweise ging es meinem Mann genauso. Mein Mann hat – anders als mein Vater übrigens – wirklich darunter gelitten, daß er im Grunde gar nichts von Behinderungen weiß, obwohl er Hand in Hand mit einer Behinderten lebt.

Vielleicht wurde ihm das bewußt, weil er mit einer Behinderten lebt?

Kann sein. Wir begannen jedenfalls ein richtiges Studium und sogen die Behindertenzeitschrift wie ein Schwamm auf. Bald haben wir durch den Versicherungsvertreter selbst Kontakt zu den behinderten Künstlern aufgenommen und konnten von all den Dingen, die wir bei ihnen lernten, nicht genug bekommen. Bald waren wir mit diesen Künstlern richtig befreundet, und die hatten wiederum Kontakt zu anderen Künstlern, so wurde der Freundeskreis immer größer.

Ging es Ihnen dann ein wenig besser?

Ja und nein. Beides, geistig und körperlich. Mit der Zeit fiel es mir schwer, mich zu setzen oder aufzustehen, geschweige denn zu laufen.

Um in ein Auto einzusteigen oder um auszusteigen, mußte ich die Knie mit Gewalt beugen. Aber ich hatte gelernt, mich mit meinen Grenzen abzufinden und mit Schmerzen zu leben, die mir oft die Tränen in die Augen trieben. Also machte ich mir stundenlang mein Make-up, und dann zogen wir los zu den Künstlerfreunden.

Sie und Ihr Mann?

Wir versuchten, ein- oder zweimal wöchentlich dorthin zu gehen, bis es mir wegen der Steifheit und der Schmerzen in den Knien und den Füßen nicht mehr möglich war. Oft machte ich mir Sorgen, ich könnte hinfallen und wäre dann nicht mehr imstande aufzustehen.

Haben die Künstler auch in dieser schweren Situation geholfen?

Es war und ist mir eine Hilfe, mit künstlerischen Menschen zu sprechen, und ich habe bemerkt, ob sie behindert sind oder nicht, das spielt bei ihnen keine große Rolle. Manchmal schreie ich unter vielen Tränen, und ein Künstler schreit mit, nicht weil er Schmerzen hat oder simuliert, sondern weil er einfach schreien muß. Das ist schon sehr befreiend. Künstler sind so, sie spielen alle Schmerzen und Qualen durch, ohne Scheu und Mitleid, und dann empfinden sie auch, was sie spielen.

Künstler können auch stumme Schreie ausstoßen und tränenlos weinen.

Da sehen Sie das gemeinsame: Chronische Polyarthrititis kann auch mit trockenen Augen einhergehen. So konnte ich mir auch oft nicht durch Tränen Erleichterung verschaffen, selbst wenn ich weinte. Mitunter war die Trockenheit so schlimm, daß es mir schwerfiel zu lesen. Oft ging ich mit geschlossenen Augen umher, weil die Bewegungen der Augenlider scheuerten. Es war fast so, als wäre ich blind. Zeitweise mußte ich alle fünf Minuten Augentropfen nehmen. Schlimmer noch war, daß ich mir die Augen mit Salbe einreiben und fünf bis sechs Tage lang verbinden mußte, bis es mir besserging. Doch bald wiederholte sich das Ganze und ich konnte wieder nichts sehen.

War diese kurzzeitige Blindheit ein Grund mehr für Ihr Interesse an bildender Kunst?

Es war nicht leicht, sich plötzlich ohne diesen gewöhnlichen Bildern zurechtfinden zu müssen, die einem das Augenlicht Tag für Tag schenkt. Und hier haben mir die künstlerischen Bilder wirklich geholfen, weil sich meine Freunde über sie mit so vielen Worten unterhielten, die ich verstand, und weil ich damit auch meine eigenen Bilder sehen gelernt habe, die aus der Dunkelheit in mir aufgestiegen sind.

Haben Sie auch versucht, diesen Bildern Ausdruck zu verleihen?

Natürlich war das mein Wunsch. Zuerst habe ich über sie geredet, wie meine Künstlerfreunde von ihren gemalten Bildern, dann hat ein Freund meinem Mann den Tip gegeben, es doch einmal selbst mit dem

Mundmalen zu versuchen und nach meinen Anweisungen Bilder anzufertigen.

Warum mit dem Mund und nicht mit der Hand?

Glauben Sie mir, ein ungeübter Mund lernt schneller als eine ungeübte Hand. Nach Tagen, als ich meine Augenbinde abnehmen durfte, war ich oft über die Genauigkeit erstaunt, mit der die mundgemalten Bilder meines Mannes mit meinen inneren Bildern übereinstimmten, so weit ich mich an sie im einzelnen noch erinnern konnte.

Können Sie mir eines davon zeigen?

Da hängt eins, direkt neben Ihnen.

Starke Farben.

Ja, farbenfrohe Reflexe mit eher abstrakten Formen vor einem dunklen Hintergrund. Ein Künstler hat gesagt, es sind richtige Kompositionen.

Haben Sie es mit verbundenen Augen nicht auch selber einmal versucht?

Ich wollte es oft, aber wenn mir die Augen austrocknen, trocknet mit auch der Mund aus, und dann klebt der Pinsel, und man verliert jedes Gefühl. Einmal ist mir der Pinsel aus dem Mund gefallen, ohne daß ich es bemerkt habe und ich wollte die Farbe auftragen und klebte dabei plötzlich selbst an der bemalten Leinwand, ohne daß ich es bemerkt habe. Mein trockener Mund hat am Bild gescheuert und gescheuert, bis mein Mann schreiend ins Zimmer kam. Er dachte, jetzt sei ich wahnsinnig geworden und würde Farben essen.

Van Gogh hat auch seine Farben gegessen, heißt es.

Ja, aber er wollte es vielleicht so. Bei mir ist es dann immer schlimmer geworden. Ich mußte bald einen Rollstuhl zu Hilfe nehmen, das war eine Entscheidung, die mir sehr schwer gefallen ist. Ich hatte sie so weit wie möglich hinausgeschoben, doch schließlich blieb mir nichts anderes übrig. Lynn kaufte einen hohen Bürodrehstuhl mit einem großen fünfarmigen Fußkreuz. Damit bin ich im Haus beweglicher.

Haben Sie auch andere Hilfsmittel?

Ich benutze einen Greifer. Es war für mich frustrierend, nach etwas zu greifen, weil ich den Arm nicht weit ausstrecken konnte und es mir mit meinen gekrümmten Fingern schwerfiel, etwas festzuhalten. Mit dem Greifer kann ich etwas vom Boden aufheben, einen Schrank öffnen und Geschirr herausholen oder etwas aus dem Külschrank nehmen. Da ich im Umgang mit meinem Greifer immer geschickter werde, bin ich in der Lage, einige Hausarbeiten zu erledigen. Ich kann kochen, Geschirr spülen, aufwischen, bügeln und Wäsche zusammenlegen. Ein wenig stolz macht es mich schon, wenn ich meine Fähigkeiten steigere, und ich bin froh, daß ich im Haushalt noch einiges tun kann. Was ich früher allerdings innerhalb von Minuten schaff-

te, nimmt heute Stunden in Anspruch.

Können Sie mit dem Greifer auch künstlerische Arbeiten verrichten?

Ein Freund machte mir einen Aufsatz für Pinsel und Bleistifte. Es dauerte eine gewisse Zeit, bis ich den Mut aufbrachte, mir mit dem Greifer Ausdruck zu verleihen. Ich fühlte mich lange dazu nicht in der Lage, aber inzwischen bereitet es mir Freude, und ich habe schon einigen Erfolg gehabt. Zu meiner Überraschung war es an der Staffelei nicht schwerer als im Haushalt.

Denken Sie auch an eine Ausstellung?

Im Laufe der Jahre habe ich schon viele schöne Bilder gemacht, aber eine Ausstellung liegt mir fern. Es ist auch schwierig, daß wir uns alle an einem gemeinsamen Ort treffen, ich spreche von Behinderten. Aber ich kann über ›Handicaps Now!‹ etlichen, die Interesse zeigen, Fotos meiner Bilder schicken und bekomme auch selbst welche geschickt. Mit einigen rede ich am Telefon über die Kunst von Behinderten, und inzwischen ist ein ganzes Telefonnetz entstanden, über das wir uns über unsere Bilder unterhalten, uns gegenseitig anregen, und wir können auf gegenseitige Anweisungen auch etwas Kreatives für einander machen.

Sind behinderte Künstler kontaktfreudiger als andere?

Nicht von vornherein. Eine Frau sagte mir, ihrer Meinung nach reiche es, wenn sie Bilder für sich allein mache. Nach mehreren Gesprächen und nachdem ich ihr meine Umstände geschildert hatte, war sie jedoch einverstanden, sich in unser kleines Künstlernetz einzuschalten. Als ich ein andermal jemand anrufen wollte, nannte mir eine Ansage eine neue Nummer. Sie war außerhalb des Ortsnetzes. Obwohl ich immer nur Ortsgespräche führe, fühlte ich mich gedrängt, diese neue Nummer zu wählen. Eine Frau nahm das Gespräch entgegen, und nachdem ich mit ihr eine Weile gesprochen hatte, sagte sie, daß ihr Mann und sie Menschen wie mich kennenlernen wollten, die trotz ihrer ganzen Behinderung zu einer kreativen Leistung fähig sind. Daher fuhren Lynn und ich zu ihnen nach Hause – eine Strecke von zirka einer Stunde –, und sie haben uns auf die Idee einer Homepage für unsere Bilder gebracht, die sie seither in Angriff genommen haben und auch später betreuen werden

Also doch eine Art Ausstellung?

So gesehen ja, mit dem Vorteil, daß neue Anwerber mit den Bildern im Netz viel leichter aufgenommen werden können. Man bekommt so viel mehr zu sehen, auch halbfertige Bilder soll es da geben dürfen, die andere weiter malen können. Es wird eher ein Spiel wie ›stille Post‹ zum Beispiel.

Stille Post?

Es macht mich glücklich, mit Bildern über Bilder sprechen zu dürfen,

mit Bildern auf Bilder antworten zu dürfen. Unlängst sagte mir eine Frau: ›Immer wenn ich mit ihnen rede, wird mir bewußt, daß ich mehr und mehr Bilder in mich aufnehme.‹ Ich weiß, daß die Bilder, die ich vermittele, durch andere hindurchstrahlen können. Wie glücklich sind wir doch, daß auch unsere beiden Kinder die schöne Kunst angenommen haben! Unsere Tochter Terri ist mit einem netten Bildhauer verheiratet, und die beiden haben vier Kinder, an denen ich sehr hänge. Es ist wirklich herzerfreuend, daß auch unsere Enkel meine Bilder lieben. Unser Sohn James und seine Frau Tuesday haben sich für ein Kunstgeschichtsstudium entschieden.

Welche Bilder malen Sie heute?

Alles, woran man sich erfreuen kann. Einen schönen Sonnenuntergang finde ich herrlich. Ich freue mich an der Vielfalt der Blumen und an ihrem Duft. Ich liebe Rosen! Ich kann nicht sehr oft das Haus verlassen, aber wann immer es mir möglich ist, genieße ich die warmen Sonnenstrahlen. Ich schließe die Augen und versetze mich in Gedanken in die Berge, wo sich unsere Familie auf einer blumenübersäten Wiese einen schönen Tag macht. Ganz in der Nähe fließt ein murmelnder Bach vorbei, und es gibt für jeden mehr als genug süße, saftige Wassermelonen. Wenn ich irgend kann, male ich Bilder, die mich an das verheißene irdische Paradies denken lassen. Dabei stelle ich mir vor, ich wäre selbst dort.

Sind sie religiös?

Irgendwann führt das Leiden zum Licht. Ich möchte einen Zyklus zur Bibel machen. Es gibt da so viele schöne Stellen. Paulus verglich sein Leiden mit einem Satansengel, der ihn immer wieder schlug. Aber er sagte auch: ›Wenn ich schwach bin, dann bin ich machtvoll.‹ Sehen Sie, und so habe ich auch das Empfinden, daß das Wenige, das ich gegenwärtig trotz meiner sehr engen Grenzen tun kann, von Gottes Kraft kündigt.

Was wäre, wenn Jesus Sie fragte: ›Willst du gesund werden?‹

Meine Antwort auf diese Frage wären nichts als Freudentränen! Jesus sprach: ›Steh auf, heb dein Tragbett auf, und geh umher.‹

Wie viele einer solchen Aufforderung doch entgegensehen!

Luretta Maas, danke für das Gespräch.

+ +

Jorge Pessao, erzähl' uns was von Deiner Geschichte.

Ich war unterwegs, um Nachbarn zu besuchen. Während ich mich mühsam vorwärts kämpfte, rief mir ein zerlumpter Bettler zu: ›Jorge, bettelst du nicht mehr? Bist du reich geworden?‹ Ja, ich bin Jorge. Ich habe mich 15 Jahre lang vom Betteln ernährt, aber jetzt bettelle ich nicht mehr. Ich antwortete: ›Ja, ich bin jetzt reicher als der Zuckerfabrikant.‹ Im Nordosten Brasiliens zählen die Zuckerfabrikanten zu den reichsten Leuten.

Und, bist Du reicher wie ein Zuckerfabrikant?

Ich fühle mich reich, obschon ich in materieller Hinsicht immer noch wenig besitze. Der Mann, mit dem ich früher gemeinsam bettelte, war verblüfft. ›Warum hast du bloß das Betteln aufgegeben?‹ wollte er wissen.

Ich frage mich, warum Du überhaupt zu betteln anfingst?

Das kam so: Ich wurde 1930 geboren. Meine beiden Beine waren von Geburt an gelähmt. Damals wohnten meine Eltern in einer kleinen Ortschaft im Staat Paraíba, Brasilien. Sie verdienten sich den Lebensunterhalt durch Feldarbeit. Meine elf Brüder und Schwestern und auch ich mußten ebenfalls auf dem Land arbeiten, um unseren Eltern zu helfen. Ich kauerte auf dem Boden und stützte mich dabei auf die Hände. So versuchte ich, so gut es ging, zu arbeiten. Mein Vater plagte sich von früh bis spät. Nicht einmal an Sonn- und Feiertagen hatte er frei. Das Geld, das uns die Ernte eintrug, reichte, nachdem wir die Pacht bezahlt hatten, nicht mehr für Kleidung oder Medikamente.

Ich sehe, Du besitzt mehrere Musikinstrumente, von wem hast Du die Liebe zur Musik geerbt?

Von meinem Großvater habe ich die Liebe zur Musik geerbt. Ich lernte Geige und Akkordeon spielen, und jahrelang musizierten wir bei regionalen Festen. Als ich 14 Jahre alt war, wurde mein Vater krank. Um Arzneimittel kaufen zu können, mußten wir alles verkaufen, was wir besaßen. Ich weinte bitterlich, als ich meine Geige hergeben mußte. Leider starb mein Vater kurz danach, und fünf Tage später starb auch meine Mutter. Sie hinterließen zwölf Waisen – arme, hungrige Kinder, die nicht wußten, was sie tun oder wohin sie gehen sollten.

Zwölf Waisenkinder, wie traurig.

Und eines davon behindert! Leute, die es zwar gut meinten, sagten zu uns: ›Kinder, findet euch mit eurem Los ab. Es ist Gottes Wille.‹ Dieser Standpunkt war für uns keine Ermunterung. Wir trennten uns, und jeder ging seiner Wege.

Wie konntest Du Deinen Lebensunterhalt verdienen?

Ich zog nach Santa Rita und fing wieder an, bei Dorffesten zu musizieren.



Jorge Pessao: ›Ja, anstatt zu betteln, mache ich nun CB-Funk.‹

Du hattest aber keine Geige mehr?

Ich mußte die Instrumente mieten, und häufig blieb mir nicht genug Geld, um die Miete für die Hütte zu bezahlen, in der ich – ein behinderter Mensch, der keine Hoffnung hatte – wohnte. Einmal wurde ich eingeladen, auf einem Volksfest zu spielen. Meine Behinderung gab Anlaß zu einigen Kommentaren, und ich erzählte, in welcher Notlage ich mich befand. Viele hatten Mitleid mit mir und sagten: ›Besuche mich zu Hause, und ich werde dir etwas geben.‹ Das tat ich und erhielt vieles geschenkt. Schließlich fand ich, daß ein Bettler gar nicht so schlecht lebt. Es dauerte nicht lange, da hatte ich eine regelrechte Route.

Zogst Du allein herum?

Nach einiger Zeit fand ich eine Frau, die bereit war, mit mir zusammenzuleben. Die Kleidung, Schuhe, Lebensmittel und anderen Sachen, die ich auf meiner ›Route‹ geschenkt erhielt, reichten für uns beide. Ich war wirklich behindert, und viele andere Bettler sind das auch. Aber ich erfuhr bald, daß manche Personen vom Betteln leben, die gesund und stark sind.

Das sind doch betrügerische Methoden?

Es gibt Bettler, die es wunderbar fertigbringen, Traurigkeit und Fröm-

tigkeit vorzutäuschen und das Mitleid der Leute zu erregen. Einer meiner früheren ›Kollegen‹ zum Beispiel war darin so tüchtig, daß die Almosen, die er erhielt, ausreichten, um seine große Familie zu ernähren. Häufig fuhr er nach dem fast 3.000 km entfernten Rio de Janeiro und ›arbeitete‹ in jener Stadt, weil die Bevölkerung dort bessergestellt ist. Einmal ging er die ganze Strecke zu Fuß und bettelte in jedem Dorf, wobei er sich von einem seiner Kinder führen ließ und sich als blind ausgab. Ich traf ihn ab und zu, und jedesmal sagte er: ›Jorge, ich fühle mich wohl, ich fühle mich wirklich wohl.‹

Nein, so ein Betrüger!

Eine Frau, die in unserer Nähe wohnte, gab vor, verwitwet zu sein, und ging immer schwarz gekleidet. In Wirklichkeit hatte sie einen Mann und zwei Kinder und besaß ein Haus. Sie erhielt nicht nur Geld und Lebensmittel geschenkt, sondern gelegentlich auch Kleiderstoffe, die sie dann verkaufte. Während sie ›arbeitete‹, ließ es sich ihre Familie zu Hause wohl sein.

Das war doch Betrug!

Eine andere Frau, die bettelte, wandte noch einen raffinierteren Trick an. Sie nahm ein schmutziges, weinendes Kind aus der Nachbarschaft auf den Arm und trug es durch die Straßen, indem sie jammerte: ›In Gottes Namen, haben Sie Erbarmen. Helfen Sie mir, Milch für mein Kind zu kaufen.‹ Das weinende Kind erregte natürlich Mitleid, und sie erhielt von vielen Passanten Almosen. Dann kehrte sie nach Hause zurück, übergab das Kind seinen Eltern und bezahlte ihnen eine Kleinigkeit dafür, daß sie ihr das Kind ›ausgeliehen‹ hatten.

Nein, ich glaub's nicht!

Ferner gibt es Bettler, die gedruckte Karten verwenden, auf denen steht: ›Herr X, wohnhaft in der Straße Y, eine Straße, die es gar nicht gibt, ist blind und benötigt Ihre Hilfe, damit er für seine Kinder sorgen kann.‹ Ein solcher Bettler steigt in einen Bus ein, gibt jedem Fahrgast eine der Karten und sammelt sie später samt den Spenden wieder ein. Andere zeigen auffällig ihre Wunden und betteln um Geld für einen chirurgischen Eingriff. Sie erzählen jahrein, jahraus die gleiche Geschichte, ohne sich je operieren zu lassen.

Nein!

Bettler wechseln ziemlich häufig den Geschlechtspartner.

Ja?

Auch ich tat das.

Nein!

Wenn ich einer Frau überdrüssig war oder wenn sie mir auf die Nerven fiel, schickte ich sie einfach weg und nahm mir eine andere.

Kann man glücklich sein, wenn man so zügellos lebt?

Ich jedenfalls war es nicht. Ich sehnte mich nach einem Ausweg. Ich schämte mich vor mir selbst und weinte häufig. Immer wieder sagte ich mir: ›Eines Tages wirst du die Bettelei aufgeben und dich anderswie ernähren können.‹ Einige Vorkommnisse brachten mich zum Nachdenken. In Campina Grande trank sich mein Gefährte, der mit mir zusammen bettelte, einen Rausch an. In einem Lokal brüllten ihn die Männer an: ›Such dir Arbeit, du fauler Streuner, du nichtsnutziger, besoffener Kerl.‹ Das gab mir einen Stich ins Herz, denn ich war der Meinung, daß jemand, der so körperbehindert war wie ich, sich nur mit der Bettelei durchbringen kann. Wenn ich deprimiert war, sagten mir Personen, die mir regelmäßig etwas schenkten: ›In unseren Augen bist du kein Bettler. Wir helfen dir gern, Jorge.‹ Aber die meisten Leute reagierten anders. Ein Mann schrie: ›Scher dich zum Teufel und bettle bei ihm!‹

Machte Dich das traurig?

Das machte mich sehr traurig. Ich fragte mich, würde ich mein ganzes Leben lang betteln müssen?

Aber wie hast Du es geschafft, von der Bettelei loszukommen?

Eines Tages, als ich im Bus nach Hause fuhr, nachdem ich in der Hauptstadt unseres Bundesstaates gebettelt hatte, begann ein junger Mann, der neben mir saß, sich mit mir zu unterhalten. Er zog ein CB-Funkgerät hervor und zeigte mir, daß man damit mit vielen Menschen in Kontakt treten könne, die man gar nicht kenne. Das hatte ich noch nie gehört: Eine weltweite Gemeinschaft von CB-Funkern. ›Inzwischen beläuft sich diese Gemeinschaft auf über 7 Millionen‹, sagte er. Ich horchte auf. ›Vielleicht ist das eine Möglichkeit, von dem miserablen Bettlerleben loszukommen‹, dachte ich. Wir vereinbarten einen Zeitpunkt, zu dem er mich besuchen sollte. Zur verabredeten Zeit erschien er in meiner bescheidenen Wohnung, und wir setzten das Gespräch fort. Bevor er sich verabschiedete, vereinbarten wir einen weiteren Termin. Aber nachdem er weggegangen war, fiel mir ein, daß im Wodu-Zentrum, das ich regelmäßig besuchte, zu derselben Zeit eine Sitzung stattfand. Die ganze Woche überlegte ich: ›Was soll ich tun? Meine Vereinbarung einhalten oder die Wodu-Veranstaltung besuchen?‹

Wie entscheidest Du Dich?

Ich entschied mich natürlich für den CB-Funk.

Und hast Du diesen Entschluß jemals bereut?

Nein, diesen Entschluß habe ich nie bereut. Nachdem ich eine Zeitlang funkte, löste ich die Verbindung zum Wodu-Zentrum und begann ausschließlich zu funken.

Wie gings mit Deinem Bettlerleben weiter?

Ich wollte das Bettlerleben unbedingt aufgeben. Aber wie sollte ich eine Beschäftigung erhalten? In diesem Teil des Landes ist es sogar für

Personen, die nicht behindert sind, schwierig, Arbeit zu bekommen.

Was konntest Du tun?

Einer meiner neuen Bekannten erklärte mir über das Funkgerät, wie man Makronen herstellt. Aber obschon ich mich sehr bemühte, reichte der Erlös aus dem Verkauf des Gebäcks für unseren Lebensunterhalt nicht aus. Deshalb bettelte ich weiter. Ich war entmutigt.

War nun alles verloren?

Ich wollte es herausfinden. Ich durfte nicht mehr mich selbst bemitleiden. Daher sagte ich zu meiner Freundin: ›Ab nächste Woche werde ich nicht mehr betteln gehen.‹

Wie reagierte Deine Freundin?

Sie war verblüfft. ›Wovon sollen wir dann leben? Wir werden bestimmt verhungern‹, meinte sie. ›Vertraue mir!‹, sagte ich. Von da an habe ich nie mehr unser Brot erbettelt, und es ist mir stets gelungen, durch meiner Hände Arbeit das zum Leben Notwendige zu beschaffen.

Doch wie war das möglich?

Über Funk bekam ich weitere Ratschläge, die mir halfen, das für die Herstellung der Backwaren – ich verkaufe immer noch Makronen – nötige Rohmaterial zu beschaffen. Ferner sammle ich in unserer Stadt mehrmals in der Woche Altpapier und verkaufe es. Nach einiger Zeit halfen mir die CB-Funker auch, den Antrag auf Zahlung einer kleinen monatlichen Invalidenrente zu stellen. Darauf heiratete ich meine Freundin, mit der ich jahrelang zusammengelebt habe. Inzwischen setze auch ich mich für andere notleidende CB-Funker ein. Es macht mich sehr glücklich, daß ich etwas für andere tun darf.

Und Deine Frau?

Anfänglich war meine Frau von all dem, was ich tat, nicht ganz so begeistert. Aber zu meiner großen Freude begann dann auch sie, sich ernsthaft mit dem CB-Funk zu beschäftigen. Auch unser 10-jähriges Adoptivtöchterchen Mira macht mit.

Süß.

Manchmal treffe ich Leute, mit denen ich früher gemeinsam gebettelt habe. Wenn sie mich fragen, warum ich nicht mehr betteln gehe, gebe ich ihnen offen und ehrlich den Grund dafür an. Ferner habe ich all den gutherzigen Leuten, die mir geholfen haben, als ich in Not war, erzählt, wie ich von dem Bettlerleben losgekommen bin. Ja, anstatt zu betteln, mache ich nun CB-Funk. Da ich weiß, daß es in der heutigen Welt unmöglich ist, die Probleme der Bettler, die in echter Not sind, zu lösen, kläre ich sie darüber auf, wie mir der CB-Funk geholfen hat. Einige hören aufmerksam zu. Andere spotten.

Was hat sich in Deinem Leben verändert, seit Du Amateurfunker bist?

Seitdem befinde ich mich unter den mehr als 7 Millionen Personen rund um die Erde, die den Amateurfunk als ein begeisterndes und lehrreiches Hobby betrachten. Ich zähle mindestens einen amerikanischen Senator, einen bekannten Unterhaltungskünstler, einen Astronaut und einen König aus dem Nahen Osten zu meinen Bekannten, die ich regelmäßig anfunke.

Oder sie Dich?

Oder sie mich.

Was verbindet Euch?

Uns allen gemeinsam ist die Begeisterung für Kommunikation – das Gespräch mit Freunden oder völlig Fremden am anderen Ende der Stadt oder der Welt – mit Hilfe von Apparaten, die wir selbst bedienen.

Was ist daran so begeisternd?

Man weiß nie, wer als Nächster ›den Hörer‹ abnimmt, wo er wohnt oder was er sagen wird. Wir Amateure können viel über die Lebensweise von Leuten an den entferntesten Orten lernen.

Und das ganz ohne Beine.

So unterhalte ich Freundschaften in der ganzen Welt und wir sprechen regelmäßig miteinander per Funk, obwohl wir uns noch nie persönlich begegnet sind. Ich habe regelmäßig Kontakt mit einer jungen Dame in Houston und außerdem mit einem älteren Herrn in New York, dessen Frau kürzlich verstorben ist. Ich schlafe nicht mehr viel, sondern halte mich Tag und Nacht bei meinem Gerät auf. Funkamateure sind so ziemlich die einzigen Freunde, die ich jetzt habe. Die im allgemeinen herzliche, freundliche Atmosphäre und der im Äther vorherrschende Geist der Hilfsbereitschaft sind demzufolge für mich eine wahre Wohltat, da ich weltweit Besuche abstatte, ohne jemals meinen Rollstuhl zu verlassen.

Welches Rufzeichen benutzt Du?

B2JPB. Ich beherrsche zusätzlich das Hören und Geben von Morsezeichen. Das ist ein bißchen so wie Musik machen.

Erfordert der Amateurfunk eine kostspielige und komplizierte Ausrüstung?

Eine gute Antenne. Ich hatte schon Verbindungen mit Stationen aus aller Welt mittels meiner guten Antenne und mit nicht mehr als 10 Watt Senderausgangsleistung – das reicht gerade aus, um eine 60-Watt-Glühbirne zum Glimmen zu bringen!

Was ist meist der Grund, daß Du zu Deinem Funkgerät greifst?

Meistens möchte ich einfach irgend jemand sprechen, ohne einen bestimmten Ort im Sinn zu haben, ich stelle mein Gerät auf die allgemein übliche Amateurfrequenz ein, spreche dann mehrmals die Zeichen ›CQ, CQ‹ und anschließend das Rufzeichen meiner Station ins Mikro-

fon, und warte auf Antwort.

Was bedeutet ›CQ‹?

›CQ‹ ist eine der zahllosen Abkürzungen, die die Amateure gebrauchen. Sie drückt aus, daß der Anrufer gerne jemand sprechen möchte.

Gibt es viele Behinderte unter den Amateurfunkern?

Gegenwärtig zählen zu einem der vielen weltweiten Amateurfunknetze viele Behinderte, die regelmäßig miteinander in Verbindung treten, um sich zu unterhalten, Erfahrungen auszutauschen, auch medizinische Ratschläge usw. Es gibt festgelegte Zeiten und Frequenzen, die am meisten von dieser Gruppe – ›Behinderten Rendezvous‹ – verwendet wird. So kann also der Amateurfunk tatsächlich ein dankbares Hobby sein, bei dem man Freude empfindet und etwas lernen kann. Zudem verkörpert er eine nützliche Einrichtung, die sich für Notfälle und für den Kontakt mit Angehörigen fern der Heimat als wirklich nützlich erweisen kann.

Könntest Du einige Frequenzen des ›Behinderten Rendezvous‹ nennen?

Sprechfunk: Sonntag, Montag, Mittwoch, 2.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, 1.00 Uhr Greenwichzeit, auf Frequenz 14,300 MHz. Samstag, 22.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, 21.00 Uhr Greenwichzeit, auf Frequenz 21,375 MHz. Montag bis Freitag, 13 Uhr 30 Mitteleuropäische Zeit, 12 Uhr 30 Greenwichzeit, auf Frequenz 7,245 MHz. Täglich 12.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, 11.00 Uhr Greenwichzeit, auf Frequenz 3,965 MHz. Täglich 2.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, 1.00 Uhr Greenwichzeit, auf Frequenz 3,977 MHz.

Jorge Pessao, danke für das Gespräch.

Morsefunk: Sonntag, Montag, Mittwoch, 3.00 Uhr Mitteleuropäische Zeit, 2.00 Uhr Greenwichzeit, auf Frequenz 7,110 MHz. Sonntag, Montag, Mittwoch, 3 Uhr 30 Mitteleuropäische Zeit, 2 Uhr 30 Greenwichzeit, auf Frequenz 3,710 MHz. Und Samstag, 22 Uhr 30 Mitteleuropäische Zeit, 21 Uhr 30 Greenwichzeit, auf Frequenz 21,119 MHz.

+ +

Vera Niqueé, wie lebt es sich hier in Paris?

Ich wohne hier, wie Sie sehen, sehr schön, in einem Viertel in Paris, wo dreißigstöckige Mietshäuser über andere, halb so hohe Häuser ragen. Verglichen mit solchen Gebäuden, bin ich sehr klein – eine Frau von 1,20 m.

Waren Sie schon immer so klein?

Nein. Als ich im Jahre 1972 geboren wurde, war ich, wie man mir später erzählte, das größte Baby in der Familie. Meine Schwester aber ist im Jahr 69 viel zu früh und ganz klein auf die Welt gekommen. Bei mir wußten die Eltern, wann ich ankommen werde. Bei meiner Schwester aber waren sie ziemlich überrascht, weil sie mehr als drei Monate zu früh geboren ist. Sie wog 794 Gramm, also 5 x weniger als ich, und sie maß nur 35 cm, ich aber 53 cm.

Wie ein Spiegelbild.

Alles ist bei uns beiden genau verkehrt. Sie wollte Nonne werden, ist aber nicht hundertprozentig gläubig, ich wollte Kommunistin werden, bin aber nicht hundertprozentig atheistisch. Alles ist verkehrt. Sie heißt Lilly, ist ein Riese, und ich heiße Vera und bin ein Zwerg. Lilly kam schon nach 24 Schwangerschaftswochen zur Welt. Ich erst nach 42 Wochen.

Das ist ja seltsam. Woran das liegt?

Mama war noch sehr jung bei Lilly. Die Geburtenepidemie unter Teenagern, sie war erst 16 Jahre, hat in den 70ern dazu geführt, daß immer mehr Frühchen geboren worden sind, die Früchte der Sexuellen Revolution. Ja, da waren etwa 10 Prozent aller Lebendgeburten Frühgeburten. Diese Welle dauerte nicht lange, es folgte diese furchtbare Präterie.

Konterrevolution.

Dann kam ich. Fettes Baby, gesund geboren, aber zum Zwerg herunteroperiert nach hunderten von Knochenbrüchen. Ich denke mir manchmal, ich und meine Schwester, wir passen zusammen wie ein Pygmäe und ein Polarforscher, der frisch aus dem Sauerstoffzelt herauskommt.

Gibt es – bei allen Gegensätzen – nichts, was Sie mit Ihrer Schwester verbindet?

Vielleicht das Dilemma, daß wir beide unsere Eltern bankrott gemacht haben mit unseren medizinischen Kosten. Erst Lilly, dann ich. Früher hätte man uns beide auf natürliche Weise sterben lassen.

Und heute?

Meine Schwester braucht schon lange keine besondere Behandlung mehr. Im Unterschied zu mir mit dieser ewigen Knochengipserei. Wie gern wäre ich heute in einem dieser modernen Brutkästen, die mich noch ein wenig ausbrüten und wachsen lassen. An meinem Körper wür-

den ein halbes Dutzend Schläuche hängen, und meine Haut würde von den vielen Nadelstichen rot gefleckt sein. Nackt würde ich auf gepolsterten, elektrisch gewärmten Tischen liegen, angeschlossen an eine Menge von Flaschen und Maschinen. Ich hätte meinen eigenen Krankenpfleger! Meine Brust würde sich gewaltig heben, sie wäre so weich, daß sie sich bei jedem Atemzug hin und herbewegt. Das wäre schön.

Beneiden Sie Ihre Schwester ein wenig?

Sie hat auch ihre Risiken gehabt. Je kleiner das Baby bei der Geburt, desto größer sind natürlich die Risiken, eine geistige Behinderung, Seh- und Hörschwierigkeiten oder eine Gehirnlähmung davonzutragen. Da hat Lilly Glück gehabt. Ja, sie hat ein wenig Leseschwierigkeiten, Verhaltensstörungen, Augenleiden und solche Sachen, die die Ärzte aber als unbedeutend bezeichnen. Für meine Mutter gab es nichts Beglückenderes, als zu sehen, daß Lilly zu einem frohen, gesunden Kind heranwuchs. Das Leben ist wirklich kostbar.

Ihres doch auch!

Unglücklicherweise ist es aber auch ein sehr schwächliches Leben. Acht Tage nach meiner Geburt ging meine Mutter mit mir zum Arzt, da ich einer Puppe mit verschobenen Armen glich. Er diagnostizierte die Krankheit als Lobstein-Syndrom, was bedeutete, daß ich mein ganzes Leben invalid bleiben würde. Meine Mutter hat gedacht, es werde mit mir auch gut werden, nachdem die Sache mit Lilly so gut gelaufen ist. Sie war sehr zuversichtlich, daß ich mich am Beispiel meiner Schwester entwickeln werde. Später aber brach ich mir, wie zu erwarten war, viele Dutzend Male Arme und Beine. Sie wurden ganz deformiert.

Sie konnten wegen der vielen Brüche nicht wachsen?

Jeder Beinbruch macht das Bein kürzer, jeder Bruch am Arm verkürzt den Arm. Bei sehr vielen Knochenbrüchen geht die Verkürzung bis hin zu den Gelenken, das schmälert auch die Bewegungsfreiheit ein. Ich konnte Arme und Beine nicht mehr bewegen, war aber in der Lage, regelmäßig die Schule zu besuchen, an der auch meine Schwester war. Diese Schule hatte drei reservierte Klassen für Behinderte. Ich wurde jeden Morgen abgeholt und am Abend nach Hause gebracht. Im Alter von vierzehn Jahren verließ ich die Schule und ging in ein Pariser Krankenhaus, das von Nonnen betreut wurde. Lilly war gerade am Höhepunkt ihrer religiösen Entwicklung. Sie kam mich oft besuchen und betete und sang mit den Nonnen an meinem Rollstuhl. Sie tanzten und machten mit mir Picknick im Park, oder sie setzten mich auf ein Pferd, um meine Lebensfreude zu steigern.

Das macht doch Freude, oder?

Es machte mir Freude, ihre Freude zu sehen. Oder ich machte den Nonnen die Freude, mich zu freuen. Ich blieb mehrere Jahre dort, da in



Vera Niqueé: »Jeder Beinbruch macht das Bein kürzer, jeder Bruch am Arm verkürzt den Arm.«

dieser Einrichtung der große Knochenspezialist Professor Jean Ducroquet arbeitete.

Jean Ducroquet?

Genau, der berühmte Knochenspezialist. Kennen Sie ihn?

Leider nicht.

Ihm verdanke ich eine der wenigen Freuden meines Lebens, nämlich daß ich ein wenig gehen kann. Ich mußte mich mehreren Operationen unterziehen und viele Monate unbeweglich in einem Gipsbett liegen und danach eine langwierige und schmerzvolle Rehabilitation durchmachen.

Da war Ihre Kindheit schon vorbei?

Ja, meine Kindheit war nicht so schön. Ich merkte, daß ich nicht so wie die anderen war und nicht die selben Freuden genießen konnte. Noch schlimmer war, daß ich keine Lösung des Problems sah.

Auch keine religiöse Lösung?

Ich fühlte mich wie ein goldenes Kalb, das angebetet wird, aber lieber selbst tanzen können würde. Es dürfte Ihnen nicht schwerfallen, zu verstehen, warum sich in mir von klein an eine Verbitterung entwickelte. Es gelang mir spät, dieses Gefühl zu bekämpfen, sehr spät erst begann ich, das Leben zu lieben, dieses zwergenhafte Dasein. Erst als ich vom

Krankenhaus wieder nach Hause kam, lernte ich am normalen Leben teilzuhaben. Ich nahm Stenographieunterricht und erhielt ein Diplom.

Für Kurzschrift?

Ich sah aus wie ein Zwerg, konnte meine Arme und Beine nur minimal gebrauchen, aber in Kurzschrift war – und bin ich – ein Riese!

Wie kommt das?

Sehen Sie meine Hände. Die sind doch sehr groß im Vergleich, nicht?

Warum haben Sie so große Hände?

Weil ich mich immer mit meinem handbetriebenen Dreirad fortbewegen mußte, mit kleinen aber kräftigen Bewegungen, was sehr mühsam und anstrengend ist, habe ich diese wunderbaren Hände bekommen, mit denen ich sehr ausdauernd und schnell schreiben kann. Klopfen wir auf Holz, daß meine Hände nie brechen werden! Gegen Dreiradfahren ist Steno allerdings eine Entspannungsübung, eine Auflockerungsübung. Nebenbei fertige ich auch Strick- und Sticksachen an, für einen kleinen Dritte-Welt-Laden, das geht auch sehr gut. Das bereitet mir wirklich große Freude. Endlich arbeite ich wie jeder andere. Schauen Sie, auf dieses Tuch werde ich das Abendmahl machen.

Leonardo?

Da Vinci. Aber mit viel schöneren Farben als das Original und einem ornamentalen Rahmen, den ich mit Silberplättchen bestücke. Ich bin zwar nicht religiös, aber auch kein hundertprozentiger Atheist. Vielleicht suche ich unbewußt etwas, aber ich glaube, die Religion ist nicht imstande, mir eine Lösung meiner Probleme anzubieten. – Im Gegenteil, gläubige Behinderte scheinen mir eher von Grund auf unglücklichere Menschen zu sein als nichtgläubige Behinderte.

Warum das?

Sie fühlen sich alle durch ihre Behinderung gestraft. Natürlich fühlt man sich gestraft, wenn man als ein humpelnder Zwerg durch das Leben gehen muß. Aber etwas anderes ist es, wenn man an die höhere Bestrafung glaubt, und immer darauf hofft, sie durch ein geläutertes Leben sühnen zu können und schlußendlich doch noch vollkommen gesund zu werden, wenn nicht hier auf Erden so doch im Himmel.

Ist das nicht ein verständlicher Wunsch?

Verständlich, ja. Wunsch, ja. Aber wenn man seine Körperbehinderung als eine der zahllosen Folgen von Adams Sünde betrachtet, lebt man in einer Dauerbelastung, die einen nur zusätzlich behindert, mehr behindert als die Behinderung selbst. Jeder Rückschlag zwingt einem zum Beichtspiegel, da müßte ich ja mit jeder Verkürzung mehr in mich selbst hineingehen. Nein, das ist nichts für mich. Was würde da von einem Zwerg übrig bleiben? Nein, nein, auch ich habe meinen Stolz. Meine Devise ist: Geh aus dir heraus, wenn dich etwas zusammenstaucht.

Vielleicht finden Sie, was Sie suchen, beim Sticken religiöser Motive?

Ich sage immer wieder, ich bin kein hundertprozentiger Atheist. Ich bin, dank meiner Schwester, in der Kirche beschäftigt, und das ermöglicht es mir, religiöse Gedanken aufzunehmen, ohne sie annehmen zu müssen. Es kam so, daß mich Lilly, meine Schwester, oft zu diesen Zusammenkünften im Pfarrsaal eingeladen hat. Ich hatte beschlossen, nicht dorthin zu gehen, da ich dachte, die Zusammenkünfte ähnelten den heiligen Messen. Eines Tages gab ich nach, und Lilly holte mich mit einem Taxi ab. Ich muß zugeben, daß ich von dem, was im Pfarrsaal los war, auch begeistert war. Und so ist es zum Teil bis heute.

Begeistert wovon?

Ich war zutiefst ergriffen von dem herzlichen Empfang. Obwohl ich niemanden kannte, kamen die Leute auf mich zu, um mir die Hand zu geben und sich mit mir zu unterhalten. Ein Christ und seine Familie fuhren mich nach Hause. Er war sehr freundlich und sagte, er wolle mich in der nächsten Woche abholen. Da ich nicht lügen wollte und keinen triftigen Einwand hatte, nahm ich an. So kam es, daß ich schließlich regelmäßig die Zusammenkünfte im Pfarrsaal besuchte.

Obwohl Sie keine gläubige Christin sind?

Schauen Sie, eine hundertprozentige Atheistin bin ich wahrscheinlich nicht. Sonst wäre ich gar nicht dort. Ich bin dankbar gegenüber der Pfarrgemeinde, weil ich aus ihr Nutzen ziehe. Ich schreibe alles ab, die Predigten, Hausbesuche und Vieraugengespräche, wie eine Maschine, aber ich schreibe es für die Pfarrzeitung und nicht in mein Herz hinein.

In Kurzschrift.

Ich sticke Bilder, nicht in mein Herz, sondern auf das Tuch, das dann für andere zum Anschauen aufgehängt wird. Wie eine Maschine. Wie im Herbst, wo ich alle Stationen des Kreuzwegs machen werde, damit sie zu Ostern in der Kirche aufgehängt werden können. Ich mache es gern, niemand fragt mich um mein Verständnis. Da bin ich wie eine Maschine.

Welches Verständnis haben Sie davon?

Vom Leidensweg Christi? Oh, du lieber Gott. Da hätte ich viele Fragen. Wie kann man sich nur so erniedrigen und die Schuld der ganzen Welt auf sich laden? Ich frage mich oft, gipfelt der Kreuzweg Christi nicht am Kreuz der Behinderung, gipfelt das nicht im Kreuz eines Querschnittgelähmten zum Beispiel? Wer klammert sich denn so fest an den Gedanken einer körperlichen Auferstehung, wenn er nicht von Kopf bis Fuß gelähmt ist?

Würden Sie diese Fragen auch der Pfarrgemeinde stellen?

Manchmal ja, wenn wir Behindertenbesuche machen. Wenn ich mitansehen muß, wie sie dem armen Kranken wie einem armen Esel die

Religion wie eine Mohrrübe vor Augen halten, da fängt meine Maschine schon an ein wenig zu stottern. Wenn sie ihm glauben machen wollen, daß durch einen einzigen Menschen die Sünde in die Welt hineingekommen ist und durch die Sünde der Tod, und daß sich der Tod so verbreitet hat, weil sie alle gesündigt hatten, und nun müssen alle zugrunde gehen und sterben. Dann versprechen sie ihm künftiges Heil, geben Hoffnung auf eine Heilung aller Kranken und Behinderten.

Was versprechen sie?

Sie sagen: »Zu jener Zeit wird der Lahme klettern wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen wird jubeln.« Ich protokolliere das alles wie eine Maschine und muß dabei noch manchmal selbst als Lockvogel herhalten.

Man benutzt Sie als Lockvogel?

Ja, der Pfarrer sagt: »Sieh doch diese Frau, sie ist nicht einmal 1 Meter 20, aber ihr half das beharrliche Ausharren im Glauben, das in 1. Timotheus 6,11 empfohlen wird, in geistiger Hinsicht über sich hinauszuwachsen. Nimm dir ein Beispiel und wirf deine Krücken weg!«

Stört Sie diese Geschichte?

Ja, sehr. Ich habe den Pfarrer schon oft gebeten, mich wie eine Schreibmaschine nur zum Stenografieren und nicht zum Beispielgeben zu benutzen.

Und?

Auch »Schreibmaschinen zeugen von der Wunderkraft Jesu«. Solche Leute sind unbelehrbar, und belehren ist nicht mein Job.

Haben Sie nie einen anderen Job gesucht?

Warum sollte ich? Es geht mir ja gut. So bekomme ich Aufträge und bin in Gesellschaft.

Suchen Sie auch andere Gesellschaft?

Im April hatte ich eine Operation am Schienbein, die einen dreimonatigen Aufenthalt in einem Erholungsheim erforderte. Dort wurde ich mit Kommunisten bekannt, wirklichen Atheisten, die mich zu sich nach Hause einluden. Ihre Freundlichkeit bewegte mich sehr. Währenddessen nutzten Mitglieder der Pfarrgemeinde meine Abwesenheit und tapetisierten meine Wohnung. All diese Hilfe ist wirklich ein Segen für mich.

Gibt es vieles, wegen dem Sie dankbar sind?

Ich bin dankbar, daß ich in diesem Hochhausviertel wohne, das hat für mich mehrere Vorteile. Da ich mich fast nur am Dreirad bewege, nutze ich die Aufzüge und kann mit vielen Leuten in der Nachbarschaft Verbindung aufnehmen.

Es gibt also doch viele Dinge, die Ihr Leben bereichern?

Immer, wenn ich in Selbstmitleid zu verfallen drohe, nehme ich einen Bleistift oder mein Handarbeitszeug zur Hand. Ich lese auch gern

Geschichten über andere Behinderte. Es gibt Leute, die ans Bett gefesselt sind und sich dank einer Telefonverbindung in Fesselungsspiele einschalten.

Fesselungsspiele?

Beispiele, die mir helfen zu erkennen, daß man trotz seiner Behinderung lustig sein kann. Damit kann ich meine Verbitterung überwinden und ein besseres und glücklicheres Leben führen.

Vera Niqueé, danke für das Gespräch.

+ +

P*epe Cordas, kannst Du mir einen Einblick in die Probleme eines Stotterers geben?*

An heißen Ta Ta Tagen war es schon Familientradition, an der Eisdiele haltzumachen. Mein Lieblingseis war Pe Pe Pekannußeis. In meiner schwitzigen Ha Ha Hand hielt ich verkrampft das dicke, glatte 5-Cent-Stück fest, das mein Vater mir gegeben hatte. Mein Herz klopfte, und Schweißtropfen rannen mir die Schläfen hinunter. Ich kämpfte mit mir, ob ich nicht doch meinen Va Va Vater bitten sollte, für mich das Eis zu bestellen, aber ich wußte schon im voraus, was er erwidern würde. Allzuoft hatte er gesagt: ›Pe Pe Pepe, wenn du unbedingt ein Eis haben möchtest, dann kannst du es dir auch selbst bestellen.‹ Ich hätte ihn deswegen verwünschen können.

Konnte er denn nicht verstehen, wie sehr Du dabei littst?

Zitternd stand ich nun wortlos vor der hohen, verchromten The Theke. Auf den Ze Ze Zehenspitzen gelang es mir gerade noch, das feuchte Geldstück zu dem jungen Verkäufer mit dem grinsenden, po po pockennarbigem Gesicht hochzureichen. ›Welche Sorte, Kleiner?‹, fragte er. ›Ich möchte Pe . . ., bitte ein . . . Pe . . . Pe Pe Pe . . .‹ Meine Lippen gingen keinen Mi Mi Millimeter auseinander, und ich rang nach Worten, ohne eine Silbe herauszubekommen. Ich bemerkte, daß der Verkäufer über meinen Ko Ko Kopf hinweg meinen Vater ansah.

Jetzt konntest Du ›Vater‹ sagen!

Es war der Gesichtsausdruck, den jeder Stotterer nur zu gut kennt, der Blick, der sagt: ›Warum hilfst du ihm nicht? Das Kind scheint einen An An Anfall zu haben, und das macht mich nervös.‹ Na Na Natürlich

mußte ich nur noch mehr nach Worten ringen, bis ich voller Zorn und verwirrt nach Lu Lu Luft schnappte. Endlich kam es heraus: ›Pe Pe Pekannußeis!‹ Mir tat alles weh, aber es war vollbracht.

Ich weiß nicht wie ich reagiert hätte, wenn ich neben Dir gestanden und beobachtet hätte, wie Du Dir ein Eis bestellst.

Dr. Oliver Bloodstein, der in der Behandlung von Sprachstörungen über 37 Jahre Erfahrung verfügt, machte die interessante Be Be Bemerkung, daß ›Ni Ni Nichtstotterer – wenn nicht ein besonderer Grund vorliegt – selten wissen, wie erschreckend und frustrierend das Sto To Tottern für den Betreffenden ist.‹ Für viele Stotterer ist das Sprechen ein Problem, das ihnen ständig großen Ku Ku Kummer bereitet und sie in Angst versetzt. Wie steht es mit Dir? Sprichst Du, ohne zu stottern?

Meistens. Mir fällt es schwer, eine solche Angst zu begreifen.

Weil Du Dir über das Sprechen keine Ge Ge Gedanken machst. Wenn Du das Be Be Bedürfnis verspürst, etwas zu essen, gehst Du in ein Re Re Restaurant und bestellst Dir etwas.

Ein Bi Bi Bier.

Wenn Du ein Ge Ge Geschenk für Deine Frau aussuchst, fragst Du den Verkäufer, ob er Dir behilflich sein kann. Wenn das Telefon klingelt, zögerst Du nicht, den Hö Hö Hörer abzunehmen.

Meistens.

Wie bitte?

Meistens zögere ich nicht, den Hörer abzunehmen.

Für Personen, die stottern, können alltägliche Ereignisse wie diese ein A A Alptraum sein.

Ist das Problem tatsächlich so groß?

Hast Du je über das Leben eines Stotterers nachgedacht? Hast Du Dir je überlegt, wie es im I I Inneren eines Stotterers aussieht, wie ihm zumute ist?

Ich frage Dich: Wie sieht es in Deinem Inneren aus?

Für mich ist das Stottern nicht nur eine Behinderung des Sprachvermögens, es ist eine Behinderung des Lebens schlechthin. Es erschwert einem, normal zu leben. Es behindert die Schulausbildung, das Au Au Ausdrucksvermögen und den Kontakt zur Gesellschaft. Ich kenne Personen, die deswegen keinen Eh Eh Ehepartner gefunden haben, sie haben keine Freunde. Sie stehen abseits, sind der Umwelt entfremdet, geächtet.

Seit wann stotterst Du?

Ich stottere ungefähr seit meinem neunten Lebensjahr. Als ich 27 Jahre alt war, war es so schlimm, daß ich zu Hause nie ans Telefon ging. Es erschreckt mich zu Tode, wenn mich jemand nach meinem Namen fragt und ich ihm antworten muß, da mir ›Pepe‹ nur sehr schwer über die Li



Pepe Cordas: »Für viele Stotterer ist das Sprechen ein Problem.«

Li Lippen kommt. In den letzten zwei Jahren habe ich 122mal verschiedene Na Na Namen angegeben.

Zum Beispiel?

Paul, Hans, Sepp.

Kannst Du mir den heutigen Tag schildern?

Wie das Stottern mein Leben beeinflusst, kann ich tatsächlich am besten erklären, wenn ich ein wenig über den heutigen Tag erzähle. Bis zum Frühstück war alles soweit in Ordnung. Ich mußte ja nicht sprechen. Ich hatte verschlafen oder, besser gesagt, bin einfach im Bett lieengeblieben und hatte A A Angst vor dem Tag. Dann ging ich in eine Schnellgaststätte an der Ecke. Eigentlich hatte ich A A Appetit auf Ka Ka Kaffee und Brö Brö Brötchen, aber ich bestellte Milch und Hafergrütze, weil ich wußte, daß ich bei den anderen Wörtern immer sehr ins Stocken komme. Ich wollte von der Frau, die mich bediente, nicht bemitleidet werden.

Schmeckt Dir Hafergrütze?

Hafergrütze schmeckt mir ganz und gar nicht. Im Unterricht rief mich der Do Dozent auf, und obwohl ich die Antwort wußte, stellte ich mich dumm und verneinte die Frage durch Ko Ko Kopfschütteln. Danach fühlte ich mich hundeehend. Nach dem Unterricht flüchtete ich mich in

die Bi Bi Bibliothek, nahm ein Bu Bu Buch zur Hand, und wenn jemand vorbeikam, tat ich so, als ob ich mich in den Stoff vertieft hätte.

Stotterst Du auch beim Lesen?

Ich stottere auch beim Singen und Trompetespielen.

Wie klingt das?

Ta Ta Ta Ta Ta Ta Ta. Takata Takata Takata Ta.

Wie eine richtige Trompete. Was ist heute noch geschehen?

Da ich abgebrannt war, schrieb ich meinem Vater und bat ihn um Geld. Den Brief hätte ich gern als Eilbrief frankiert, doch mir fiel ein, daß ich, als ich das letztmal auf dem Po Po Postamt versucht hatte, eine entsprechende Ma Ma Marke zu kaufen, über das Ei Ei Ei Ei Ei Ei nicht hinausgekommen war. Der Schalterbeamte war ungeduldig geworden und die Leute in der Schlange hinter mir auch. Das wollte ich nicht noch einmal ertragen. Deshalb besorgte ich mir eine normale Briefmarke aus dem Au Au Automaten und frankierte den Brief damit. Ich bekam 30 Cent heraus, für die ich mir etwas zu e e essen kaufen konnte.

Stotterst Du auch beim Denken?

Ich bin ein Stotterer und bin deshalb anders als andere Leute. Ich bin gezwungen, anders zu denken, anders zu handeln und anders zu leben – weil ich ein Stotterer bin. Wie bei anderen Stotterern waren auch in meinem Leben großer Ku Ku Kummer und große Ho Ho Hoffnungen dicht beieinander. Das hat aus mir den Menschen gemacht, der ich heute bin. Eine schwere Zu Zu Zunge hat mein Leben geprägt.

Du bist schon recht alt für ein Studium. Warum bist du nicht längst fertig?

Früher war ich Heizer auf einer Lo Lo Lokomotive auf einem Verschiebebahnhof. Einmal benutzten wir zum Rangieren einen Teil der Hauptstrecke. Uns war nicht bekannt, daß in der nächsten halben Stunde ein Zu Zu Zug zu erwarten war. Ich schaute nach draußen, um etwas zu überprüfen, und sah einen Gü Gü Güterzug genau auf uns zukommen. Mein Lokführer war gerade auf dem Führerstand. Ich versuchte, ihn zu warnen, aber ich brachte keinen Ton heraus. Ich konnte nicht einmal rechtzeitig stottern. Der Gü Gü Güterzug hatte kein besonders hohes Tempo, doch beide Lo Lo Lokomotiven waren hinterher nicht mehr zu gebrauchen. Zwar kam niemand ums Leben, aber mein Ko Ko Kollege verlor immerhin ein Bein. Ich mache mir immer noch Vorwürfe. Hätte ich ihn doch nur warnen können! Erst nach diesem Ereignis entschied ich mich für ein Studium, in der Meinung, da könne am wenigsten schie schie schiegehen. Ich hoffe, meine Empfindungen und Erlebnisse vermitteln Dir zumindest einen kleinen Einblick in die Frustrationen, Ängste und Demütigungen, mit denen Stotterer Tag für Tag rechnen müssen. Um das gesamte Au Au Ausmaß zu

erkennen, müßtest Du diese Erfahrungen mit 15 Mi Mi Millionen multiplizieren.

So viele Stotterer gibt es weltweit? Das ist ja beinahe zwei Mal die Bevölkerung von Österreich.

Verstehst Du nun besser, warum das Stottern ständig A A A A Angst verursacht?

Ich bin überrascht, wieviel Mut und Entschlossenheit Du tagaus, tagein aufbringen muß. Aber wie sollte ich mich gegenüber Stotterern verhalten, da sich ihre Sprachstörung naturgemäß tiefgreifend auf sie auswirkt – psychologisch und emotional? Sollte ich sie bemitleiden und sie sozusagen mit Glacéhandschuhen anfassen? Sollte ich sie anders behandeln als andere?

Vergiß nicht, daß jemand, der stottert, dennoch Empfindungen und Ge Gefühle hat und wie ein normaler Me Me Mensch behandelt werden möchte, nicht wie je je jemand, über den man sich lu lu lustig macht. Stotterer haben ein Problem – mehr nicht. Je Je Jeder hat irgendein Problem, und meines ist e e eben, daß ich stottere.

Wirst Du oft verspottet?

Eine bekannte Kolumnistin bezeichnete das Stottern einmal als die einzige Be Be Behinderung, die offen belächelt wird, weil sie nicht le le lebensbedrohend ist.

Wie wirst Du von Freunden behandelt?

Ich gebe offen zu, daß meine Freunde mich, ohne sich etwas dabei zu denken, wegen der A A Art meines Sprechens belächeln.

Stört Dich das immer noch?

(schmunzelt) Das stört mich nicht. Ich weiß, daß sie es nicht bö bö böse meinen. Natürlich empfindet je je jeder anders, und manch einem, der sto to tottert, mag es absolut nichts ausmachen, wenn man über ihn mal einen kleinen Wi Wi Witz macht.

Wie steht's mit Mitleid?

Wir möchten nicht, daß man uns bemitleidet, sondern daß man Ge Geduld mit uns hat. Ich lege keinen Wert darauf, wegen meines Stotterns bemitleidet zu werden. Ich möchte, daß man mich als vollwertigen Menschen betrachtet und man sich bewußt ist, daß es um uns herum schlimmere Probleme gibt als das Stottern. Stottern ist lediglich eine nebensächliche Be Be Beeinträchtigung.

Halten Dich andere manchmal für unintelligent oder nervenkrank?

Ich wünschte, man würde aus alledem nicht übertrieben viel herauslesen wollen oder alles genau erforschen oder einer Psy Psy Psychoanalyse unterziehen wollen. Habt keine A A Angst vor mir. Ihr könnt euch bei mir nicht a a anstecken. Ich meine, daß eine Mutter ihr Kind nicht von mir fernzuhalten braucht. Mein Wu Wu Wunsch ist, daß man Stot-

terer mit Würde und Respekt behandelt. Wir sind ebenso i i i intelligent wie alle anderen. Wir können nur nicht a a alles sagen, was wir sagen möchten, mehr nicht. Und a a alles, was wir tun, wie wir uns bewegen und gebärden, ist nur Teil unseres Be Be Bemühens, das Wort herauszubekommen.

Es ist gut, zu wissen, wie Stotterer empfinden. All das wird mir künftig eine Hilfe sein. Aber ich frage mich: Wie wirst Du selbst damit fertig? Wie meisterst Du die Situation?

Eines ist mir stets eine Hi Hi Hilfe: Das Beispiel anderer. Daß andere ihre Sprachbehinderung schließlich meisterten, ist für mich eine Quelle großer Ermunterung. Sogar wenn ich mit je je jemandem ein Gespräch führe und zu stottern anfangen, sa sa sammle ich mich kurz. Da Da Danach geht es besser, und ich bin wieder au au ausgeglichen.

Wie kannst Du die Angst verscheuchen?

Es wäre wirklich großartig, wenn man einem Stotterer einfach sagen könnte: ›Tu Tu Tu dies oder je je jenes! Das hi hi hilft i i immer.‹ Aber so einfach geht es nicht. Das Stottern ist eine komplexe Störung. Au Au Außerdem ist je je jeder Stotterer anders und muß a a anders behandelt werden. Was also dem einen hilft, das Stottern zu überwinden, muß sich bei einem anderen nicht genauso au au auswirken.

Heißt das, daß ein Stotterer sein Leben lang kaum auf Besserung hoffen darf?

Ich be be bemühe mich, mit meinem Problem zu le le leben. Re Re Reden ist Si Si Silber, schweigen ist Gold.

Wenn ein Wort einen Schekel wert ist, sind zwei Worte zwei Schekel wert.

Es Es Es gibt eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden.

Pepe Cordas, danke für das Gespräch.

+ +

Karen Rush, *Deine Eltern sagen, Du warst vier, als Du beinahe gestorben bist.*

Ja. Das war ein schwerer Schlag für meine Eltern.

Und für Dich? Kannst Du Dich erinnern?

Meine Erinnerungen stammen fast alle von meinen Eltern. Alles andere ist nur mehr sehr dunkel vorhanden, eigentlich nur ein einziger Schmerz entlang der ganzen Wirbelsäule. Meine Eltern, die praktizierende Katholiken gewesen waren, quälten sich und auch mich mit den Fragen: ›Warum widerfährt das einem, obwohl man sich bemüht, ein gutes Leben zu führen?‹ Weil sie mit diesen Fragen nicht fertig wurden, gingen sie nicht mehr zur Kirche. Das war ein harter Schlag für mich.

Welches Leiden hattest Du?

Meine Krankheit wurde erst erkannt, als ich drei Jahre alt war. Aber ich sehe das nicht als ein persönliches Schicksal. Vier Prozent aller Neugeborenen weisen ein offensichtliches Geburtsgebrechen auf: Meine Fehlbildung des Rückenmarks ist nur ein Beispiel, es gibt auch andere Mißbildungen, Blindheit sowie Herz- und Gehirnschäden. Wenn die Säuglinge ein Jahr alt sind, lassen sich weitere Krankheiten feststellen, so daß die Zahl auf sieben Prozent steigt. Sicher, Eltern sehen das anders: Warum wird unser Kinder mit einem Gebrechen geboren? Wer ist schuld? Was kann man dagegen tun? Sie nehmen die Gebrechen ihrer Kinder persönlich.

Diese Fragen quälten Deine Eltern?

Bis heute leben sie im Zerwürfnis über mein Schicksal. Aber auch, wenn sie sich nie mehr in Frieden finden: Es gibt keinen Grund zum religiösen Zweifel! Auch in biblischen Zeiten gab es Kinder, die mit einem Gebrechen zur Welt kamen. Die beiden Apostel Petrus und Johannes wirkten an einem Mann, der vom Schoße seiner Mutter an lahm gewesen war, ein Wunder, indem sie ihn heilten.

So versuchst Du, Deine Eltern zu trösten?

Ich versuche, ihr religiöses Vertrauen wiederzugewinnen. Ich möchte, daß wir uns in der Kirche wiederfinden, wo es Trost gibt für alle. Jesus Christus machte einen Blindgeborenen sehend. Seine Jünger fragten ihn, ob er wegen der Sünden seiner Eltern oder wegen seiner eigenen Sünden blind geboren worden sei. Wie einige Rabbiner, so glaubten offenbar auch die Jünger Jesu, daß ein Kind schon im Mutterleib sündigen könne. Jesus aber entgegnete, daß der Mann weder zufolge seiner eigenen Sünden noch zufolge der Sünden seiner Eltern blind geboren worden sei, sondern es sei geschehen, damit die Werke Gottes in seinem Fall kundgemacht würden.

Hat Gott die Blindheit verursacht?

Eben nicht, die Blindheit des Mannes gab eine Gelegenheit, die Werke

Gottes kundzumachen. Sie sind oft dunkel, ein Geheimnis für uns Menschen. Nur der wird sie schauen, der sein Herz öffnet.

Blinde, die sehen?

Ja, im übertragenen Sinn. Es kann natürlich sein, daß jener Mann wie ich wegen einer Chromosomen-Anomalie oder Schädigung der Erbanlage mit einem solchen Gebrechen geboren worden war. Die Blindheit allein ist keine Garantie, sondern nur eine Gelegenheit. Wenn die Eltern an einem schweren Herzfehler leiden, ist die Wahrscheinlichkeit, daß ihre Kinder einen ähnlichen Fehler aufweisen 21- bis 27mal größer als bei gesunden Eltern. Ein Mann, der an der Bluterkrankheit leidet, vererbt diese Krankheit seinen Enkeln durch seine Töchter.

Was willst Du damit sagen?

In allen diesen Fällen trifft die Eltern keine Schuld, denn sie haben keine Macht über diese Ursachen.

Bei Erbkrankheiten trifft die Eltern keine Schuld?

Es kann aber auch sein, daß eine Mutter aus Unwissenheit die Geburt eines mit Gebrechen behafteten Kindes verschuldet. So erging es den Frauen, die in der ersten Zeit ihrer Schwangerschaft das Schlafmittel Contergan einnahmen. Die Presse bezeichnete dieses Unglück als eine der furchtbarsten Arzneimittel-Tragödien der Geschichte, denn dadurch wurden in verschiedenen Ländern insgesamt 12.000 mißgebildete Kinder geboren. Die Hälfte dieser Kinder wiesen so starke Mißbildungen auf, daß sie entweder tot geboren wurden oder nur wenige Stunden oder Tage nach der Geburt starben.

Wer ist schuld an den Contergankindern?

Für solche von den Menschen verschuldeten Tragödien kann man bestimmt nicht Gott verantwortlich machen. Von den 6.000 Contergankindern, die überlebt haben, sind 2.000 bis 3.000 ohne Gliedmaßen oder mit mißgebildeten Gliedmaßen geboren worden. Die Kosten für die lebenslange Betreuung jedes dieser behinderten Kinder sind auf 250.000 Dollar veranschlagt worden. Im Falle der Contergankinder entschieden die Gerichte, daß die Firmen, die das Mittel hergestellt hatten, und nicht die Mütter verantwortlich seien.

Gibt es Geburtsfehler, für die Du die Eltern verantwortlich machen würdest?

Insbesondere die Mütter sind schuld. Viele Kinder werden zum Beispiel mit einem Gebrechen geboren, weil ihre Mutter sich eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte. So mögen Eltern, die vor oder in der Ehe ausschweifend lebten, dafür verantwortlich sein, daß ihre Kinder mit einem Gebrechen geboren werden. Schwangere, die Zigaretten rauchen, riskieren dadurch in erhöhtem Maße, daß ihr Kind tot oder mit Mißbildungen zur Welt kommt. Man hat auch festgestellt, daß zwischen



Karen Rush: ›Es gibt wenige, mit denen man glücklich verheiratet sein könnte.‹

Aspirineinnahme und Geburtsgebrechen eine Beziehung besteht. Eine Schwangere kann sogar durch übermäßige Bemühungen, ihr Gewicht zu halten, ihr ungeborenes Kind schädigen. Auch an den Folgen von Inzest ist in gewissen Fällen die Mutter schuld. Nach dem Gesetz Mose mußte sie mit dem Tode bestraft werden.

Ist diese Strafe nicht zu hart?

In der Bibel wird Blutschande scharf verurteilt. Die Zeit, in der wir leben, hüllt den Sinn der biblischen Strafen in ein geheimnisvolles Dunkel. Wir verstehen sie nicht mehr. Warum sollte Blutschande mit dem Tod der Mutter bestraft werden? Wird davon ihr behindertes Kind geheilt? Nein. Oder verhindert die Androhung der Todesstrafe den Inzest? Sicher nicht. Wir hören von verwandten Elternteilen und gleichzeitig bekommen wir den wissenschaftlichen Beweis dafür geliefert, daß zwischen Inzucht und Kindersterblichkeit, Geburtsgebrechen sowie dem Intelligenzgrad ein gesicherter Zusammenhang besteht. Diese Forschungsergebnisse heben doch die Wahrheit des biblischen Grundsatzes hervor: ›Was immer ein Mensch sät, das wird er auch ernten; denn wer im Hinblick auf sein Fleisch sät, wird von seinem Fleisch Verwesung ernten.‹

Warum sollte Gott ein solches Unglück wollen?

Ja, diese Frage zeigt die Dunkelheit, in die wir gehüllt sind, wenn wir unser Herz den Worten Gottes verschließen. Als ich in Lebensgefahr schwebte, haben sich meine Eltern oft diese Frage gestellt, so, als handelte es sich um einen menschlichen Willen, und sie sind fatalistisch geworden im Glauben, ihr Unglück sei Gottes Wille, eine ungerechte Strafe für etwas, das sie gar nicht getan haben. Aber es handelt sich gar nicht um eine ausgleichende Gerechtigkeit. Auch die Mißbildung verkündet von Gottes Werk, aber sie verkündet kein Unheil. Wenn ich mit vier Jahren als ein mißgebildetes Kind Gottes gestorben wäre, wäre das nur ein Beweis dafür, daß mich Gott schon als Vierjährige bei sich in seinem Himmel haben wollte.

Ein Trost?

Gott, der Schöpfer, ist für seine Geschöpfe nicht verantwortlich. Als er die ersten Menschen schuf, machte er sie vollkommen, denn alle seine Werke sind vollkommen. Dazu zählt auch die Verantwortung, die er unseren Ureltern gab. Aber sie sündigten und trieben Inzucht.

Aus freien Stücken?

Da sie aus einem Körper geschaffen wurden, waren sie natürlich blutsverwandt. Daran ist niemand schuld. Aber dann kamen unsere Ureltern auf die Idee, sich fortzupflanzen und dabei wichen sie vom göttlichen Weg ab. Es war ihnen nicht genug, Kinder Gottes zu sein. Sie wollten selbst Kinder zeugen, und deshalb wurden sie nicht nur unvollkommen und bezahlten für ihre Sünde mit dem Leben, sondern alle ihre Nachkommen, die danach geboren wurden, waren unvollkommen und trugen den Todeskeim in sich.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Erbsünde und Erbkrankheit?

Ob ein Kind mit Geburtsgebrechen zur Welt kommt oder nicht, hängt zum Teil davon ab, von welcher Art diese Unvollkommenheit ist, die vom Sündenfall der Ureltern stammt. Nicht alle Schwangeren z.B., die in der ersten Zeit ihrer Schwangerschaft Contergan einnahmen, brachten mißgebildete Kinder zur Welt, sondern nur die, die auch eine Schädigung der Erbanlage aufwiesen. Und diese Schädigung stammt zweifellos vom Inzest ab. Welche anderen Möglichkeiten hätten Adam und Eva gehabt? Klonen? Noch wissen wir sehr wenig davon. Aber unsere Zeit drängt auf eine Antwort.

Bist Du sehr religiös?

Gott ist Liebe. Er hat durch das Opfer Jesu Christi die Möglichkeit geschaffen, daß die Menschen wieder Vollkommenheit erlangen können, ohne Tränen, Trauer, Schmerz. Und es wird keinen Tod mehr geben – die Menschen werden also von allen körperlichen und geistigen Gebrechen befreit werden. Sogar die Toten werden auferweckt und dieser Segnungen teilhaftig werden.

Was gilt es bis dahin zu tun?

Durch ein sorgfältiges Beachten der Gesetze Gottes kann man viel dazu beitragen, daß die Gefahr, ein mißgebildetes Kind zur Welt zu bringen, auf ein Minimum beschränkt wird. Heute gibt es für Ehemillige die Möglichkeit, sich über die Erbllichkeitserwartungen aufklären zu lassen, so daß sie wenigstens bis zu einem gewissen Grad wissen, welches Risiko sie eingehen, wenn sie Kinder haben.

Und wenn ein solches Unglück eine Familie bereits getroffen hat?

Man sollte ein solches Kind als eine Herausforderung betrachten, der man sich gewachsen zeigt. Wie? Indem die übrigen Familienglieder Selbstlosigkeit, Fürsorge, Geduld und Ausdauer bekunden. Alle sollten soviel wie möglich dazu beitragen, daß das behinderte Kind sich trotz seiner Behinderung des Lebens freuen kann. Sie sollten ihm gegenüber so handeln, wie sie möchten, daß man ihnen gegenüber handelt. Ein solches Verhalten hat zugleich eine religiöse und soziale Dimension, wobei man die medizinisch-technische niemals vernachlässigen sollte.

Zu Deiner Zukunft: Welchen Beruf möchtest Du wählen?

Ich befrage mich schon seit langem mit der Frage, wie man den richtigen Ehepartner findet. Da stehen alle Dimensionen auf dem Spiel, von dem unser Heil abhängt.

Du möchtest Eheberaterin werden?

Ja, als Standesbeamtin sitzt man auf der Quelle. Die Ehe entscheidet über Glück und Unglück der Generationen. Ich habe schon ein paar schöne Sprüche gesammelt. Ein Dichter sagte: ›Heirate deinesgleichen, und du heiratest weise!‹ ›Wer allerdings ist meinesgleichen?‹, werden Sie mit Recht fragen.

Allerdings. Wer ist meinesgleichen?

Sehen Sie, eine wirkliche Heiratssuche beginnt nicht damit, daß Sie den Tanzboden, sondern ganz ehrlich sich selbst in Augenschein nehmen. Wenn Sie heiraten wollen und einen wirklichen Ehepartner suchen, werden Sie bald merken, daß auch Sie Fehler haben und einige schwache Stellen in Ihrer Persönlichkeit. Bedenken Sie, daß Sie keine Vollkommenheit bieten können. Sind Sie verheiratet?

Ich bin schon seit 10 Jahren verheiratet.

Dann hoffe ich, daß Sie Ihre Auffassungen, Talente, Neigungen und Bedürfnisse richtig erkannt haben, bevor Sie diesen wichtigen Schritt gesetzt haben. Denn der Wunsch allein, das Jawort zu geben, genügt nicht. Man muß die Bereitschaft und die Fähigkeit haben, den Partner zu lieben, zu ehren und für ihn zu sorgen. Man muß die Aufgaben von Mann und Frau kennen.

Kennst Du die Aufgaben des Mannes und der Frau?

Ehrliche Selbsterkenntnis ist Voraussetzung. Nur der, der sich selber

kennt, trägt das Kennzeichen für seelische Reife. Und gerade diese Eigenschaft muß man sowohl bei sich selbst als auch bei dem sehen, den man heiraten möchte. Der Gedanke, daß ein kleines Kind mit einem Erwachsenen verheiratet ist, erscheint einem komisch, ja lächerlich. Doch wie traurig ist es, wenn man jemand heiratet und dann feststellt, daß sich hinter dem Äußeren eines Erwachsenen Gedanken und Gefühle verbergen, die denen eines Kindes gleichen!

Wie kann man die seelische Reife des anderen beurteilen?

Gebrauche deine Denkfähigkeit, und beobachte ihn sachlich, ohne daß die Gefühle die Wahrheit verschleiern. Wenn du zum Beispiel siehst, daß jemand immer seinen Willen durchsetzen möchte, schnell entmutigt ist und aufgibt und darauf aus ist, im Mittelpunkt des Geschehens zu stehen – an wen erinnert er dich?

An ein Kind.

Ja, es ist ein heiratsunfähiges Kind.

Was ist, wenn mir das Kind gut gefällt?

In diesem Fall ist der Betreffende eben nur ein sehr attraktives Kind.

Darüber sollten wir etwas länger nachdenken.

Viele halten die bloße geschlechtliche Anziehung für ausschlaggebend. Obwohl das ein wichtiger Faktor ist, gehört zum wahren Leben und zum Alltag viel mehr als nur Sex. In Wirklichkeit hängt auch die Verträglichkeit im sexuellen Bereich sehr davon ab, wie man miteinander auskommt.

Auch die erbliche Verträglichkeit?

Natürlich. Man kann sich, und zwar sogar gleichzeitig, zu vielen Personen geschlechtlich hingezogen fühlen. Jugendliche in meinem Alter stehen genau vor dieser Schwierigkeit. Denn es gibt wenige, mit denen man glücklich verheiratet sein könnte. Überlege einmal, warum.

Weil die Chemie nicht stimmt?

Weil die erblichen Anlagen noch nicht ausgereift sind, wenn Jugendliche unter 20 heiraten. Dann tritt nach der Eheschließung bei einem Ehepartner oder bei beiden noch das auf, was man geistige und seelische Wachstumsschübe nennen kann. Beide können sich so sehr verändern, daß jeder in der Ehe eine Persönlichkeit entfaltet, die nicht den Erwartungen des anderen entspricht.

Wie kann das Paar daran arbeiten, dieses Hindernis zu bewältigen?

Man sollte sich erst für die Ehe entscheiden, wenn man über die Blüte der Jugend hinausgegangen ist. Als meine Eltern zum Beispiel so jung heirateten, hatten sie noch nicht genug Rückgrat und flüchteten nur in eine Traumwelt. Trägt jedoch der Baum, der im Frühling so prächtig blühte, später schlechte Früchte, dann wird die Erinnerung an die Blüte eine Qual.

Geht die Fehlbildung Deines Rückenmarks auf eine überstürzte Verbindung Deiner Eltern zurück?

Ja, meine Eltern waren noch nicht reif für einen Ehesproß. Ich hätte sie nicht getraut.

Würdest Du homosexuelle Ehen schließen?

Ich sagte schon: ›Heirate deinesgleichen, und du heiratest weise!‹ Ich spiele mich manchmal mit dem Gedanken, Adam und Eva hätten statt der Heterosexualität die Homosexualität entdeckt. Vielleicht gäbe es dann weder Erbsünde noch Erbkrankheit auf unserer Welt. Ja, wenn ein homosexuelles Paar die erforderliche Reife hat, werde ich es trauen. Aber es muß sich darüber im klaren sein, daß es keine Kinder zeugen kann.

Karen Rush, danke für das Gespräch.

+ +

L aurel Bricks, woran leiden Sie?

An gar nichts. Oder am normalen Leben, aber was schadet es? Vielleicht am Erkennen? Oder am Verzeihen?

Verzeihen wovon?

Verhinderte Liebe? Mein Gott: Die Liebe. Ich habe vergessen, daß sie noch sein könnte. Gott, ich habe Gott vergessen.

Herr Laurel Bricks, Sie wurden mir als ein schwer behinderter Mensch vorgestellt. Welche Behinderung haben Sie?

Mich hat überfallen die elende Zeit. Es ist so leicht, mich zu beschädigen, es bedarf dazu keiner Hilfe. Meine Eingeweide sieden und hören nicht auf, nachts wird mein Gebein durchbohrt und was mich jagt, legt sich nicht schlafen. Mich hat ergriffen die elende Zeit.

Um welche Krankheit handelt es sich?

Sie hat keine bestimmten Eigenschaften, diese Krankheit nimmt die Eigenschaften dessen an, den sie ergreift.

Wie ist es geschehen, daß Sie die Zeit ergriffen und krank gemacht hat?

Die elende! Mit einer nachtwandlerischen Sicherheit holt sie aus einem jeden seine tiefste Gefahr heraus, die vergangen schien und stellt sie wieder vor ihn hin, ganz nah.

Welche Empfindung löst diese Krankheit bei Ihnen aus?

Das Große. Ja, so hatte ich immer gesagt, wenn sie alle um mein Bett standen, den Puls fühlten und mich fragten, was mich erschreckt habe: Das Große. Seit sie mich so eigenartig berührt, seit sie mir das erste, tiefste Entsetzen eingejagt hatte, sagte ich: Das Große.

Eine Fiebererscheinung?

Ich bin sicher, daß man diese Zeitkrankheit unterschätzt. Genau wie man die Bedeutung anderer Behinderungen übertreibt. Die elende Zeit, wenn sie einen ergreift, wächst sie wie ein Geschwulst, wie ein zweiter Kopf, ein Teil, der zu einem dazugehört und doch scheint er kein Teil des Körpers zu sein, weil er so groß ist. Dann ist es da, wie ein großes totes Tier, das einmal, als es noch lebte, die eigene Hand gewesen ist oder der Arm. Mein Blut geht durch es und durch mich durch, wie durch ein und denselben Körper.

Ihr eigenes Blut geht durch die Zeit hindurch?

Es ist fast nicht genug da. Das Blut tritt ungern in das Große und kommt schlecht und krank zurück.

Ein schrecklicher Kreislauf.

Das Große schwillt so nur weiter an und wächst mir vor das Gesicht wie eine warme bläuliche Beule und wächst mir über den Mund, über meinem letzten Auge ist schon der Schatten von seinem Rand.

Kann man nichts von Ihrer Krankheit sehen? Ist sie nur eine Metapher?

Eine Metapher? Ach, auf welcher Kante hält sich Ihre Sicherheit! Nur eine geringste Wendung, und Ihre tröstliche Kontur wird deutlicher als ein Rand von Grauen. Hüte dich vor dem Licht, das den Raum hohler macht. Besser vielleicht, du bleibst in der Dunkelheit.

Sie meinen, Ihre Krankheit würde den, der sie erkennt, unweigerlich anstecken?

Du hast dich zusammengenommen. In dir ist beinahe kein Raum. Und fast stillt es dich, daß in dieser Engheit in dir unmöglich sehr Großes sich aufhalten kann. Dir genügt, daß auch das Unerhörte sich den Verhältnissen nach beschränken möge. Aber draußen, draußen ist es ohne Absehen. Und wenn es da draußen steigt, so füllt es sich auch in dir, nicht in den Gefäßen, die teilweise in deiner Macht sind, oder im Phlegma deiner gleichgültigen Organe: Im Kapillaren nimmt es zu, röhrig aufwärts gesaugt in die äußersten Verästelungen deines zahlloszweigigen Daseins.

Steckt in der Abwehr die eigentliche Gefahr des Großen?

Auch wenn du dich mit letzter Kraft zusammennimmst, übersteigt es dich draußen. Dort hebt es sich, kommt höher als dein Atem, auf den du dich hinaufflüchtest wie auf deine letzte Stelle. Ach, und wohin dann?



Laurel Bricks: »Man wollte einen Versuch machen mit dem Elektrisieren.«

Wohin dann?

Dein Herz treibt dich aus dir hinaus, dein Herz ist hinter dir her, und du stehst fast schon außer dir und kannst nicht mehr zurück.

Geht es um künstlerische Entgrenzung, um Entpersönlichung oder um die poetische Erfahrung der Entzweiung? Läuft Ihre Behinderung auf eine ästhetische Theorie hinaus?

Bei diesem Großen bist du kein Künstler, sondern ein Käfer, auf den man tritt, aus dem eine lächerliche Spur herausquillt, und dein bißchen obere Härte und Anpassung ist ohne Sinn.

Also doch eine ernsthafte Krankheit. Was sagen die Ärzte?

Kein Arzt hat mich je verstanden. Nichts. Es ist ja auch schwer zu erzählen.

Gibt es irgendeine Therapie?

Man wollte einen Versuch machen mit dem Elektrisieren.

Wissen Sie noch, wie es war?

Gut. Sie wollten es so, ich werde also davon erzählen. Ich bekam einen Zettel: Ich sollte um ein Uhr im Schockraum sein. Ich war dort. Ich mußte lange an verschiedenen Baracken vorüber, durch mehrere Höfe gehen, in denen da und dort Leute mit weißen Hauben wie Sträflinge unter den leeren Bäumen standen.

Sie haben ein phänomenales Gedächtnis.

Es hat mich! Das Elende, es hat mich, nicht ich habe es, das elende. Sie wollten es so. Aber ich werde trotzdem eine halbe Seite überspringen. Nun in fünf, sagen wir zehn Minuten mußte ich drankommen. Die Luft war schlecht, schwer, voll Kleider und Atem. Ich begann auf und ab zu gehen, die Leute saßen still und achteten nicht auf mich.

Wahrscheinlich hatten sie Schmerzen.

Sie schwenkten ein wenig das eine Bein, um sie leichter auszuhalten. Dann das andere.

Sind alle diese Details noch in Ihnen wach?

Ich bin in ihnen, aber die Details schlafen einen tiefen Schlaf. Ein dicker Mann mit rotem, angeschwollenem Halse saß vorübergebeugt da, stierte auf den Fußboden und spie von Zeit zu Zeit klatschend auf einen Fleck, der ihm dazu passend schien. Ein Kind schluchzte in einer Ecke.

Kommen wir zum Elektroschock: Er half gar nichts?

Es war da noch eine kleine, blasse Frau, mir steht die Grimasse eines Lächelns um ihre dürftigen Lippen dicht vor Augen, es wird ganz groß, jetzt schimmert ein anderes Mädchen durch, ich gehe auf den Mund zu, sein Mund steht offen, ich bin ganz nahe dran, so daß ich das weiße schleimige Zahnfleisch sehe mit den alten, verkümmerten Zähnen.

Erleben Sie das alles oder erinnern Sie sich daran?

Und viele Verbände gibt es.

Könnten Sie sie zählen?

Ein Verband, der den Kopf Schicht um Schicht umzieht, bis nur ein einziges Auge da ist. Ein Verband, der verbirgt, ein Verband, der zeigt, was darunter ist. Ein Verband, den man geöffnet hat, und in dem nun, wie in einem schmutzigen Bett eine Hand liegt, die keine mehr ist.

War da nicht noch ein anderer Verband?

Ein eingebundenes Bein, das aus der Reihe heraussteht, groß wie ein ganzer Mensch.

Und der Schock?

Er stiehlt die Zeit, es gibt keine Erinnerung daran. Oh Schock! Oh, du Einziges und Alleines, das alle Farben und Klänge auf sich nimmt und sagt: Erschrick nicht, ich bin es. Oh mein Schock, du hast ganz allein den Mut, in deiner Nacht die Stille zu sein für das, was sich fürchtet, was verkommt vor Furcht. Du bist dem Größten gewachsen.

Dem Großen? Dem Monstrum der Zeit.

Du nimmst sie und zündest sie an, und schon die Flamme bist du. Du hältst sie vor dich und sagst: Ich bin es, erschrick nicht. Du stellst das Licht vor dich hin, langsam, und es ist kein Zweifel: Du bist es, der Schock, im Herzen der gewohnten Dinge, die ohne Hintersinn da sind, gut, einfältig, eindeutig.

Jetzt erinnern Sie sich doch an den Schock?

An Nichts.

Also doch nicht?

Es war nichts.

Nichts, an das Sie sich erinnern können?

Der Schock hebt sich aus allen Erinnerungen mit einer besonderen Überlegenheit heraus. Mir ist, als wäre er der Schlüssel für alle fernen Türen meines Lebens, das Zauberwort für meine verschlossenen Berge, das goldene Horn, auf dessen Ruf hin immer Hilfe kommt. Als wäre mir mit dem Schock damals der wichtigste Wink meines Lebens gegeben worden, ein Rat, eine Lehre – und nun ist alles verfehlt nur weil ich diesen Rat vergessen habe, weil ich den Wink vergessen habe. Weil Sie die Erzählung wollten, kann ich mich nicht an die Lehre erinnern. Es ist unmöglich, dem Schock zu antworten.

Und wenn Sie dem Schock gar nicht ausgesetzt waren? Wäre es nicht möglich, daß die Ärzte anders entschieden hätten?

Wäre es so, könnte ich mich daran erinnern.

Sie wissen von der Elektroschocktherapie, ohne sich an sie zu erinnern?

Das, was sich in das Gedächtnis eingräbt, indem es jede Erinnerung daran löscht, ist der Schock. O Nacht ohne Gegenstände.

Eine wirksame Therapie?

Punktuell wirksam. Er stoppt den Übergriff.

Der elenden Zeit?

Er reißt das Gewächs der Erinnerung aus. Aber alles nur für einen verschwindenden Moment.

Und dann?

Dann tauchen wie aus einem dichten, heilsamen Nebel nach und nach wieder gewisse seltsame Zusammenhänge auf, in Gestalt der entferntesten Erinnerungen.

Und diese Zusammenhänge sind ein Symptom der Zeit, an der Sie leiden?

Die elende! Ich kann es spüren in meinem Kopf, wie die Sinne – vom Schock befreit – nach und nach wieder in den Sog der Zeit geraten, wie sie sich verwachsen und wie sie anwachsen, wie sie verklumpen zu einem ekelhaften Gebilde, in dem jedes an jedes anklingt.

Zu einem Sinngebilde?

Du hast die Hölle im Sinn. O Nacht ohne Gegenstände, in der es nur Töne, Klänge, Farben und Düfte gibt, ohne Zusammenhang, sie sind eigentlich vereinzelt, eigentlich ein Gewirr von dünnen Oberflächen, ohne Richtung und an nichts gebunden.

Herr Laurel Bricks, danke für das Gespräch.

Ruth Glowacki, *Du warst als Kind immer krank. Wie begann ein typischer Tag?*

Mit Schluckauf. So fing jener Tag an. Ein sonniger Frühlingstag. Und ich hatte Schluckauf. Eine Stunde, zwei Stunden, drei...

Wie reagierte Deine Familie?

Mein Bruder verkroch sich unter die Decke. Lauschte. Ihn überlief eine Gänsehaut. Kalte Tränen rollten ihm über die Wangen. ›Mama, Ruth hat wieder Schluckauf!‹ Danach steckte meine Mutter den Kopf die Tür herrein: ›Was ist los, Ruth?‹

Und, was war mit Dir los, Ruth?

Ich hatte Kopfschmerzen. Ich blieb im Bett. Als der Doktor kam, nahm er die Temperatur. Unten ließ der Doktor verschiedene Medikamente in verschiedenfarbigen Kapseln zurück, mit Anweisungen, wie sie zu nehmen seien. Das eine sollte das Fieber herunterbringen, ein anderes war ein Abführmittel, wieder ein anderes war gegen Übersäure im Magen usw. Ich finde, daß ich immer krank aussah. Ich sah immer wie ein krankes, jämmerliches Kind aus. Ich war weiß-gesichtig, aber mit roten Fieberflecken auf den Backen, und ich hatte dunkle Schatten unter meinen Augen. Oft lag ich stundenlang reglos im Bett und schien gleichgültig gegen alles, was vorging. Mutter saß am Fußende des Bettes und wartete, bis es Zeit war, mir wieder ein Pulver zu geben.

Bekamst Du oft Besuch?

›Du kannst nicht reinkommen‹, sagte ich, wenn mich jemand mal besuchen wollte. ›Du darfst nicht das bekommen, was ich habe.‹ Manchmal besuchte mich mein Bruder und las mir aus Howard Pyles Piratenbuch vor, aber ich war oft nicht bei der Sache. Nach einer Weile sagte ich zu ihm: ›Thaddaeus, du brauchst nicht bei mir sein, wenn es dir unangenehm ist.‹ Wenn Vater nach Hause kam, war meine erste Frage an ihn: ›Um wieviel Uhr, glaubst du, daß ich sterben werde?‹

Und nahm man Deine Beschwerden ernst?

Zuerst hielt man meine starken Kopfschmerzen nicht für alarmierend. Schließlich waren sie innerhalb eines Tages wieder verschwunden. Aber dann bekam ich einen steifen Nacken. Die Kopfschmerzen kehrten zurück, und ich verlor die Orientierung. Ich lag wegen der Schmerzen auf einem großen Kissen, und das Summen eines Luftbefeuchters lenkte mich von den Geräuschen ab, die von außen kamen. Unter anderem halfen mir auch Ohrstöpsel und Matratzenauflagen aus Schaumstoff beziehungsweise Auflagen, die nach dem sogenannten Eierkartonprinzip konzipiert waren und den Schall schluckten.

Und Dein Fieber?

Am anderen Morgen erwachte ich in einem hitzigen Fieber mit



Ruth Glowacki: »Ich hatte eine Krankheit nach der anderen.«

Phantasien und allem Zubehör. Nun besuchte mich der Arzt täglich. Meinen Geschwistern hatte er streng jede Gemeinschaft mit mir untersagt.

Hattest Du irgendwelche Ablenkungen?

Beim Ausbruch der Krankheit glaubte ich, ein Prinz läge unter meiner Matratze, und ich rückte daher jeden Augenblick von der Stelle, um die arme Person nicht zu drücken. Ich hörte immer Stimmen von außen, die riefen, die Mutter komme. Einmal glaubte ich, ein Mann näherte sich meinem Bett und ziehe das Schublädchen aus dem Nachtkästchen, das neben mir stand und in dem ich mein Taschengeld verwahrte.

Was meinten die Ärzte?

Die Ärzte schickten mich in Sanatorien. Diese befanden sich häufig in den Bergen. Ich werde niemals vergessen, wie ich eines Morgens aufwachte und 45 Minuten lang gelähmt war. Nach einiger Zeit erschienen an meiner Stirn und meinen Lippen rötliche Knoten. In meinem rechten Fuß kam es zu einer schlimmen Infektion, und er mußte amputiert werden.

Und nach der Operation?

Nach der Operation stellten sich Komplikationen ein. Die Ärzte rechneten mit meinem Tod. Mein Zustand verschlechterte sich zusehends,

und schließlich hielt mich das Krankenhauspersonal für tot. Man bedeckte mein Gesicht mit einem Laken, schob mich aber nicht in die Leichenhalle, weil der Tod zuvor von einem Arzt oder einer Krankenschwester bestätigt werden sollte. Keiner der Ärzte hatte jedoch Dienst, und die Krankenschwestern waren alle zu einer Party gegangen. So blieb ich also über Nacht auf der Station.

Da kannst Du von Glück reden. Aber wie wurde Dein Scheintod entdeckt?

Als der Arzt am nächsten Morgen Visite machte, kam er nicht zu mir ans Bett, weil ich immer noch zugedeckt war. Schließlich bemerkte jemand, daß sich der »Leichnam« unter dem Laken bewegte.

Du warst also gar nicht tot?

Ich hatte eine Krankheit nach der anderen. Eine Hautkrankheit färbte einen Teil meiner Wangen und meiner Nase mit dem kräftig rosa Ton der Balsaminen.

Hattest Du Angst?

Ich hatte oft Angst davor, schlafen zu gehen und nie wieder aufzuwachen. Ich befürchtete auch, niemand werde mich je heiraten wollen. Manchmal fielen mir mitten am Tag vor Müdigkeit die Augen zu. Mit sieben Jahren sah ich aus, als wäre ich erst vier. Mein Nacken wurde empfindlich, und die Hand hielt nicht mehr still, zwar griff sie noch zielstrebig einen schwereren Gegenstand, zitterte aber und hing nach unten, wenn sie etwas Leichtes wie ein kleines Glas umfaßte. Dann wieder sah ich aus, als wäre ich ein Greis. Nach einem meiner Krankenhausaufenthalte erkannte man mich kaum wieder. Mein Gesicht war erdfarben, meine Lippen waren aufgedunsen und trocken, die Haut runzelig. Unbezwingbarer Brechreiz vereitelte jeden Versuch einer Nahrungsaufnahme. Mein Urin wies gewisse weiße Schlieren auf. Alle glaubten mich verloren. Durch wiederholtes Erbrechen war meine Mundhöhle der ätzenden Magensäure ausgesetzt, die den Zahnschmelz zerfraß. Außerdem nahmen dadurch die Speiseröhre, die Leber, die Lunge und das Herz Schaden.

Wie ging's Dir in der Schule?

Der Schulstreß ging mir buchstäblich unter die Haut. Plötzlich bekam ich einen juckenden, brennenden Ausschlag an einem Arm. Ich nahm Antibiotika, Kortisonsalbe und Antihistamin, aber nichts half. Im Gegenteil, der Ausschlag breitete sich über den ganzen Körper aus, auch über das Gesicht. Man ertappte mich dabei, daß ich die Zähne zusammenpreßte oder aneinanderrieb. Ich mußte bei vielem vorsichtig sein und durfte meine Tabletten auf keinen Fall vergessen. Oft war ich nicht in der Lage, die Schule zu besuchen. Erst in der dritten Klasse konnte ich regelmäßig am Unterricht teilnehmen. In der fünften und sechsten

Klasse nahm ich so häufig teil, wie es eben ging.

Wie schafftest Du trotzdem den Stoff?

Mein Bruder schrieb den Stoff mit, und ich lernte zu Hause. Meine absolute Entschlossenheit, meine physischen Defizite in den Griff zu bekommen, waren von frühester Jugend an ein Hauptbestandteil meiner Persönlichkeit. Ich verbrachte viele Stunden im Bett und entwickelte eine starke Zuneigung zu Büchern und zur Literatur. Während des Vietnamkrieges hängte ich eine Karte von Vietnam in meinem Zimmer auf, anhand derer ich die Bewegungen der verfeindeten Streitkräfte verfolgte. Dann wieder schloß ich mich stundenlang im Badezimmer ein und ließ niemand anders herein, auch wenn die Geschwister sich für die Schule fertig machen mußten.

Wie reagierten Deine Geschwister auf Deine häufigen Erkrankungen?

Meine Geschwister meinten: ›Sie stöhnt ja nur, weil sie beachtet werden will.‹ Ich fühlte mich erschöpft und verlor an Gewicht. Während eines Anfalls zählte nichts als der Anfall. Und ich weinte wegen Kleinigkeiten los, die ganz unwichtig waren. Die Nachtschweiße stellten sich so heftig ein, daß die gewechselten und an die Luft gehängten Unterbetten kaum für den zweiten Tag zum Gebrauch getrocknet waren.

Wie gingen Deine Eltern mit Deiner Krankheit um?

An unseren Eltern ist das alles nicht spurlos vorübergegangen. Sie sagten, ich hätte meine Krankheiten geerbt, und das deprimierte sie. Wenn ich sie so niedergeschlagen sah, taten sie mir unendlich leid. Mich völlig in Tränen aufgelöst ins Krankenhaus zu bringen, war das Schlimmste für sie. Sie durften nicht aus Pappe sein. Im übrigen war ich sowieso jedesmal, wenn ein Anfall nahte, infolge der Ungewißheit, welchen Grad er erreichen würde, sehr ängstlich wegen der Traurigkeit der Eltern, die mir sehr viel näherging als mein Leiden selbst.

Das war aber ein schöner Zug von Dir.

Ich behauptete sofort, der Anfall sei gar nicht so arg, sie brauchten mich nicht zu bedauern und könnten sicher sein, daß ich mich ganz glücklich fühlte.

Was aber nicht stimmte.

Ich hatte fast täglich Erstickungsanfälle, hervorgerufen durch innere Nervenkrämpfe, durch beginnende Tuberkulose, durch gewöhnliches Asthma, durch Atemungsbeschwerden infolge einer Nahrungsmittelvergiftung mit gleichzeitig bestehender Niereninsuffizienz sowie durch chronische Bronchitis. Eines Tages, als unsere Mutter mich bei ziemlich gutem Befinden verlassen hatte, kam sie sehr spät am Abend noch einmal in mein Zimmer und sah, daß ich keine Luft bekam. ›O mein Gott!‹ rief sie mit gramgefüllter Miene, ›Was du aushalten muß.‹

Und was sagte der Arzt?

›Jedesmal, wenn Husten und Erstickungsanfälle wieder einsetzen, sofort Abführmittel, Einläufe, Bettruhe! Da wird sie dann schrittweise ins normale Dasein zurückkehren‹, hatte der Arzt gesagt. Unsere Haushälterin Käthe – sie wanderte später nach Amerika aus – trat mir alle Tage mit den Worten entgegen: ›Die junge Dame sieht aus...! Sie hat sich sicher nicht angeschaut; also wie eine Tote!‹ Bei jedem schmerzhaften Symptom, das sie an mir beobachtete, brach sie in Klagerufe aus wie: ›O Gott, o Gott! Heilige Jungfrau! Ist es denn möglich, daß der liebe Gott ein armes Menschenkind so leiden lassen kann? Du lieber Himmel, die Arme!‹

Du Arme!

Als ich das erste Mal EBlust verspürte, gab man mir als Krankenspeise einen Hasen mit Knödeln, und bei meinem ersten Ausgang in den Garten, wo die Zwetschkenbäume voll reifer Früchte hingen, erlaubte mir der Arzt, davon so viele zu essen, als mir beliebte, was ich denn auch tat. Wir gingen an diesem Tag zusammen über die Wiesen, da setzte ich mich auf einen Stein und meinte, ich müsse sterben.

Ruth Glowacki, danke für das Gespräch.

+ +

Norbert Wolfgruber, bei meinen Gesprächen frage ich oft zuerst nach der Art der Behinderung meines Gesprächspartners.

Dieser Anfang würde mir bei Ihnen taktlos erscheinen. Man sieht sofort, Sie haben eine Hasenscharte. Was ist eine Hasenscharte? Ganz recht, ich habe eine Hasenscharte, eine Gaumen- und Lippenpalte.

Von Geburt an, wie ich annehme.

Ganz recht, eine Hasenscharte, eine Gaumen- und Lippenpalte ist immer von Geburt.

Gibt es da eine Art Geburtstrauma für Sie?

Wenn Sie ein behindertes Kind zur Welt gebracht hätten, wüßten Sie, daß das Geburtstrauma bei den Eltern liegt, nicht beim Kind. Vielleicht wäre es besser, Sie befragten die Eltern nach dem Trauma, die können sich auch besser daran erinnern.

Also wie hat Ihre Mutter auf Ihre Behinderung reagiert?



Norbert Wolfgruber: »Eine Hasenscharte ist eine sehr ernste Sache.«

Sie hat nur mit großen Augen meinen Vater angesehen.

Und wie hat Ihr Vater darauf reagiert?

Er hat nur mit großen Augen meine Mutter angesehen. Ich war das erste Kind, das meinen Eltern geboren werden sollte. Am Tag meiner Geburt war mein Vater im Krankenhaus, allerdings nicht mit dem Skalpell in der Hand. Er war Chirurg in demselben Krankenhaus, in dem ich geboren werden sollte.

Und in dem sie auch geboren worden sind?

Ja, aber es kam anders. Mein Vater hatte also nicht das Skalpell sondern die Kamera in der Hand, um das große Ereignis im Bild festzuhalten. Allen wollte er das Geburtsvideo zeigen. Daraus ist nichts geworden, aber ich habe es gesehen und ich kann das Trauma nachvollziehen, das Eltern bei der Geburt eines behinderten Kindes erleiden.

Was ist geschehen?

Es ist so: Allmählich erscheint das kleine Köpfchen, so daß einem vor Aufregung das Herz bis zum Hals schlägt. Hier kommt er, mein Sohn und Erbe, wird sich mein Vater gedacht haben.

Und Ihre Mutter?

Hier kommt unser Sohn und Erbe. Doch dann – Welch eine Enttäuschung! Man sieht, kaum daß ich dem Muttermund entweiche, daß ich

offensichtlich behindert bin – eine Lippenspalte, also Hasenscharte und, wie man später feststellte, auch eine Gaumenspalte! Da ist man wie vom Schlag gerührt, wenn man sieht, wie da das Bild zu zittern beginnt. Wie Espenlaub.

Ihr Vater war verzweifelt?

Man sieht meine Mutter, wie sie groß und verzittert in die Kamera schaut und sofort eine Beruhigungsspritze bekommt, damit ihr der gleiche Schock erspart bleibt.

Sehen Sie sich oft dieses Video an?

Nein. Aber mein Vater hat auch alle folgenden Operationen aufgenommen, die an mir verübt worden sind. Die sehe ich öfter, da ist mehr zu sehen. Ich bin älter, kann mich also besser wiedererkennen. Manchmal denke ich sogar, ich kann mich daran erinnern, was aber gar nicht möglich ist.

Weil Sie zu jung waren?

Vollnarkose. Ich war betäubt.

Sprechen Sie manchmal mit Ihrem Vater über die Videos?

Nein. Er würde nur, wie damals im Kreissaal, bitterlich weinen aus lauter Enttäuschung. Es ist immer dieselbe Frage: Warum gerade wir, unser erstes Kind, mein Sohn, eine Hasenscharte, warum mußte mir das passieren?

Gibt es eine Antwort auf diese Fragen?

Bitter ist, mein Vater meint, ich wäre mit einer Behinderung geboren worden, weil er einen Fehler gemacht hat.

Was falsch ist?

Sein Fehler ist natürlich falsch. Die Behinderung mußte eine genetische oder umweltbedingte Ursache haben. Nach meinen Recherchen hat er, mein Vater, einen Fehler von seinem Vater, von meinem Großvater, erbt. Ich bin froh, nicht meinem Vater die Schuld an dem, was er als riesige Enttäuschung empfand, geben zu müssen.

Welche Ursachen kommen für die Hasenscharte in Frage?

Natürlich überlege ich, was zu meiner Mißbildung geführt haben könnte. Es gibt mehrere Faktoren, die man als die Ursache bezeichnen könnte. Streß, Medikamente wie Antibiotika oder empfängnisverhütende Mittel, Umweltverschmutzung und Vererbung gelten als mögliche Ursachen. Da nach meinen Recherchen alles andere ausscheidet, bleibt der Fehler bei meinem Großvater hängen.

Hat ihn der Großvater nicht auch geerbt?

Er war bekannt für seinen Streß, den er übrigens auch meinem Vater gemacht hat, wegen meiner Hasenscharte. Medikamente wie Antibiotika oder empfängnisverhütende Mittel hat er auch genommen beziehungsweise seine Frau, die noch dazu eine sehr starke Raucherin war.

Also Umweltverschmutzung obendrein, wenn das nicht alles auf seinen Fehler hindeutet, weiß ich auch nicht weiter.

Beziehungsweise auf die Großmutter. Vielleicht hat sie ja den Fehler geerbt.

Er hätte sie ja nicht heiraten müssen!

Stimmt. Gut, wie ist die schwierige Aufgabe jetzt zu bewältigen?

Mit einer Hasenscharte ist es keine leichte Aufgabe. Mir fällt ein, daß ein früherer Spielkamerad von mir, Arthur hat er geheißten, auch mit einer Gaumen- und einer Lippenspalte geboren und später operiert worden war. Aber wie schwer war es als Kind für ihn gewesen, sich verständlich zu machen! Dazu haben wir, andere Kinder, ihn mit lieblosen Äußerungen gequält, ja ich habe ihn sogar nachgeäfft, bis er zu weinen begann.

Aber Sie hatten doch ebenfalls eine Hasenscharte!

Ja, aber gerade deshalb konnte ich seine Hasenscharte mit meiner so gut nachmachen, daß alle anderen Kinder lachen mußten, er aber hat geweint.

Haben Sie sich selbst vor diesen Demütigungen schützen können?

Ich bin streng und hart erzogen worden. ›Du hast eine Hasenscharte, bist aber kein Hasenfuß‹, hat mein Vater immer gesagt. Meine Mutter wollte das nicht hören. Aber ich war schon immer mehr auf der Seite meines Vaters als auf der meiner Mutter.

Warum?

Wie jeder Säugling, der mit einer Gaumenspalte geboren wird, so konnte auch ich nicht gestillt oder mit der Flasche gefüttert werden. Mein Vater pumpte meiner Mutter die Milch ab, die er mir dann mit einem winzigen Löffel vorsichtig eingegeben hat.

So kam diese starke Bindung zustande?

Auch durch seine Videos und seine guten Beziehungen zum plastischen Chirurgen. Der machte die erste Lippenoperation, die war aber nur der Anfang einer Behandlung, die sich über mehrere Jahre hingezogen hat.

Hat Ihr Vater die ganze Behandlung aufgezeichnet?

Ja, neben den Operationen gibt es die wichtigsten Schritte auf Video, wo man aber sieht, daß während der verschiedenen Behandlungsphasen außer dem plastischen Chirurgen auch andere Spezialisten mit mir beschäftigt waren: Ein Kinderarzt, ein HNO-Arzt, ein Kieferorthopäde, ein Logopäde und schließlich noch ein Psychologe.

Sie sind von allen diesen Leuten behandelt worden? War die Sache so ernst?

Eine Hasenscharte ist eine sehr ernste Sache. Nach der Lippenoperation sah ich zwar schon viel hübscher aus. Da mir aber das Munddach fehlte, war das Schlucken von Flüssigkeit ein echtes Problem. Saugen

konnte ich nicht, und wenn ich zuviel gefüttert wurde, lief mir die Nahrung aus der Nase heraus. Ich könnte Ihnen da einige Bänder zeigen, wenn es Sie interessiert. – Da sieht man auch, wie ich fast erstickte. Jede Woche mußte ich zur Kontrolle, damit sich meine Mißbildung nicht auf meine geistige Entwicklung auswirkt. Oder soll ich Ihnen das Video zeigen, wo meine Tante zu mir sagt: ›Ach, du Armer! Du wirst bestimmt bald sterben!‹?

Ich möchte lieber das mit der Nase sehen.

Oder warten Sie, die Gaumenoperation ist das interessanteste. Sie war schwieriger und dauerte länger als die Lippenoperation. Mein Vater durfte nur ausnahmsweise in den Operationsraum, weil er selbst Chirurg ist und ein guter Freund des plastischen Chirurgen war.

Ist die Gaumenoperation gut verlaufen?

Ja. Nun, da die Lippe in Ordnung und die Gaumenspalte geschlossen war, konnte ich endlich ohne Schwierigkeiten Nahrung aufnehmen. Eine weitere Hürde war genommen. Als nächstes mußte ich richtig sprechen lernen. Die Lippen- und die Gaumenoperation beeinträchtigten natürlich das Sprechen. Man kann das Problem verstehen, wenn man sich überlegt, wie die Laute zustande kommen. Beobachten Sie Ihren Mund, wenn Sie Vokale aussprechen. Sagen Sie ›a, e, i, o, u‹.

a, e, i, o, u

Haben Sie etwas bemerkt?

Ich habe den Mund und Lippen nur wenig bewegen müssen, um diese Laute zu bilden.

Genau. Der Vokal ist ein Laut, bei dessen Artikulation die Atemluft verhältnismäßig ungehindert ausströmt. Nun versuchen Sie aber einmal, Konsonanten zu bilden. Sagen Sie: ›B, c, d, f, g‹ und ›k‹.

B, c, d, f, g und k

Ohne ›und‹!

b, c, d, f, g, k.

Merken Sie, daß bei der Artikulation dieser Laute sich Ihre Lippen, Ihre Zunge und Ihr Rachen stärker bewegen? Wenn es jetzt irgend etwas gibt, was diese Bewegung behindert, erschwert das die Bildung der Laute. Ja, da können Sie die Schwierigkeit verstehen, die ein Kind hat, das an der Lippe und am Gaumen operiert ist.

So mußten Sie erst sprechen lernen?

Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, daß Personen, die mit einer Gaumenspalte geboren wurden, beim Sprechen näseln. Das tun sie, weil die Atemluft zufolge des fehlenden Munddaches über die Stimmbänder auf eine Weise durch die Nase entweicht, daß die Sprache einen näselnden Klang erhält.

Klingt gar nicht so schlimm bei Ihnen.

Die Gaumenoperation hat ja den Zweck, die Spalte im Munddach zu schließen – eine sehr schwierige Operation. Und mein plastischer Chirurg hat so gut gearbeitet, daß ich heute gar nicht einmal mehr näseln kann! Dennoch mußte ich zum Sprachunterricht, um deutlich sprechen zu lernen.

Wie lange mußten Sie Ihre Sprache trainieren?

Sehr lange. Ich erinnere mich daran, daß ich sogar anfang, mich wegen meiner Sprache zu schämen. Sobald ich meinen Mund auftat, blamierte ich meinen Vater. Ich kann gar nicht beschreiben, wie schrecklich mir zumute war. Mein Vater hat mir niemals zugehört, wenn die Nase pffft: Er ging dann immer fort. Schließlich machte ich es so, daß ich alles, was ich ihm sagen wollte, von meiner Mutter aufschreiben ließ. Und das war furchtbar, da hat es vielen, vielen Streit gegeben.

Weil Sie nicht sprechen wollten?

Nein, meine Mutter natürlich, sie hat so viele Schreibfehler gemacht, und mein Vater ist ein so korrekter Mensch. Aber nach dem Sprachunterricht, und nachdem mein Vater mit Hilfe von Zahnspangen meine Zahnstellungsanomalien korrigiert hat und die fehlenden Schneidezähne durch Zahnprothesen ersetzt hat, ist meiner korrekten Sprache nichts mehr im Weg gestanden. Und es hat sich ausgezahlt, Sprechen ist heute mein Job.

Sie sprechen, von Beruf?

Ich bin Sprechstundenhilfe bei einem Kinderarzt, und da gebe ich Kindern, die gerade im Sprachlernen sind, Stunden, Privatstunden, sofern die Eltern wert darauf legen.

Wie hilft man Kindern, sprechen zu lernen?

Ich nehme das Kind auf den Schoß, schaukele es leicht hin und her, bis es ein zufriedenes ›Ahhh‹ von sich gibt. Dann erwidere ich seinen Ahhh-Laut mit gedämpfter Stimme. ›Ahhh‹. Das Kind reagiert irgendwann auf dieses Echo, worauf ich wiederum den nächsten Laut von mir gebe. Ich sage ›Bahhh‹, schaukele das Kind leicht hin und her, bis es meinen Bahhh-Laut mit heller Stimme erwidert. ›Bahhh‹. Und so schaukeln wir uns durch das ganze ABC, in mehreren Sitzungen natürlich, nicht in einer Stunde! Das Kind muß nur ganz genau meine Laute nachmachen, mir ganz genau auf den Mund schauen.

Also Lernen durch Nachahmung. Ist es da nicht ein wenig irritierend, wenn das Kind so genau auf Ihre Lippen schaut?

Wegen der Hasenscharte? Ach wo, ich schäme mich nicht, das Kind schämt sich nicht, was also soll es? Wenn es ihm gefällt, male ich ihm meine Hasenscharte sogar auf.

Norbert Wolfgruber, danke für das Gespräch.

Dolores Crapelli, was haben Sie?
Ich habe einen Herzschrittmacher.
Was haben Sie am Herzen?

Eine gute Frage, wirklich. Da gibt es vieles, was ich am Herzen habe, wie Sie sagen.

Fangen Sie in aller Ruhe von vorn an.

Ich habe meinem Herzschrittmacher vieles zu verdanken. Ich war noch nicht einmal geboren, als sich der Arzt nach vorn beugte und mein Herz abhorchte. Schon an meinem ungeborenen Herzen erkannte der Arzt, daß etwas nicht in Ordnung war. Es hatte nicht 120 Schläge pro Minute, wie das bei einem Fötus üblich ist, sondern zeitweise nicht mehr als 48. Der Arzt rief gleich einige Kollegen herbei, um die Ursache des Problems ausfindig zu machen. Bevor die Diagnose aber noch gestellt werden konnte, kam ich schon zur Welt – einen Monat zu früh, nämlich am 11. September 1944. Meine Herzfrequenz betrug nicht mehr als 48 bis 60. Die Ursache war ein atrioventrikulärer Herzblock.

Das hört sich schlimm an.

Es hört sich schlimmer an, als es ist. In meinem Fall bedeutet es, daß die Herzvorhöfe normal schlagen, aber die Herzkammern nicht immer die Impulse bekommen. Deshalb schlagen meine Herzkammern wesentlich langsamer, ungefähr 30- bis 40mal pro Minute, während die Vorhöfe in der Minute 60- bis 80mal schlagen. Da die Herzkammern die eigentliche Pumpleistung des Herzens aufbringen, war mein Blutstrom nur halb so stark wie der einer Durchschnittsperson. Meiner Mutter wurde erklärt, ich hätte eine geringe Lebenserwartung, da die Medizin kein Heilmittel für diese Krankheit kenne.

Heute haben Sie schon ein fortgeschrittenes Alter erreicht.

Ja, nach dem ersten Lebensjahr, das sehr problematisch war, pendelte sich alles etwas ein, und ich wurde kräftiger. In meiner Kindheit durfte ich mich nur in eingeschränktem Maße körperlich betätigen. Ich mußte mich häufig hinlegen und konnte in der Schule nicht am Sportunterricht teilnehmen. Mein Freundeskreis beschränkte sich fast völlig auf Behinderte, leicht Behinderte. Sie zeigten immer Verständnis für meine Behinderung, ließen mich aber mitmachen, wenn sie etwas unternahmen.

Behindertensport?

Gemeinsame Ausflüge, oder Bastelstunden und Musikabende. So verging die Jugend. Als ich fast 20 Jahre alt war, besuchten wir einen Arzt, der sagte, man könne gegen meine Krankheit nichts weiter ausrichten.

Konnten Sie sich damit abfinden?

Ich fand mich mit meiner Behinderung ab, da ich erkannte, daß ich, wollte ich am Leben bleiben, mir Einschränkungen auferlegen mußte. Nach meinem Mittelschul-Abschluß war es mir möglich, halbtags zu



Dolores Crapelli: »Wir wußten nicht, ob unser Kind meinen Herzfehler erben würde.«

arbeiten und zu Hause zur Deckung der Lebenshaltungskosten beizutragen. Etwa eineinhalb Jahre lang konnte ich Telefondienst verrichten, indem ich pro Monat mindestens 75 Stunden darauf verwendete, meiner Mutter Kunden zu vermitteln.

Ihre Mutter hatte ein Geschäft, für das Sie arbeiteten mußten?

Sie war Antiquitätenhändlerin. Leute für Antiquitäten zu interessieren war ein Höhepunkt meiner Jugendzeit. Doch dann habe ich damit aufgehört. Warum? Ich bekam einen Herzschrittmacher.

So spät?

Ende 1965 lernte meine Tante, die Krankenschwester ist, einen Facharzt für Herz und Kreislauf kennen, der sich für ein Gerät einsetzte, das damals zunehmende Verbreitung erlangte und als Herzschrittmacher bezeichnet wird. Meine Tante schilderte dem Arzt meinen Fall. Sie fragte ihn, ob mir ein Schrittmacher helfen würde. Schließlich wurde ein Termin vereinbart. Nach einigen Untersuchungen sagte dieser ungewöhnlich aufmerksame Arzt, er sei ziemlich sicher, daß ein Schrittmacher meine Situation erheblich verbessern würde.

Was genau ist ein Schrittmacher?

Der Arzt erklärte, daß der Schrittmacher ein kleines batteriebetriebenes elektronisches Gerät ist, das gewöhnlich eine vollständige Kunststoff-

ummantelung und einen Steckanschluß für die Drähte hat, die zum Herzmuskel führen. Er polt die elektrische Ladung im Herzmuskel um und bewirkt dadurch, daß sich der Muskel zusammenzieht und Blut pumpt. Diese regelmäßigen elektrischen Impulse bewirken einen verhältnismäßig normalen Herzrhythmus.

Sind alle Schrittmacher gleich?

Es gibt verschiedene Arten von Schrittmachern. Die ersten waren starrfrequent. Sie arbeiteten ständig mit der gleichen Frequenz, gewöhnlich 72 Schläge pro Minute. Am häufigsten sind heute jedoch die ventrikelgesteuerten Schrittmacher. Das Gerät registriert, wann das Herz nicht mehr selbständig Impulse gibt und schaltet sich dann ein. Übernimmt aber das Herz wieder die Impulstätigkeit, schaltet sich das Gerät automatisch ab.

Das ist praktisch.

Ja, aber die Einsetzung ist kompliziert. Der Arzt meinte, ich sollte wegen einiger Spezialtests einschließlich einer Herzkatheterisierung ins Krankenhaus kommen. Bei diesem abschließenden Test wurden in meine Arme kleine Einschnitte gemacht und Schläuche durch meine Venen bis zum Herzen geschoben. Während der ganzen Zeit war ich wach und konnte wahrnehmen, was geschah.

Was ist geschehen?

Ich hatte vier Katheter gleichzeitig, in jedem Arm zwei. Auf diese Weise konnten die Ärzte die Wände und Kammern meines Herzens nach Löchern und Mißbildungen absuchen. Es war ihnen sogar möglich, die Drähte eines Schrittmachers direkt in den Herzmuskel zu schieben und zu testen, ob der Schrittmacher die Störung beheben würde. Das Ergebnis zeigte, daß der Schrittmacher meinen Herzblock überbrücke und den Herzschlag bis auf den elektronisch eingestellten Wert erhöhen würde. Die Ärzte stellten keine weiteren Unregelmäßigkeiten in meinem Herzen fest.

Also funktionierte es?

Ja, der Schrittmacher sollte mir einen Monat später, am 22. Juli 1966, eingepflanzt werden. Das weiß ich noch so genau, weil das ist der Geburtstag von Vera Tschechowa. Man machte einen Einschnitt in die Bauchdecke und pflanzte den austauschbaren Schrittmacher ein. Ich habe noch immer die Narbe. Soll ich sie Ihnen zeigen?

Bitte. Aber wer ist Vera Tschechowa?

Die Enkelin von Olga Tschechowa, Meisterschülerin von Stanislawski. Sehen Sie die Narbe? Erinnern Sie sich an die »Liebele« aus dem Jahre 1933, denken Sie nur an »Panische Zeiten«, 1980, schöne Frauen, beide. Die Bauchdecke wählte man deshalb, weil sie bei meinem damaligen Gewicht von 43 Kilo die am besten mit Fett gepolsterte Stelle meines

Körpers war. Es gibt noch einen zweiten Schnitt. Sehen Sie. Es wurde nämlich noch ein zweiter Einschnitt zwischen meine Mittelrippen gemacht. Ja meine beiden Idole, Vera und Olga Tschechowa.

Zwei Einschnitte?

Man mußte ja die Drähte des Schrittmachers am Herzen anbringen. Sie wurden am Gewebe der Herzkammern festgenäht, damit die Schrittmacherimpulse einen guten Übergang finden können.

Hat für Sie dann ein neues Leben begonnen?

Ich erholte mich schnell und konnte nach 10 Tagen das Krankenhaus verlassen. Meine Freunde und meine Angehörigen bemerkten, daß ich dank der erhöhten Blutmenge, die durch meine Blutgefäße strömte, auf einmal ein frisches rötliches Aussehen hatte.

Sie sehen wirklich sehr gut aus!

Danke. Aber als ich dann nach sechswöchiger Genesungszeit wieder zu meinem Arbeitgeber ging, stellte ich fest, daß mein Arbeitsplatz nicht mehr frei war.

Sie wurden gekündigt?

Ja, aber meine ganze Einstellung änderte sich. Kurze Zeit später fand ich eine andere Arbeitsstelle, und jetzt begann ich, mir neue Ziele zu stecken. Ich sagte mir nicht mehr: ›Nein, das kann ich nicht‹, sondern: ›Ja, ich glaube, das kann ich.‹

Fühlten Sie sich nicht mehr behindert?

Oh doch, mir sind noch immer Grenzen gesetzt! Aber damals begann ich, mich an neue Möglichkeiten zu gewöhnen, vor allem in puncto körperlicher Betätigung. Ich konnte jetzt ganztags arbeiten. Schließlich bezog ich eine eigene Wohnung und dachte zum erstenmal in meinem Leben ans Heiraten.

Sie suchten, wie andere Frauen auch, einen Mann?

Nein. Meinen künftigen Mann hatte ich schon am Abend vor meiner ersten Schrittmacheroperation getroffen. Er spricht noch heute davon, welche großartigen Hoffnungen diese junge Frau hegte, die sich aber völlig erfüllen sollten, wie er später feststellte. Ich arbeitete hart, um verschiedene Arztrechnungen in Höhe von etwa 2.000 Dollar zu bezahlen und ein Heim für die Ehe einzurichten. Ich konnte meinen Angehörigen und meinen Freunden beweisen, daß ich körperlich in der Lage war, einen Mann und Kinder zu ernähren.

Und Ihr Mann, hat er nicht gearbeitet?

Er hatte sich von seiner Frau getrennt und wartete auf die Scheidung. Inzwischen wohnten wir mit einer anderen Frau zusammen und beabsichtigten, zu heiraten, sobald er geschieden wäre.

Warum wollte er sich scheiden lassen?

Sie wollte, nicht er. Erst als wir uns kennenlernten, drängte auch er auf

die Scheidung. Er war ein kräftiger Lastkraftfahrer, hatte aber einen Unfall, den sie nicht verkraftet hat.

Er ist behindert?

Ja, es war wirklich tragisch. Ich werde es Ihnen erzählen. Er befand sich eines Tages in einem vollbeladenen Lkw auf dem Weg nach Hause und fuhr 16 km nordöstlich von Rotorua auf einer abschüssigen Straße. Als er in eine Kurve fuhr, sah er Kühe auf der Straße, entgegenkommende Autos und einen Lkw, der vor ihn angehalten hatte. Er trat sofort auf die Bremse, aber sein Fuß sackte bis zum Boden durch – totales Bremsversagen. Er kann sich noch genau daran erinnern, wie er in den Lkw raste und wie durch die Wucht seine Beine eingequetscht wurden.

Gehbehindert also.

Die Feuerwehr kam, und es dauerte eine Stunde, bis man ihn aus dem Wrack herausgetrennt hatte. Er wurde in die städtische Klinik von Rotorua gebracht, erhielt viele Bluttransfusionen und mußte sich beide Beine oberhalb der Knie amputieren lassen.

Wie haben Sie sich kennengelernt?

Ich war zu dieser schwierigen Zeit oft im Krankenhaus wegen dieser Tests. Und ich habe immer schon gern Kontakte mit Behinderten gepflegt. Es sind so herzensgute und bescheidene Menschen, wissen Sie? Ich sah ihn sitzen in der Cafeteria, fragte ihn, was hat hier ein Lastkraftwagenfahrer zu suchen, per Spaß, und siehe da, er war wirklich Lastkraftwagenfahrer und hatte keine Beine. So ein Zufall! Wir mußten beide lachen. Und das war für meinen Mann das erste Mal seit vielen Wochen, da das Morphinum abgesetzt wurde, und er geriet Tag für Tag mehr in ein Martyrium der Schmerzen. Ich war wie eine Wunderheilerin für ihn, die ihm die Hände auflegte und sagte, die Schmerzen würden vergehen.

Was sagte er zu Ihrer Krankheit?

Er hat gleich seinen Humor wiedergefunden. Er sagte, er wäre ein ganz schwerer Herzenströster, ein Herzensschmerzmann. Und ich herzkrank, wirklich, so ein Zufall! Da haben wir viel gelacht, wir beide. Ich hatte auf einmal vor den Untersuchungen überhaupt keine Angst mehr. Schließlich wurden wir gleichzeitig aus dem Krankenhaus entlassen. Wir betrachteten das als einen glücklichen Tag, denn von nun an konnten wir uneingeschränkt zusammen sein.

Und Sie haben gleich geheiratet?

Im Jahre 1967 heirateten wir. Der Geburt unseres ersten Kindes ging eine gespannte Erwartung voraus. Wir wußten nicht, ob unser Kind meinen Herzfehler erben würde. Mein Mann ermutigte mich, und sagte, eher kommt es ohne Beine zur Welt und auch mein Arzt hielt diese Wahrscheinlichkeit für unbedeutend. Wir hätten uns nicht zu sorgen

brauchen, aber es ließ sich nicht vermeiden. Schließlich kam ein Mädchen mit einem gesunden Herzen zur Welt, und wir waren sehr erleichtert.

Also führten Sie ab nun ein Leben fast ohne Behinderung?

Fast. Denn mein Schrittmacher sollte nach 24 Monaten ausgetauscht werden.

War er nicht in Ordnung?

Doch, aber die Batterien hielten nicht länger. Diese zwei Jahre vergingen ziemlich schnell. Um den Austausch vornehmen zu lassen, mußte ich jedoch wieder ins Krankenhaus. Vera hatte gerade ihren ersten Geburtstag.

Wieder eine Operation?

Aber diesmal war die Operation viel leichter. Der Arzt brauchte nicht mehr zu tun, als einen Einschnitt vorzunehmen, das Fleisch um den Schrittmacher wegzuschälen, die Steckverbindung zu lösen, das alte Gerät zu entfernen und das neue anzuschließen. Dann nähte er die Stelle wieder zu. Der Eingriff wurde in Narkose gemacht und dauerte rund eine Stunde. Ich verbrachte drei Tage im Krankenhaus und konnte nach einer Woche wieder zur Arbeit gehen.

Mit Schrittmacher.

Dem zweiten Schrittmacher, und das war wieder etwas anderes. Der erste fühlte sich wie eine große Gürtelschnalle an meiner Taille an und bildete in der Bauchdecke eine kleine Wölbung. Da sich in der Zwischenzeit mein Gewicht von 43 auf 59 Kilo erhöht hatte, konnte der Arzt das Austauschgerät etwas tiefer legen, so daß es unauffälliger war.

Haben Sie noch weitere Schrittmacher bekommen?

Ja, ich muß immer zum Austausch gehen. Der nächste Austausch glich im wesentlichen dem vorhergehenden. Doch dann, im Jahre 1972, begann der Arzt mit einer neuen Methode. Ich kam als ambulanter Patient ins Krankenhaus, und die Operation wurde bei Bewußtsein durchgeführt. Ich konnte zuschauen.

Ohne Betäubung?

Ja. Zuerst wurde eine örtliche Betäubung vorgenommen. Als nächstes wurde ein Einschnitt gemacht und das alte Gerät durch das neue ersetzt. Das dauerte fast eine Stunde, und abgesehen vom ersten Einschnitt und von den Betäubungsspritzen gab es keine Unannehmlichkeiten. Freilich ist man einigermaßen angespannt, wenn man im Wachzustand operiert wird.

Ist das nicht sehr unangenehm?

Ich fand etwas, woran ich mich klammern konnte, und packte es so fest an, daß mir hinterher die Hände weh taten. Ich versuchte mich abzulenken, indem ich die ganze Stunde lang ununterbrochen redete. Die

geringste Bewegung des Arztes wurde von mir verstärkt empfunden. Ich hatte das Gefühl, er drehe meinen Magen um, obwohl kaum etwas bewegt wurde. Als die Stunde vorüber war, scherzten und lachten wir. Ich zog mich dann an und ging zum Auto, um nach Hause zu fahren.

Warum nicht Vollnarkose?

Die neue Methode ist viel kostengünstiger, da der Krankenhausaufenthalt entfällt. Auch dauert die Genesung nicht so lange, weil der Körper sich nicht von den Auswirkungen einer Narkose erholen muß. Ich konnte schon nach drei Tagen wieder zur Arbeit gehen.

Mit Schrittmacher.

Dem dritten. Der neue Schrittmacher hat zudem den Vorteil, daß er vom Arzt außerhalb des Körpers eingestellt werden kann. Man kann die erforderliche Frequenz von 60, 70, 80 oder 90 Schlägen pro Minute mit Hilfe eines kleinen elektronischen Geräts einstellen. Und für die Stärke der elektrischen Impulse gibt es drei verschiedene Stufen. Folglich kann bei einem Arztbesuch der Herzschlag verstellt werden, wenn ein medizinisches Problem oder ein erhöhter Kräftebedarf das erfordert.

Das heißt, Sie können Ihr Herz in Aufregung versetzen, oder in Ruhe?

Ja, durch die verschiedenen Geschwindigkeiten lebt mein Herz meine Erlebnisse mit mir mit. 1973 war es mir möglich, mit meinem Mann eine Reise nach Afrika mitzumachen, die von der Behinderten-Gesellschaft veranstaltet wurde. Ich wollte meinem Mann einen Gefallen tun, und der Arzt erhöhte meinen Herzrhythmus auf 80 Schläge pro Minute, und das erwies sich als so zufriedenstellend, daß wir es seither nicht mehr geändert haben.

Also ein richtiger Segen, dieser neue Herzschrittmacher?

Dann aber kam ein Unglück. Ich führte damals ein sehr glückliches Leben. Ich hatte einen guten Mann, zwei hübsche Töchter, Vera und Olga, ein nettes Zuhause und einen Arbeitsplatz, der mir eine Menge Zeit für meinen Mann ließ. Viele meiner Kollegen hätten niemals vermutet, daß ich vorher so stark behindert war oder daß ich einen Herzschrittmacher hatte und einen behinderten Mann zuhause. Wir ließen uns nichts anmerken. Seine Beinprothesen sind ein Wunder der Technik.

Um welche Prothesen handelt es sich?

Da er keine Knie hat, mußten sie eigens für ihn konstruiert werden. Die beiden künstlichen Knie waren zum Zweck der Bewegung und des Gleichgewichts unterschiedlich gebaut. Anfangs war es sehr verwirrend, und er setzte unweigerlich den falschen Fuß nach vorn und schien die meiste Zeit damit zu verbringen, wieder vom Boden aufzustehen. Doch die Beharrlichkeit und die Ausdauer haben sich gelohnt. Er ist

jetzt ziemlich beweglich.

Wie geht das?

Sehen Sie, einer seiner Stümpfe reicht bis zum Knie, und das künstliche Bein ist so sorgfältig geformt worden, daß es ganz eng an einer leichten Wölbung am Ende des Stumpfes anliegt.

Und der andere Stumpf?

Der ist viel zu kurz, als daß eine Prothese auf dieselbe Weise daran befestigt werden könnte. Bei diesem Stumpf muß ich nachhelfen. Ich führe ihn mit Hilfe eines schlauchförmigen Strumpfes in die Prothese ein und erzeuge ein Vakuum.

Der Stumpf wird also in die Prothese gesaugt?

Genau. Wenn ich sie ihm zum Schlafengehen abnehmen möchte, ziehe ich einfach einen kleinen Stöpsel, damit Luft einströmt und die Verbindung gelöst wird. Plopp – und mein Mann liegt im Bett.

Praktisch.

Ja, er ist überhaupt recht praktisch. Nach unserem Afrikaurlaub bewarb er sich um eine Stelle als Jadeschleifer. Das war etwas völlig Neues für ihn. Es ist eine faszinierende Arbeit, die ihm wirklich Spaß macht, und er kann damit zu den Haushaltskosten beitragen. Sehen Sie, er wandelt traditionelle Designs der Maori nach einem modernen Stil ab, so daß gefällige Schmuckstücke entstehen. Möchten Sie eins kaufen?

Ja, aber sagen Sie vorest noch, welches Unglück Sie ereilte.

Ach ja, das Unglück, jetzt hätte ich beinahe auf das Unglück vergessen. Es war so. An einem Sonntagnachmittag im Sommer 1975 fuhren wir zu meiner Schwiegermutter, um die Kinder abzuholen.

Vera und Olga.

Vera und Olga. Ein junger Mann, der uns mit seinem Wagen entgegenkam, war in einer Kurve eingeschlafen und stieß frontal mit uns zusammen. Er war sofort tot, aber erstaunlicherweise blieben wir am Leben und waren nur verletzt. Mein Knöchel war gesplittert, da ich beim Zusammenprall den Fuß noch auf dem Bremspedal hatte.

Und der Schrittmacher?

Er schlug noch, regelmäßig, weder schneller noch langsamer. Er war durch den Unfall nicht beeinträchtigt worden. Aber sie nähten mir die Lippe und röntgen den Fuß und das Bein. Als der Facharzt für Orthopädie kam, um nach dem Fuß zu sehen, fragte ich ihn: ›Können Sie ihn in Ordnung bringen?‹ ›Ja, ich denke schon‹, antwortete er. ›Werde ich wieder gehen können?‹ wollte ich wissen. ›Das können wir jetzt noch nicht sagen‹, sagte er.

Und können Sie wieder gehen?

Wie Sie sehen.

Mit Schrittmacher.

Dem vierten.

Aber Kinder haben Sie nur zwei.

Olga und Vera, und sie sind wohlauf.

Das freut mich. Dolores Crapelli, danke für das Gespräch.

+ +

Radek Yckery, es gibt ein Sprichwort: Wer ohne Bein sein muß, muß dichten.

Mit mir allerdings war es ein Kreuz. Ich fand so schnell keine Beschäftigung, die mich fesseln konnte. Alles, was ich in die Hand bekam, warf ich weg.

Alles?

Alles warf ich weg.

Wie lange ging das?

Bis ich eines Tages, als ich auf dem Fußboden herumkroch, einen Hammer und einen Nagel fand. Ich setzte den Nagel an und trieb ihn mit einem Schlag in den Fußboden. Ich bekam mehr Nägel, und auch diese hieb ich bildschön in die Dielen. Ich gierte nach Hammer und Nägel.

Schon als Kind?

Während die anderen Kinder schon zu plappern anfangen, konnte ich noch nicht einmal laufen. Aber meine Rechte war bereits so entwickelt, daß man die Muskeln an meinem Arm schon von weitem sah. Es verlangte mich nach nichts anderem, als nach dem, was man mir immer wieder gab: Nach Hammer und Nägel, wo immer wir waren. Ich brüllte so lange, bis ich Hammer und Nägel bekam. Und dann trieb ich die Sechszöller in die Fußböden.

Auch in der Schule?

Ich war in allem etwas später. Als die anderen Kinder meines Alters in die Schule kamen, begann ich gerade mal zu sprechen, als die anderen die Schule verließen, hatte ich mal gerade das Lesen gelernt, und als die anderen sich verheirateten, konnte ich sagen, wie spät es ist. Weil man mich nirgends mitnehmen konnte, hockte ich immer zu Hause. Mein Vater meinte, ich würde zu nichts nütze sein, es sei denn zum Nägeleinschlagen.

Was war Dein Vater von Beruf?



Radek Yckery: »Niemand sollte bestimmen, wie ich zu hämmern habe.«

Er war Handelsvertreter. Jedesmal wenn er von einer Tour zurückkam, sah er mich an und sah, daß der Fußboden auch des nächsten Zimmers über und über mir Nägel bespickt war.

Und brachte er Dir etwas mit?

Fünf Kilogramm Achtzöller, die ich mit Begeisterung Nagel neben Nagel in den Fußboden schlug, als würde ich Radieschen säen. Oder in engen Reihen Spinat. Plangerecht, genau den Geraden nach und in rechtem Winkel. Schon von weitem sah er mich im obersten Geschoß sitzen. Unverdrossen langte ich nach den Nägeln und trieb sie mit kräftigen Hieben in den Fußboden. Von weitem sah er, wie stark schon meine Rechte war, sie war nichts anderes als ein kräftiges Handgelenk und ein Tennisarm und ein tanzender Bizeps, der mit einem Hieb weiter Nagel in die Dielen schlug, als seien sie Butter. Von weitem hörte er, wie heftig ich schon zuschlagen konnte, das Haus erdröhnte von den Hammerschlägen.

Und wenn Du keine Nägel mehr hattest?

Und wenn ich keine Nägel mehr hatte, schrie und heulte ich, ich hätte keine Nägel mehr und keiner bringe mir welche, wobei ich wenigstens mit dem Hammer auf die Köpfe der schon eingeschlagenen Nägel klopfte. Mein Vater behauptete, ich würde die Nägel nicht nur in den

Fußboden, sondern auch in seinen Kopf treiben. Bei jedem Schlag faßte er sich auf den Kopf.

Und heute?

Solange ich auf bin, erdröhnt mein Haus von Hammerschlägen.

Was sagen die Nachbarn dazu?

Seit ich mir dieses kleine Haus am Stadtrand gemietet habe, habe ich keine Probleme mit den Nachbarn mehr, aber früher.

Das kann ich mir vorstellen. Wie kannst Du Dir das leisten?

Seit meine Nagelbilder immer höhere Preise am Kunstmarkt erzielen, kann ich mir einiges leisten.

Wie kam es, daß Du Künstler wurdest?

Eines Tages schlug ich Nagel um Nagel anstatt in den Fußboden in ein Brett, das herumlag. Ein entfernter Verwandter, der mich eines Tages besuchte, erbat sich das Brett von mir. Er wollte es bei sich zu Hause aufhängen. Dieser Verwandte ist selbst Künstler, mußt Du wissen. Eines Tages besuchte ihn ein Galerist und erkundigte sich über dieses Nagelbrett. Kurz darauf hatte ich meine erste Ausstellung in dessen Galerie.

Wie sah diese Ausstellung aus?

Die Fußböden waren mit eingeschlagenen Nägeln übersät. An den Wänden hingen Bretter mit Nägeln.

Wie reagierten die Besucher auf Deine Arbeit?

Ich achtete nicht sehr auf die Besucher. Ich kroch auf dem Fußboden herum und trieb Nagel um Nagel in die Dielen.

Gibt es ein Video davon?

Ja, alles wurde mitgefilmt und dokumentiert. Wir können es uns später anschauen.

Gern.

Nach der Vernissage erfuhr ich, daß fast alle Bilder verkauft waren. Ich hatte mein erstes Geld verdient.

Und danach folgten weitere Ausstellungen?

Als in Paris Ende der Achzigerjahre eine größere Ausstellung stattfand, um der französischen Bevölkerung Kunst aus Osteuropa näherzubringen, war ich als der einzige Künstler aus der Tschechoslowakei mit von der Partie. Zu meiner Überraschung waren zur Ausstelungseröffnung auch Regierungsvertreter gekommen. Außerdem hatte ich nicht erwartet, daß meine Bilder bei Französinen solches Aufsehen erregen würden. Als ich dort ankam, staunte ich nicht schlecht. Eine Dame hatte einen wunderschönen breitkrepigen Hut. Eine andere trug ein glänzendgrünes Kleid.

Bliebst Du länger in Paris?

Ursprünglich wollte ich meinen Aufenthalt in Paris verlängern, aber ich

bekam Probleme mit der Hotelleitung. Ich hatte den ganzen Boden mit Achtzöllern behämmert. Außerdem klagten viele Gäste über die Lärm-belästigung.

Bei Deiner heutigen Berühmtheit wäre das wohl kein Problem mehr. Heute ist dieses Zimmer eine begehrte Sehenswürdigkeit im Hotel.

Aber es blieb ja nicht bei dieser Ausstellung?

Aus der ganzen Welt – sei es Sydney, Wien, London oder New York – erhalte ich Einladungen, meine Bilder auszustellen oder ganze Räume zu bearbeiten. Fachkundige der Académie Royale de Peinture et de Sculpture in Paris haben gefragt: ›Wie kommt es, daß ein Behinderter vom Hämmern so beseelt ist, daß seine Bilder eine Freude ausstrahlen, wie man sie jahrhundertlang nicht einmal bei religiösen Kunstwerken wahrnehmen konnte?‹ Ein Kunstkritiker äußerte sich folgendermaßen: ›Der Künstler vermeidet geschickt eigene Worte. Unvoreingenommen läßt er seinen Hammer zu Wort kommen.‹

Du hast auch viele Preise bekommen.

Im Jahre 1995 wurde mir von dem World Council of Arts – einer internationalen Organisation mit Sitz in Tokyo – der erste Platz unter den weltbesten Künstlern zugewiesen.

Was versuchst Du mit Deinen Bildern auszudrücken?

Viele Künstler – wie auch ich – versuchen durch ihre Arbeit Gefühle und Empfindungen zu vermitteln. Meine Bilder, in denen eine gewisse Heiterkeit zum Ausdruck kommt, sind ein Spiegel meiner Gefühle. Schon während meiner Kindheit entdeckte ich, wieviel Freude es macht, fröhlich vor sich hinzuhämmern. Niemand sollte bestimmen, wie ich zu hämmern habe.

Was wünschst oder erwartest Du vom Betrachter Deiner Bilder?

Ich wünsche mir sehnlichst, daß andere die Heiterkeit und Freude verspüren, die man haben kann, wenn man Achtzöller in Dielen treibt.

Hast Du noch nie daran gedacht, Deinen Stil zu ändern?

Nein, meinem Stil habe ich doch alles zu verdanken. Noch kein Kunstkritiker empfahl mir, den Stil zu ändern, den ich bereits als Kind entwickelt hatte.

Aber Deine jüngsten Bilder wirken irgendwie fröhlicher.

Natürlich hat sich mein Erfolg auf meine Persönlichkeit und meine Bilder ausgewirkt. Früher verwendete ich Nägel mit dunklen Köpfen, und meine Bilder und Räume wirkten erdrückend. Heute verwende ich Nägel mit hellen Köpfen, und meine Bilder und Räume wirken freundlicher. Der Erfolg inspiriert mich, so daß ich eigentlich nur zum Hammer greifen brauche, um meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Verkehrst Du in Künstlerkreisen?

Manchmal besuchen mich Künstler und sehen mir beim Hämmern zu.

Manchmal kommen ganze Klassen von Kunsthochschulen zu mir. Im übrigen ist das Hämmern ein einsames Geschäft.

Fühlst Du Dich in Gesellschaft unwohl?

Nein, das nicht, aber sie ist mir ziemlich gleichgültig. Oft bemerke ich gar nicht, daß jemand da ist.

Du verbreitest auch einen ziemlichen Lärm um Dich.

Das wird's wohl auch sein.

Hast Du Hobbies?

Ich habe so einen kurzen Rumpf, daß ich aussehe, als säße mein Kopf direkt auf dem Boden. Ich spiele allerdings gern Pingpong. Ich habe einen zusammenklappbaren verchromten Rollstuhl, mit dem ich mich so schnell zu bewegen verstehe, daß ich sogar Fußball spiele, nur benutze ich statt der Beine die Arme. Du hattest ja bereits Gelegenheit, meine Rechte in Aktion zu beobachten.

Allerdings. – Abgesehen von Deiner Behinderung strotzt Du vor Gesundheit.

Wo ich hinhaue, da wächst kein Gras mehr.

Du mußt wissen, weil ich in jüngster Zeit ständig mit Behinderten zu tun habe, sehe ich ständig die Glieder vor mir, die diese verloren haben, aber dafür entschwinden die wirklichen meinem Blick, und so frage ich Dich, was ich da eigentlich sehe.

In meinem Fall siehst Du nur meine Beine, und die Achtzöller haben sich von ganz alleine in die Dielen gehämmert.

Mir scheint, wenn Du einen Nagel wie besessen in den Boden treibst, dann ist das nicht einfach nur ein Nagel, dann bekommt das einen ganz neuen Sinn.

Reicht Dir das? Damit schließe ich also für heute.

Radek Yckery, danke für das Gespräch.

+ +

Ottfried Reger, kann man bei Ihrer Erkrankung von einer ernsthaften Behinderung reden?

Ich habe Hämorrhoiden, und das seit 30 Jahren. Und das Problem ist, daß diese Behinderung nicht ernsthaft als Krankheit anerkannt ist, weil die Hämorrhoiden so weit verbreitet sind. Wenn die Hälfte der Erwerbstätigen daran leidet, gibt es keinen Krankenstand. Und wenn man sich nicht krank schreiben lassen kann, kann man sich auch nicht wirklich krank fühlen, ich meine, mit allen Vorteilen, die eine Krankheit haben könnte. Weil sie so verbreitet sind, sind Hämorrhoiden nur eine halboffizielle Krankheit, auch wenn sie einen sehr stark behindern.

Wenn eine Behinderung so verbreitet ist, kann man dann noch von Behinderung reden?

Auch wenn alle Leute Brillen tragen, sind sie sehbehindert. Aber das stimmt nicht ganz. Wenn alle Kinder zum Beispiel mit Brillen geboren werden, dann sind die Leute behindert, die sich ihre Brillen erst kaufen müssen. So einfach ist das. Oder sie kaufen sich keine Brillen, damit sie mehr Aussichten auf einen Behindertenrente haben.

Woran behindert Sie Ihre Krankheit?

Vor allem einmal am Sitzen und am Stuhlgang. Wo der Kaiser zu Fuß hingehet, komm ich am Zahnfleisch heraus.

Und im Berufsleben?

Ich bin Barpianist, und muß oft pausieren. Wenn Sie sich erinnern, wie wir uns an der Bar kennengelernt haben, das war typisch für mich. Eigentlich hätte ich spielen sollen, konnte aber nicht mehr sitzen. Also konnte ich auch nicht mehr spielen.

Und im Stehen ist es unmöglich?

Nein, das tu ich mir nicht an, das sieht komisch aus. Da kann ich gleich wegen der Hämorrhoiden auf Hämmondorgel umsteigen. – Häm-häm, na ja.

Und Vibraphon?

Vibraphon, ein hervorragendes Jazzinstrument, wäre sicher nicht schlecht, auch wegen der Entspannung der Aftermuskulatur. Eine goldene Regel für Hämorrhoiden ist, bei jeder Gelegenheit die Muskeln des Afters zu entspannen.

Also die Backen nicht zusammenpressen und nicht pressen beim – Häm-häm?

Kakken, ich sag Kakken dazu. Aber die Sache, nicht das Wort ist hier die Kunst. Man muß es mit entspannten Aftermuskeln tun.

Also nicht pressen?

Das ist tödlich.

Wenn man aber harten Stuhl hat?

Das muß man strikt vermeiden. Mit mehr körperlicher Bewegung, vor

allem mit der richtigen Kost. Mein Tip für alle: Iß solche Nahrungsmittel, die regelmäßigen Stuhlgang fördern und keine Verstopfung hervorrufen. Eine schlackenreiche Kost fördert den schnellen Durchgang des Darminhalts und die Ausscheidung einer größeren Menge ungeformten Stuhls. Im Gegensatz dazu führt die schlackenarme Kost zu einer größeren Durchgangszeit und der Ausscheidung von wenigem, festem, geformtem Stuhl.

Schlackenarme Kost führt zur Verstopfung?

Nicht nur dazu. Bei schlackenarmer Ernährung wird nicht nur der Druck im Dickdarm bedeutend erhöht, was zu Blinddarmentzündung und Darmleiden führt, sondern der intraabdominale Druck nimmt auch erheblich zu, wenn bei Verstopfung gepresst wird.

Was wäre die richtige Ernährung?

Nahrungsmittel, die aus weißem Mehl zubereitet werden, sowie weißer oder polierter Reis, Spaghetti und Schokolade haben keinen hohen Schlackengehalt. Daher mein Tip: Iß nur wenig von diesen Nahrungsmitteln, aber iß reichlich schlackenreiche Nahrungsmittel wie Kleibrötchen und Vollkornbrot. Iß auch reichlich Blattgemüse und anderes Gemüse, besonders Sellerie und Kohl. Iß gebackene Kartoffeln und Pellkartoffeln zusammen mit der Schale, ebenso Apfel, Pflirsiche und anderes Obst. Diesen Tip hat schon Hippokrates, der bekannte griechische Arzt des fünften Jahrhunderts vor Christi gegeben.

Ist falsche Ernährung die Ursache für Hämorrhoiden?

Früher hat man geglaubt, zu vieles Sitzen und zu langes Unterdrücken des Stuhldranges sei schuld. Doch ich kenne auch Schwerarbeiter, Soldaten und viele andere, die keine sitzende Beschäftigung haben und trotzdem an Hämorrhoiden leiden. Die Ursachen sind schwer festzustellen. Meine Frau glaubt, daß ich früher viel zu scharf gegessen habe. Ich habe viel Gewürze, Essig und Kaffee gebraucht, und sie sagte: Achte nur auf die bewußte Ernährung. Ich dachte, wenn ich weiß, auf was ich Appetit habe, ist das auch eine bewußte Ernährung.

Auch wenn's hinterher weh tut?

Die Ernährung ist nicht alles. Ich habe sehr schwache Venenwände, und das ist auch eine erblich bedingte Ursache für Hämorrhoiden. Zur Verstopfung und zum Drücken beim Stuhlgang kommt also noch die ganze Erbmasse dazu, wenn wir nach Ursachen fragen. Ein akuter Fall von Darmkatarrh kann ebenfalls Hämorrhoiden verursachen. Sie können auch entstehen, wenn man nicht in der Lage ist, die Schließmuskeln des Afters zu entspannen, und dies wiederum mag an den schlechten Eßgewohnheiten des modernen Menschen liegen. Bei Frauen treten Hämorrhoiden häufig während der Schwangerschaft auf, und sie sind dann anscheinend auf den erhöhten Druck zurückzuführen, den der



Gottfried Reger: ›Napoleon hat trotz seiner Hämorrhoiden einiges zustande gebracht.‹

erweiterte Uterus auf den Unterleib ausübt.

Also eine Menge von möglichen Ursachen. Was aber sind Hämorrhoiden genau?

Hämorrhoiden sind Anschwellungen oder Erweiterungen der Venengeflechte im After. Sie sind eine Art Krampfadern am unteren Ende des Mastdarms. Genau gesagt sind es breitbasig aufsitzende, vergrößerte Gefäßpolster in der Submukosa der distalen Rektumschleimhaut.

Könnten Sie das noch einmal erklären, bitte?

Man spricht von inneren und äußeren Hämorrhoiden. Wenn Beschwerden auftreten, können sie sehr schmerzhaft werden, und manchmal platzen die Hämorrhoiden und verursachen eine Blutung. In vielen Fällen merkt der Betreffende jedoch gar nichts davon. Es sei denn, er ist im fortgeschrittenen Stadium.

Welche Stadien gibt es?

Das Gefährliche ist, daß man vom ersten Stadium fast gar nichts merkt. Der Corpus cavernosum recti ist ein wenig größer als sonst, das ist alles. Der Arzt sieht das nur im Proktoskop.

Davon merkt man gar nichts?

Nur wenn man genau aufpaßt, bemerkt man eine leichte Blutung im Stuhl oder danach. Es gibt ein leichtes Jucken und eine leichte Miß-

empfindung im Analkanal.

Analkanal – fast ein Palindrom.

Oh Gott, ein Palindrom, von dieser Krankheit habe ich noch nie gehört.

Palindrom ist keine Krankheit, sondern ein Wortgebilde, das man von hinten gleich wie von vorne lesen kann.

Aha, Analkanal von hinten gelesen. Warten Sie einen Moment, wie sieht das denn aus? Analkanal – Lanaklana, klingt ähnlich, nur daß das ›L‹ verschoben wird. Wirklich ein schönes Wort, gut, daß Sie mich darauf aufmerksam machen. ›Analkanal‹ – ein musikalisches Wort.

Es reimt sich in sich.

Genau, es ist zweimal ›anak‹, und zwischen der Wiederholung steht ein ›ka‹.

Kaka, auch eine Wiederholung.

Mein Gott, was nicht alles in diesem Analkanal steckt. Ideal für eine Eigenkomposition, da könnte ich meinen ganzen Schmerz herauslassen. Ich weiß schon, ich mache die ganze Sache mit dem Krebs.

Sie haben Krebs?

Jetzt hab ich Sie reingelegt. Krebs ist keine Krankheit, sondern eine Melodie, von hinten gespielt.

Aha, Melodie von hinten gleich wie von vorn gespielt?

Nein, beim Krebs muß es von hinten anders als von vorne klingen, sonst wäre die kontrapunktische Anstrengung umsonst. Die Folge a-h ist der Krebs von h-a, hören Sie? Es muß umgekehrt klingen, in die andere Richtung wandern, so wie das ›L‹ in ›Lanaklana – Analkanal‹. Da wird es vom Anlaut zum Ablaut.

Kommen wir auf die Stadien zurück. Wie geht es weiter?

Es ist wirklich wie in der Musik. Ich muß es vertonen. Die Hämorrhoiden wandern von innen nach außen. Außen werden die Hämorrhoiden sichtbar, sie treten wulstartig hervor, besonders beim Pressen. Man spricht von einer spontanen Reponition, weil sie dann wieder zurückgehen. Die Schleimhaut verdickt sich, daher blutet es seltener. Dafür gibt es so eine schmierige Absonderung.

Das sind die äußeren Hämorrhoiden?

Ja, es geht in dieser Richtung weiter, bis die Hämorrhoiden – sehr schmerzhaft allerdings – ganz außerhalb des Anus sind und nicht mehr zurückgehen. Ja, die äußeren Hämorrhoiden sind nicht mehr umkehrbar, da hinkt der schöne musikalische Vergleich. Leider.

In welchem Stadium sind Sie?

Ich bin im Endstadium, da hilft das Vertonen auch nichts mehr. Nachts habe ich so meine Anfälle.

Wie sind die?

Es sind krampfartige Afterschmerzen, die furchtbar sind. Der ganze

Mensch konzentriert sich auf sein verkrampftes Hinterteil. Meine Frau wundert sich, daß ich das noch aushalte.

Kann man nichts gegen die Hämorrhoiden tun?

Es wird immer immer schwerer und schwerer. Früher, du lieber Gott, waren das noch glückliche Zeiten, als mir meine Frau nur den After erweitern hat müssen, damit er sich nicht so verengt und verkrampft.

Wie hat sie das gemacht?

Beim ersten Mal fühlte ich mich plötzlich auf dem Höhepunkt eines heftigen körperlichen Schmerzes und einer noch nie erfahrenen Lust, und der Schmerz war nichts anderes als Lust. Ich stemmte mich gegen den Schmerz und streckte mich nach der Lust, als die Hämorrhoiden noch die kleinen bläulichen Anschwellungen waren und mir meine Frau den After erweitert hat, die Falten des Anlringes auseinandergestrichen hat und sie mit dem Finger einfach ausgedrückt hat, waren das noch Zeiten. Jetzt aber, wo sie wie gefräßige Würmer um den Anlring herumliegen und nur darauf warten, daß sie mir beim Kakken in den Arsch beißen dürfen, muß ich alles tun, was vielleicht den Hämorrhoiden Spaß macht aber nicht mir selber. Ich muß sie lauwarm duschen und sie regelrecht mit Sitzbädern verwöhnen, mit Kamillenextrakt, oder ich nehme für sie ein Eichenrindensitzbad.

Und chirurgische Eingriffe?

Vereisen, Veröden oder das Gewebe abbinden und lahm legen kommt bei meinen großen Wülsten und Knoten nicht mehr in Frage. Und mit dem Abschneiden hat es den Haken, je öfter man es tut, desto mehr wächst es nach.

Wie ein Medusenhaupt?

Da haben Sie wieder einmal einen wirklich treffenden Vergleich gefunden. Wie die Schlangen auf dem Haupt der Medusa wachsen die Knoten am Hintern, wenn sie abgeschlagen werden. Und wenn man mir auch den Hintern abschneidet, ich bin sicher, die Hämorrhoiden leben fort in alle Ewigkeit.

Eine furchtbare Vorstellung.

Sehen Sie, das ist der Unterschied. Ich muß dem Tag für Tag ins Auge schauen.

Kann man Hämorrhoiden als Zivilisationserscheinung betrachten?

Ja und nein. An Hämorrhoiden leiden Menschen ja schon, so weit die schriftlich überlieferte Geschichte zurückreicht. Aus alten ägyptischen und babylonischen Schriften geht hervor, daß den Ärzten diese Krankheit bekannt war, und auch die Bibel berichtet darüber. Es dürften jedoch Ausnahmen gewesen sein.

Was steht in der Bibel?

Alle Krankheiten sind eine Strafe Gottes. Nachdem die Philister zum

Beispiel die Bundeslade gestohlen hatten, wurden alle nachfolgenden Herrscher, Fürsten, die sogenannten Achsenherren, zum Andenken dafür mit Hämorrhoiden übersät.

Haben sie sich helfen können?

Ja, das ist wieder interessant. Sie haben sich dadurch geholfen, daß sie kunstfertige Menschen oder Künstler an die Höfe geholt haben, denen sie den Auftrag gaben, ihre Hämorrhoiden zu Bild und Skulptur zu bringen. Durch die Betrachtung ihrer Stein oder Gold gewordenen Kunsthämorrhoiden sind die wirklichen Hämorrhoiden verschwunden.

Heilung durch Überlistung der Natur durch Kunst?

Oder durch Überbietung. Zweifellos waren die Abbilder schöner als die Vorbilder. Wer weiß, vielleicht folgt die Heilung auch aus einer Verehrung der Krankheit.

Aus einer Anbetung?

Möglicherweise hat das fürstliche Geschlecht auch einen Tanz um seine vergoldeten Hämorrhoiden aufgeführt, was mehrere Möglichkeiten anbietet. Heilung durch heidnischen Kult oder Heilung durch Training und Entspannung der Aftermuskulatur. Oder beides. Manchmal denke ich, ich sollte Verbindung zu einem Anal- und Defäkalkünstler aufnehmen.

Was sagen Sie zu Cornelius Kolig?

Kolig klingt gut, wie Kolik. Was würde der zu meinen Hämorrhoiden sagen?

Er würde sie in Gold gießen.

Schön, aber das wird eine teure Therapie. Und wenn sie nichts nutzt, bleibe ich auf meinen Hämorrhoiden gleich zweifach sitzen.

Wenn sie Ihnen niemand abkauft.

Sie haben ganz recht, warum nicht in der Zeitung meine Hämorrhoiden annoncieren? Wenn sie mir jemand abkauft, bekommt er die goldenen Hämorrhoidenkälber gratis dazu.

Gibt es nichts, was Sie trösten könnte?

Sehen Sie, Hämorrhoiden sind eine Horrorgeschichte. Wenn Hämorrhoiden in die Geschichte eingreifen, wird Horror daraus. Zum Beispiel hat es Napoleon versäumt, eine Lücke in der Flanke der Armee Wellingtons auszunutzen.

Warum konnte er die Lücke nicht nutzen?

Man sagt, seine Hämorrhoiden verursachten derartige Schmerzen, daß er die Lücke nicht als Chance zum Angriff nutzen konnte.

Tröstet Sie diese Geschichte mit Napoleon ein wenig?

Schauen Sie, jeder beschäftigt sich gezwungenermaßen mit seiner Krankheit, aber wenn auch ein Napoleon sie hat, ist man wenigstens in guter Gesellschaft, auch wenn die Geschichte peinlich ist. Napoleon hat

trotz seiner Hämorrhoiden einiges zustande gebracht.

Was zum Beispiel?

Allein schon, daß er noch am Pferd reiten hat können, ist ein kleines Wunder. Auf seinen furchtbaren Hämorrhoiden. Was weiß ich, vielleicht ist er zum Schluß am Pferd gestanden, weil er nicht mehr sitzen konnte.

Ist Reiten schlecht für die Hämorrhoiden?

Vielleicht hat Napoleon auch einen Sattel aus Watte gehabt, der die Stöße ein wenig abfederte.

Warum nehmen Sie nicht Watte beim Sitzen?

Sicher habe ich Watte beim Sitzen, aber nicht am Stuhl, sondern in der Hose, man weiß ja nie.

Ob man sich nicht woanders hinsetzen muß?

Ob es nicht platzt und es wie eine Sau zu bluten beginnt.

Welchen Tip geben Sie zum Abschluß?

Reinigen Sie sich nicht mit herkömmlichem Toilettenpapier! Zu viel und vor allem zu raues Papier reizt die empfindliche Haut am After. Die optimale Methode der Analhygiene ist und bleibt fließendes Wasser, denn die Reinigung erfolgt hier nicht nur viel effizienter, sondern auch schonender. Besonders hilfreich ist in diesem Zusammenhang das Dusch-WC. Kaufen Sie ein Dusch-WC, bei dem die Reinigung mittels eines Frischwasserstrahles erfolgt, dessen Wärme bzw. Stärke stufenlos einstellbar ist.

Ich werde es mir zu Herzen nehmen. Otfried Reger, danke für das Gespräch.

+ +

Manfred Earth, wenn ich mir vorstelle, ich wäre – wie Sie – vom Hals abwärts gelähmt, die einzigen Muskeln, die ich bewegen könnte, wären meine Halsmuskeln, dann ...

Würden Sie sich dann bemitleiden, würden Sie dann verzweifeln und sich nach dem Tod sehnen?

Vielleicht, aber vielleicht würde ich auch ...

Erkennen, daß Sie etwas Nützliches tun können? Genau das ist es, was ich getan habe!

Sie haben erkannt, daß Sie etwas Nützliches tun können?

Und daß ich ein befriedigendes, glückliches Leben führen kann, daß ich mir sogar selbst meinen Lebensunterhalt verdienen kann.

Wie haben Sie das erkannt?

Das ist eine lange Geschichte.

Erzählen Sie mir etwas mehr davon.

Das ist eine lange Geschichte. Im Alter von 19 Jahren wurde ich durch Kinderlähmung vom Hals abwärts gelähmt. Ich erlitt eine Quadriplegie, das heißt, ich konnte meine vier Gliedmaßen nicht mehr gebrauchen. Durch eine besondere Ausbildung lernte ich aber bald, mit einem Pinsel und einer Spachtel zu malen, indem ich sie in meinem Mund hielt.

Sie meinen Mundmalen. Wie sind Sie denn überhaupt auf das Malen gekommen?

Ich war technischer Zeichner, vom Zeichnen bin ich aufs Malen gekommen, vom Malen aufs Mundmalen. Ja, und vom Mundmalen bin ich dann wieder aufs technische Zeichnen zurück gekommen, allerdings aufs technische Mundzeichnen, und da gibt es schon einen großen Unterschied.

Einen Unterschied wie zwischen Malen und Mundmalen?

Nein, er ist größer. Malen und Mundmalen haben mehr Gemeinsamkeiten als Zeichnen und Mundzeichnen. Beim Zeichnen geht es immer um den Druck mit dem Werkzeug am Zeichengrund.

Auch mit der Kohle?

Vor allem mit der Kohle. Es gibt da so viele Abstufungen des Drucks, Varianten der mitgeteilten Zeichenkraft, die alle am Zeichengrund sichtbar sind. Der Druck mit dem Mund läßt sich mit dem Druck der Hand fast nicht vergleichen. Da muß man erst einmal erlernen, wie man die Fingergelenke durch die Zungenmuskulatur ersetzen kann.

Wie erlernt man so etwas?

Wie immer: Durch Übung. Natürlich gibt es Lernhilfen. Ich nehme z.B. zusätzlich fünf kleine Gummibälle in den Mund, um die Finger zu ersetzen und ein feineres Gespür für die Bewegung des Stifts zu bekommen. Das ist immer noch eine nützliche Fingerübung für mich.

Bleiben wir noch ein wenig beim Malen. Was haben Sie gemalt?

Anfangs malte ich aus dem Gedächtnis Szenen von der Küste Britisch-Kolumbiens, wo ich bis zu meiner Krankheit arbeitete. Ich war Planzeichner in einem Architekturbüro. Daher schmückten meine ersten Gemälde Regierungsgebäude, Krankenhäuser und Privatwohnungen. Gegenwärtig unterrichte ich jedoch an einer Kunstklasse des Vancouver City College.

Was lehren Sie dort?

Malen, Zeichnen, künstlerisches oder technisches Zeichnen, alles aber nur in einem einzigen Fach.



Manfred Earth: »Manchmal ist es auch sehr hilfreich, sich die Augen zu verbinden.«

Um welche Disziplin handelt es sich dabei?

Ich bin gerade erst dabei, sie mit meinen Studenten gemeinsam zu entwickeln. Es geht uns um so etwas wie den malerischen Ausdruck im Planzeichnen, um Geometrie und Gestus.

Das ist etwas ziemlich Neues.

Im Gegenteil. Eigentlich sind Geometrie und Gestus die Eckpfeiler der modernen Kunstgeschichte, wie mein Freund Thaddaeus Ropac sagt. Alles spielt sich im Bereich zwischen Statik und Dynamik ab, würde ich sagen. Es gibt eine Dialektik von Bewegung und Bewegungslosigkeit, die sich als Spannung zwischen der Konstruktion und dem Ausdrucksmoment überall bemerkbar macht.

Wie sind Sie darauf gekommen?

Das ist wiederum eine sehr lange Geschichte, die ich noch dazu zweifach angehen müßte: Als eine poetische Vorlesung einerseits und als eine persönliche Erzählung andererseits.

Wie sehen Sie es persönlich?

Ich verdanke diese Erkenntnis meiner Behinderung. Schließlich bin ich ja vom Mundmalen, bei dem ich verschiedene Gebäude aus dem Gedächtnis gemalt habe, aufs technische Mundzeichnen von Bauplänen gekommen, also irgendwie wieder aufs Planzeichnen zurückgekomm-

men, aber mit einem Schwerpunkt am Ausdruck.

Ist das nicht sehr schwer?

Ja und nein, denn anfangs waren meine Bilder und Zeichnungen sehr ähnlich, aber mehr noch aus einer Ungeschicklichkeit heraus.

Und die Ungeschicklichkeit haben Sie dann genutzt für den malerischen Ausdruck?

Ja. Aber es hat lange Zeit gebraucht, bis ich den Ausdruck so kontrolliert einsetzen konnte, daß er auch für jemand anderen etwas bedeutet. Ohne eine gewisse Disziplinierung wäre es mir nicht möglich gewesen, eine Architekturskizze zu machen, geschweige denn einen Plan, der dann auch ausgeführt werden soll. Ohne Disziplin im Ausdruck, der ja von selbst beim Mundzeichnen auftritt, könnte ich auch nicht unterrichten, noch dazu Studenten, die gar nicht oder nur kaum behindert sind.

Zeichnen Ihre Studenten auch mit dem Mund?

Nein, das bleibt jedem selber überlassen, wie er, je nach Können oder auch Vorliebe, etwas Ausdrucksvolles zustande bringt. Allerdings gebe ich dem einen oder anderen, der sich mit dem Zeichnen zu leicht tut, den Tip, sich einmal selbst zu beschränken, also ganz körperlich gemeint, sich die Finger zusammenzubinden oder ähnliches. Manchmal ist es auch sehr hilfreich, sich die Augen zu verbinden, also mit geschlossenen Augen den Zeichenstift über das Blatt zu führen oder blind in den Farbtopf einzutauchen und einen Klecks zu produzieren, von dem man weder genau weiß wo er sitzt noch welche Farbe er hat, noch wie groß er ist. Ich sage meinen Studenten immer wieder: Wenn man sich einen Stil allzu genau einstudiert hat, hilft einem nur mehr die technische Verhinderung der künstlerischen Hilfsmittel aus der Patsche. Die Geschicktesten unter meinen Studenten unterliegen dem größten Zwang, gerade weil es ihnen am leichtesten fällt, etwas zustande zu bringen, was im allgemeinen gut gefällt.

Gegen diesen Zwang hilft also nur eine Art Gegenzwang?

Genau das befreit. Die Technik hat ein Eigenleben. Erst ein Gegenzwang befreit von dem ersten Zwang, vom technischen Manierismus und lenkt wieder direkt auf den Ausdruck hin. Und so wie dieser Ausdruck die Basis der künstlerischen Arbeit ist, muß man den Gegenzwang auf der Basis ansetzen, das heißt auf der ganz körperlichen Ebene, dort, wo der Stift oder der Pinsel die körperliche Energie aufnimmt und auf den Bildträger überträgt. Wundmalen durch Mundmalen, das war so eine alte Devise von mir.

Wäre es zur Befreiung des Ausdrucks nicht auch möglich, die Malmittel selbst wie den Pinsel z.B. körperlich zu demolieren?

Ja und nein. Einerseits ist das oft die letzte Chance. Wenn alle Stricke

reißen und jede Selbstdemolierung zur Gewohnheit wird, ja, dann rate ich dazu, dem Pinsel die Haare auszureißen oder den Stift zu spalten und mit der falschen Seite aufzusetzen. Doch damit muß man andererseits vorsichtig umgehen, dieses Mittel verbraucht sich schnell. Es ist gar nicht so leicht, sich da eine wirkliche Behinderung der eigenen Fähigkeiten auszudenken. Wenn ich z.B. sage: Schieß' doch ein Loch in den Farbtopf, dann wird gleich das schönste Drop-painting daraus. Da ist es oft ratsamer, ein zwei Wochen gar nichts zu tun, sich auf die faule Haut zu legen, nur Essen und Fernsehen und so. Oder spazieren gehen. Sich einfach alles aus dem Kopf schlagen.

Das ist ein seltsamer Tip für Studenten. Macht Sie das bei den Studenten beliebt?

Ich weiß nicht, ob es das ist. Das würde auch nicht reichen. Sie gehen dann heim und lassen es überhaupt bleiben. Also so oft gebe ich diesen Tip auch wieder nicht. Besser ist es, wenn wir uns ein Video über die Verstümmelungskünstler aus den 80er Jahren anschauen, oder Bondage-Art, dann bilden sich meine Studenten ein, meine eigene Behinderung verdanke sich ähnlichen Experimenten und dann bewundern sie mich.

Mehr als aufgrund der bloßen Tatsache, daß Sie offenkundig behindert sind und dennoch so viel leisten?

Natürlich. Es kommt ja – in den Augen anderer – auch darauf an, wie man zu seinem Unglück kommt. Wenn Sie vom Dach springen, werden Sie bewundert, wenn Ihnen zufällig ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, werden Sie mitleidig belächelt. Eine inszenierte sensationelle Aktion ist auch viel besser als ein angeborener Schaden.

Klären Sie Ihre Studenten dann über den wahren Grund auf?

Ich werde mich hüten, mit der Wahrheit herauszurücken, wenn ich sehe, daß meine Behinderung als künstlerischer Erfolg bewundert wird. Was ist Wahrheit im Vergleich zu einer Fiktion, die einem eine neue Realität in Angriff nehmen läßt.

Besteht nicht die Gefahr, daß Sie Ihre Studenten indirekt zur Nachahmung auffordern?

Wäre ich der einzige Behinderte auf der Welt, würde ich sagen: Ja, ich will kein Beispiel geben. Wie es aber ist, gibt es viele Behinderte. Da sehen die Studenten ja, Behinderung allein macht es nicht aus. Da gehört mehr dazu. Sie ist vielleicht eine Quelle, aber schöpfen kann man aus ihr auch nur, wenn man sie freilegt. Und das ist eine Arbeit, die übertragbar ist auf jede körperliche Situation. Jeder Körper ist eine Ausdrucksquelle, jedes künstlerische Mittel ein Druckventil für den Körper. Wie man es anstellt, daß es da heraussprudelt und den anderen in die Augen pfeift, darauf kommt es an und das bedarf einer unglaublichen Disziplinierung, da ist ein unglaublicher Druck notwendig, der

individuell sehr verschieden erzeugt werden muß. Das ist es, was ich dauernd predige. Es genügt nicht, sich einen Körperteil zu verstümmeln oder ein Ohr abzuschneiden, dasselbe könnte auch aus reiner Verzweiflung geschehen oder weil man ein wenig Geld dafür bekommt. Ein Tischler ist nicht schon deshalb der bessere Tischler, weil er nur zwei Finger auf einer Hand hat, sage ich da immer wieder.

Sehen Sie Ihre Behinderung auch als Inspirationsquelle?

Na ganz sicher, bestimmt. Ich lebe, seit ich behindert bin, in der Krisis, die zugleich schöpferischen Wert hat. Meine ganze Erfahrung ist seit meiner Kinderlähmung von der Unstimmigkeit bestimmt, die zwischen dem besteht, was ich sagen will und dem, was ich tun kann. Und dieses Auseinanderklaffen kennzeichnet seither alle Dinge, die ich irgendwie ansprechen möchte und damit meine ich alles, was irgendeine Bedeutung für mich hat, ich denke das ist wirklich alles, was es gibt. Ein jedes Ding sitzt also genau zwischen meinen expressiven und technischen Möglichkeiten. Das ist natürlich die Quelle, wenn die Welt so aus den Fugen gerät. Also sitze ich im Rollstuhl zwischen allen Stühlen und doch auch ständig auf meiner Inspirationsquelle, verstehen Sie?

Und Sie brauchen keine Angst zu haben, daß sie einmal versiegt?

Nein, eher im Gegenteil, Angst, daß ich sie gar nicht genug ausschöpfen kann. Darum hat mein künstlerischer Lehrstuhl eine so große Bedeutung für mich.

Weil Sie den Studenten einen anderen Zugang geben müssen?

Und weil ich mit ihnen Dinge ausprobieren kann, die ich allein nicht zustandebringen würde.

Was zum Beispiel?

Das sind ganz nebensächliche Sachen. Lassen Sie mich nachdenken. Ja – ich war z.B. zwar allein in der Lage, mir einen Kombiwagen zu kaufen, damit ich meinen Rollstuhl immer mitnehmen konnte, wenn ich fortfahren wollte. Um bequem schlafen zu können, mußte ich aber zurück in das Krankenhaus, das in Wirklichkeit mein Zuhause ist.

Sie haben kein eigenes Zuhause?

Das Krankenhaus ist mein Zuhause und bis vor kurzem konnte ich nie irgendwo außerhalb schlafen. Aber ich entwarf zusammen mit meinen Studenten ein tragbares Kippbett, eine einmalige Konstruktion, ein Kippbett, das ich mit meinem Kopf zusammen und auseinanderklappen kann und das ich auch mit meinem Rollstuhl transportieren kann.

Jetzt können Sie schlafen, wo Sie wollen?

Ja. Nun kann ich in der Wohnung meiner Mutter übernachten und auch andere Verwandte besuchen, die weiter entfernt wohnen.

Das ist ja großartig. Was haben Ihre Verwandten dazu gesagt?

Alle sind froh und zufrieden, auch die Studenten. Mit Hilfe meines

Rollstuhls, meines Kombiwagens und meines Kippbettes kann ich regelmäßig zum Künstlertreffen kommen, und wenn es spät wird, ist es kein Problem. Ich kann immer bis zum Schluß bleiben, ohne durch meine Behinderung behindert zu sein.

Könnte man da nicht fast sagen, Sie wären durch ihre Behinderung sogar begünstigt?

Die Versuchung ist groß, es auch einmal auf diese Weise zu sehen. Sobald ich mich z.B. bei einer großen Versammlung zu Wort melden möchte, hebt ein anderer für mich den Arm. Wo andere kaum einen Satz zu Ende sprechen können, kann ich regelrechte Ansprachen halten. Das könnte man schon auch als eine Begünstigung durch Behinderung ansehen.

Manfred Earth, danke für das Gespräch.

+ +

Jeannette Mére, welche Behinderung zeichnet Sie aus?

Ich trage das Projekt der Krankheit in mir, ob ich es ernsthaft erwäge oder mit ihm spiele.

Was heißt das?

Kein Karzinom friß mich auf, kein Infarkt fällt mich, keine Urämiekrise benimmt mir den Atem.

Und trotzdem?

Es ist, als stieße man gegen eine schwere, in den Angeln ächzende, jedem Druck widerstrebende Holztür. Man wendet all seine Kraft auf, tritt über die Schwelle, erwartet das Licht: Statt dessen aber ist es nunmehr eine ganz undurchdringliche Finsternis, die einen umgibt. Verstört und angstvoll tastet man um sich.

Gibt es nicht Ärzte, die helfen?

Mir ist es, wie in einem schmalen Raum, dessen Wände immer enger zusammenrücken. Dabei wird mein Kopf größer, wie ein Ballon.

Wie ein Ballon?

Wie ein Ballon, der sich aufbläst und zugleich dünner wird. Der Kopf schlägt an alle vier einander unerbittlich sich nähernden Mauern. Jede Berührung schmerzt und hallt wider, wie der Schlag auf eine Kesselpauke. Am Ende trommelt durch meinen Schädel nach allen Richtun-

gen ein rasender Wirbel, – bis er ...

Bis er?

... bis er zerspringt oder durch die Wand fährt.

Sagen das Sie oder die anderen, die Sie beobachten?

Mich geht das nichts mehr an.

Was wissen Sie?

Alles, was man von außen wissen kann, das heißt: Nichts. Nicht ich bin es, der ruft. Die Krankheit, die Behinderung hat von sich aus mich an-gere-det, unaufgefordert. Ich stinke aus dem Mund wie die Pestilenz, so daß mein Lieblingshund mir nicht mehr zugeht. Es ist doch alles nur noch eine Quälerei. Nur noch selten erhebe ich mich noch aus meiner Matratzengruft.

Eines dieser seltenen Male ist es zu verdanken, daß wir uns kennengelernt haben.

Ansonsten hätten Sie eben einen anderen Behinderten kennengelernt. Man muß schließlich leben.

Muß man?

Man muß vielleicht, eine Vorschrift der Natur, Vorschreibungen. Ich wünsche mir kein christliches Begräbnis. Und was ich später in herab-gesetzter Verfassung sagen oder tun werde, darf nicht gelten. Die Krankheit, mit der ich auf jeden Fall zu leben habe, die in mir wächst und als angor sich fühlbar macht und als Terror mir droht, wächst sich zur Behinderung aus. Denn es ist in unserer Gesellschaft eine Behin-derung eine Sache, deren man sich schämt, wie übrigens der Armut, wie noch eindeutiger des Selbstmords.

Selbstmord? Haben Sie denn schon einmal daran gedacht, es gar versucht?

Mit Schlaftabletten.

Wie haben Sie das angestellt?

Nach der Einnahme einer erheblichen Dosis von Schlaftabletten habe ich es mir im Bett noch ganz gemütlich gemacht, habe sogar noch Schokolade gegessen.

Sie haben sich's also, wie es der Dichter sagt, ›noch etwas gütlich getan‹.

Ja.

Und dann?

Na ja, ich wurde gerettet.

Bin ich abgekommen vom Thema?

Aber nein, im Gegenteil. Sie haben sich in steter Bewegung angenähert. Denn ich kenne kein Rätsel, das drangsalierender wäre als die Krank-heit. Im Inneren dieser Behinderung, steigert sich meine allgemeine Behindertenkontraktion oder Behindertenabsurdität ins Unermeßliche.



Jeannette Mére: ›Ich ging von eigener Hand in die Behinderung.‹

Haben Sie nicht den Nebel der totalen Negation aufsteigen und im Zimmer sich verbreiten sehen?

Sie verstehen etwas vom Menschen, jede Ihrer Fragen legt Zeugnis, unwiderlegliches, ab hierfür.

Eine unheimliche Landschaft wird, wenn ich dies erhärten darf, betreten, ein Sumpfgebiet, ein nebelverhangenes Hochmoor.

Wie oft saß ich schon aufrecht in den Kissen, rang nach Atem und sagte: Das sind die letzten Tage. Und immer wenn ich nach einigen Stunden Erleichterung verspüre, fordere ich dringend mein Lieblingsgericht, Kohlsprossen.

Kohlsprossen?

Die objektiven Sachverhalte gehen Sie nichts an. Ich ging von eigener Hand in die Behinderung. Es gibt Behinderte, und ich bin einer von ihnen. Ich verspüre nicht etwa die Ablagerungen von Materie in den Herzkranzgefäßen, sondern ich habe einen Druck auf der Brust, den nur ich kenne und von dem die anderen, einschließlich meine Ärzte, nichts wissen. Meine Behinderung wird mir und den Menschen immer mehr zum unerträglichen Ärgernis.

Jetzt drückt es mich auch schon da und dort.

Man redet um Behinderung herum, besser, drückt sich redend um sie

herum, versucht es stets mit Ausweichen, wagt niemals die durch die Rede vermittelte Annäherung, die hier unsere Sache ist.

Krankheit, Behinderung tritt als Herumgerede zu je einem bestimmten Zeitpunkt in jedes Menschen Leben.

Irgendwann beginnt man an heftigen Kopfschmerzen zu leiden, es wird einem oft schwindelig und müde, und die Gesundheit verschlechtert sich insgesamt, es befällt einen starke Müdigkeit, man verliert die Orientierung, bekommt einen aufgedunsenen Leib, mitunter schnappt man nach Luft, bekommt Panikattacken, begleitet von Weinkrämpfen, Herzrasen, fliegendem Puls, und in der Lunge sammelt sich Flüssigkeit. Das verursacht immer wieder Lungenentzündungen, Kopfschmerzen, extreme Erschöpfung, Muskel- und Gelenkschmerzen, Ekzeme, Hautrötungen, grippeähnliche Beschwerden, Asthma, Nebenhöhlenbeschwerden, Angstzustände, Depressionen, Gedächtnisschwund, Konzentrationsstörungen, Schlaflosigkeit, Herzrhythmusstörungen, Schwellungen, Übelkeit und Erbrechen, Verdauungsstörungen sowie epileptische Anfälle.

Wer kennt nicht den Menschen, der einen kleinen Schlaganfall erlitt, dies aber fürsorglich und hartnäckig verbirgt, so gut, so schlecht es geht?

Ich lebe ja noch, während ich so denke, so ist meine Behinderung mit meiner Person Teil meiner Lebenslogik.

Tributär?

Bis zum letzten Atemzug, bis in die ultimativen, bis in die ultimen Momente, wo ich bewußtlos werde und nur noch mein Körper lebenslogisch agiert und reagiert, sich bäumt und bläht. Dann liest man Sätze wie diesen: ›Die Vergangenheit war unwürdig, die Gegenwart ist schmerzhaft, die Zukunft nichtexistent.‹

Der logische Unsinn solcher Aussagen liegt auf der Hand.

Die Proportionen werden von der Gesellschaft gemessen. Ich habe alle Proportionen verloren. Manchmal liege ich platt am Boden und beobachte mit zusammengekniffenen Augen die Gegensände um mich herum.

Wie ist um Ihren Körper bestellt?

Es ist, sage ich mir, ein körperliches Geschehen, ein Teil der Außenwelt. Mein Körper ist mir oft so fremd, als hätte ich nichts mit ihm zu tun. Die Beziehung zwischen Behinderung und Behinderten ist mitunter der vielleicht mysteriöseste Komplex unserer gelebten Existenz. Man spricht kaum von ihm, dem behinderten Körper, man denkt seiner nicht, vernachlässigt ihn. Er ist feindlich und eigen zugleich. Eingeschlossen ist mein Ich in eine Behinderung, die andererseits wieder draußen ist.

Wo draußen?

Anderswo, im Raum. Ich habe keine Behinderung, ich bin meine Behinderung. Die Behinderung ist Gestalt und Träger meines Ichs.

Ein Holzbein etwas Ähnliches, wie wenn mein Arm den Autoschalthebel zu seiner Verlängerung macht?

Nein, die Behinderung ist schon viel eher ein persönlicher Widersacher, den ich beschimpfe, gegen den ich aufbegehre, von dem ich verlange, daß er mich endlich in Ruhe lasse.

Beschimpfen Sie manchmal Ihre Behinderung?

Ich antworte der Behinderung.

Mit welchen Worten?

Mit Schimpfworten.

Welchen?

Namen belgischer Politiker. Doch manchmal nehme ich meine Behinderung mit einer Intimität war, wie ich sie gegenüber keinen Menschen entwickeln könnte. So wenn ich Tabletten schlucke. Mit der definitiven Verdinglichung meiner Behinderung werde auch ich selbst zum Ding. Zur Tablette, die ich schlucke.

Ist also die Behinderung das Ich?

Nicht das gesamte, versteht sich, aber die Behinderung ist der phänomenal ranghöchste Teil. Ich muß gut zu ihr sein. Ich bilde mit meiner Behinderung einen zärtlichen circulus. Ich liebe meine Behinderung oft sehr, hätschle sie.

Ich frage mich oft, ob es nicht diese Bereitschaft zur Behinderung gibt, über den Ekel hinaus?

Noch weiß ich ja, wie es war, als ich erwachte nach einem, wie man mir später berichtete, 30stündigen Koma. Eine Gefesselte, von Röhren durchbohrt, schmerzende Geräte, mir angetan zum Zwecke meiner künstlichen Ernährung, an beiden Handgelenken. Ausgeliefert, Krankenschwestern preisgegeben, die kamen und gingen, mich wuschen, mein Bett säuberten, mir Thermometer in den Arsch einführten, und alles ganz sachlich, als wäre ich schon ein Ding, une chose.

Wie ertragen Sie Ihre Behinderung?

Ich führe immer eine Menge Veronal-Tabletten mit mir, denn ich habe einen Rezeptblock mit dem Namen eines nichtexistenten Arztes drucke lassen und stelle mir je nach Bedarf selber die Verordnungen aus.

Werde ich Ihnen helfen können, wenn es soweit ist?

Sie können mir nicht helfen, wenn es soweit ist. Wenn ich eines Tages unansprechbar krank werde und wegbleibe, wenn ich zu stöhnen beginne hinter der Tür. Aber was wissen sie von meiner Krankheit? Nichts.

Jetzt sitzen wir hier, es ist noch nicht soweit.

Die Behinderung ist ein hartnäckiger Lebensbegleiter, ein Kavalier.

Manchmal denke ich: Es wäre gut, wenn sich meine Behinderung von mir trennte und allein weiterleben würde. Sie wäre dann meine gute Bekannte, meine Gesprächspartnerin, würde im Lehnstuhl sitzen, essen und im Schrank schlafen. Die Behinderung ist Teil meiner Lebensführung.

Sie selber sprechen oft ironisch darüber.

Ich verstehe die Behinderung als *donnée immédiate de la conscience*. Die Behinderung ist ein hartnäckiger Lebensbegleiter mit dem bleichen Antlitz des Hauffschen ›Mann im Monde‹. Der Behinderte wählt seine Behinderung nicht aus.

Ist er nicht zuständig für seine Behinderung?

Es ist wie mit der Prothese. Sie ist ja etwas Anorganisches. Dieses Anorganische ist kein Zustand, den ich auf mich beziehen könnte. Die Prothese ist nichtbelebte Materie und kennt und erfährt keine Art von Zuständigkeit.

Aber wie steht es mit den vielen, die entgegen ärztlichen Rat, ja wider jede einfache Lebensvernunft so leben, daß sie ihre Gesundheit aufs Spiel setzen?

Ja, viele arbeiten sich zu Krüppeln, wie man sprichwörtlich so sagt, für das Geschäft, fürs Werk, für die Familie, wie es heißt. Mit Alkohol und stimulierenden Tabletten, kettenrauchend. In diesem Fall wählt der Kandidat seine Behinderung selbst.

Auch den Tod?

Das Herz nützt mit jedem Pumpenzug sich ab, die Adern, Nieren, Augen verbrauchen sich. In Momenten jähen, unerwarteten Gewahrwerdens der Hinfälligkeit, der Behinderung, weiß ich, wer behindert ist, ist grundsätzlich ein anderer als der, der es nicht ist. Oft bäume ich mich auf dagegen. Es ist die Behinderung, die meiner Daseinsfreude ein Ende setzt. Da gibt es kein Entrinnen und keine Hoffnung. Von hier aus geht kein Weg weiter.

Welchen Tod würden Sie sich wünschen?

Der schnelle Herztod ist der freundlichste. Aber die Gehirnerweichung, an deren Ende die Lähmung des Respirationszentrums steht? Aber der Krebs, dessen Metastasen das Leben als Reizwucherung des Seins greifbar und in gräßlichen Schmerzen fühlbar machen? Aber das Nierenversagen, das nur gebrochen werden kann von streikbrecherischen Geräten, so daß mein atmender Kadaver auf einem Hospitalbett liegt und röchelt?

Woran leiden Sie nun wirklich?

Präbehinderung. Die Behinderung liefert mich aus, sie liefert mich insofern dem anderen aus, insofern dieser mit meiner Präbehinderung verfahren kann nach Gut- oder Schlechtdünken. Ich habe ihn als überlegenen Anderen.

Warum?

Da ich nicht mehr im Vollbesitz meines Körpers bin.

Behinderung als Ausweg aus der Leistungsgesellschaft?

Wünscht sich nicht jeder irgendeinmal, behindert zu sein? Als ein Weg in die Freiheit? Wer behindert ist, ist nicht frei, seinen Weg so zu lenken, wie er es gewohnt ist, die Reaktionen sind verlangsamt. Dem fußleidenden und hierdurch gehemmt Gefangenen wird der Entschluß, auszubrechen, schwerer fallen als dem gesunden. Er ist nicht frei, den Berg zu besteigen, auf dessen Gipfel er sich dem Anderen überlegen fühlen könnte. Ich werde eines morgens einfach wie ein Kegel umfallen.

Jeannette Mére, danke für das Gespräch.

+ +

*E*vita Dempf, durch welches Leiden fühlen Sie sich behindert?

Es fällt mir schwer, darüber zu sprechen. Die Sprache hinkt stets hinter dem Geist nach. Wenn Sie mich nach meinem Leiden fragen, würde ich gerne aufrichtig sein. Aber ich muß die gleichzeitigen Regungen meiner Seele in eine Vielzahl von Worten zerlegen, und bis ich mit dem Satz zuende bin, ist die Empfindung, die ich ausdrücken möchte, längst nicht mehr, was sie war. Allerdings belehrt mich meine Seele nicht über diese Falschheit der Sprache, wenn ich gesund bin und mich wohlfühle. Es ist schon seltsam, ja grausam: Die Sprache gehorcht dem gesunden, dem gut gestimmten und abgestimmten Leben. Solange man in Harmonie lebt, trifft die Sprache den richtigen Ton, jedes Wort greift blindlings einen richtigen Ton aus dem Akkord, in dem unsere Seele schwingt. Vielleicht ist man nur dann gesund, wenn man jederzeit in den Dreiklang der Worte einstimmen kann, ohne daß sich irgendetwas in einem dagegen sträubt. Wenn ich aber eine Disharmonie in mir selbst habe, wenn ich also ein Leiden habe, wenn mich irgendein Teil durch Schmerz auf seine Existenz aufmerksam macht, dann fühle ich mich schlecht, und sehr schlecht im Sprechen darüber, weil mich das Mißverhältnis von Sprache und Empfindung zur ständigen Korrektur zwingt. Wie sollte ich dann wissen, wo ich den Hebel ansetzen soll, am Wort oder an der Sache? Und glauben Sie ja nicht an

das homöopathische Wunder, daß sich der falsche Eindruck und das falsche Wort gegenseitig aufheben. Diese Zufälle sind den Gesunden eigen, das beweist ja jede gelungene Konversation, bei der man sich nur von einem Wort zum anderen fort und fort treiben lassen muß. Dieses Glück ist mir versagt, mir stockt der Atem, der meinem Leiden zur Sprache verhelfen soll.

Bei all diesen Vorbehalten: Können Sie andeutungsweise sagen, an welchem Leiden Sie leiden?

Bei all diesen Vorbehalten würde ich sagen: Es krankt mir an etwas, was ich zu finden nicht imstande bin, oder was ich, hätte ich es jemals gefunden, nie mehr wiederfinden könnte. Ich habe ein krankes Gemüt, meine Seele ist von Grund auf verstimmt, ich würde sagen: Ich bin geisteskrank. Ja, wenn wir uns bei all den sprachlichen Vorbehalten, die eine Konversation zwischen uns immerhin ermöglichen soll, auf die Geisteskrankheit einigen, übrigens ein recht praktischer Begriff, der von sich aus wahr ist und Existenz hat, dann bitte ich Sie, erwarten Sie keine aufrechte und auch keine annäherungsweise definitive Antwort, wenn Sie mich des Weiteren danach fragen, welche Form der Geisteskrankheit ich denn meine, wenn ich mein Leiden als das eines Geisteskranken und mich selbst dadurch als geisteskrank bezeichne. Nun denn: Das Spiel kann beginnen.

Welche Form der Geisteskrankheit haben Sie?

Es gibt so viele verschiedene Formen der Geisteskrankheit, die wie die Schauspieler im Theater gleichzeitig existieren, auch wenn sie nacheinander oder nebeneinander auftreten. Wenn wir die Geisteskrankheit mit dem Theater vergleichen, würde ich mich mit verschiedenen Schauspielern vergleichen, die verschiedene Kostüme tragen, je nach der Rolle, die sie gerade spielen. Oder mit Rollen, die verschiedene Schauspieler spielen, je nach den Kostümen, die sie gerade tragen. Aber auch mit Kostümen, die verschiedenen Rollen zugeteilt sind, je nach den Schauspielern, die sie gerade spielen. Ja, wenn ich mein Leiden als eine Geisteskrankheit beschreiben müßte, müßte ich meine Geisteskrankheit auch als ein Theaterstück beschreiben, in dem verschiedene Schauspieler, verschiedene Rollen und verschiedene Kostüme vorkommen, die durch eine kleine Figur im Zentrum der Szene dauernd gemischt und neu verteilt werden, so daß zur Überraschung des Publikums, aber auch zu meiner Überraschung, jeder Auftritt und jeder Vers anders ausfällt als erwartet.

Welche Figur?

Es handelt sich um das Schmerzzentrum, um diese zentrale, aufmerksame und dabei winzig kleine Figur mit dem durchdringenden und beinahe durchsichtigen Resonanzkörper, der alle Empfindungen in sich



Evita Dempf: »Ich bin also eine Art reiner geistiger Hypochonder.«

weiterklingen läßt, miteinander vergleicht und beurteilt, ob sie harmonisch oder disharmonisch sind, ob sie zusammen oder auseinander gehen, in Frieden oder Streit, Liebe oder Hass und so weiter. Ich könnte den Vergleich weitertreiben und sagen, mein ganzes Drama schreibt sich her von der Macht der Sprache, mit der diese unbarmherzige Figur eine Szene in die andere umschreibt, eine lächerliche Figur, die ständig gegen die Behinderungen anschreibt, die sie sich durch die fixierten Empfindungen selbst auferlegt, eine besessene Figur, die mit der Idee einer authentischen Regie jede Szene zerstört und ein Regime der reinen Empfindungen errichten möchte. Solcher Art ist mein Leiden.

Welcher Art ist Ihr Leiden?

Gut. Ich lasse diese Bildersprache sein, die man nur anwenden sollte, um den leichtfertigen Geist eines Kindes zu ergötzen und zu fesseln, und komme nun zu einem ganz anderen Ton. Über meine Leidenszustände tappe ich noch so sehr im dunkeln, daß ich mit meinem Psychiater oft darüber streite. Ich sage zu ihm: Helfen sie mir, ich bin geisteskrank, dann fragt er mich, worunter ich leiden würde, ich antworte, einfach so, weil es mir gerade einfällt: Seit Jahren habe ich nun schon an der Einbildung gelitten, krank zu sein, inzwischen glaube ich, daß ich gesund bin, aber die krankhafte Einbildung ist mir irgendwie im Geist

hängen geblieben, also leide ich unter einer Geisteskrankheit. Sagt er dann, stellen sie sich einmal vor, es gäbe gar keine Geisteskrankheit im Sinne einer eingebildeten oder wirklichen Krankheit. Dann frage ich mich, wozu gehe ich zum Psychiater, denn daß man mit einer krankhaften Einbildung doch irgendwie krank ist, weiß sogar ein Geisteskranker.

Ist Geisteskrankheit eine körperliche Krankheit oder nur ein abnormes Verhalten?

Diese Fragen führen uns nur hinters Licht. Ist ein abnormes Verhalten nun körperlich oder geistig abnorm? Ich frage Sie, ist es geistig oder körperlich abnorm, wenn sich jemand mit dem Finger die Augen aus den Höhlen holt, um sich damit einmal selbst tief in die Augen zu sehen? Ich weiß, daß es Idealisten gibt, die sich zieren, wenn man das Wort Krankheit mit dem Wort Geist kombiniert. Sie denken, es ist ja nichts Ansteckendes dabei, wenn einer durchdreht. Ruhe schön fest und sicher in dir selbst. Aber ich wette meine ganze Gesundheit darauf, daß diese Idealisten vorübergehend geisteskrank werden, wenn ich ihnen das Blut eines Schizophrenen einspritze. Natürlich wird umgekehrt ein Schizophrener keine Spur gesünder, wenn ich ihm das Blut eines sogenannten gesunden Idealisten einspritze, das ist klar. Ein Leib-Seele Problem wir daraus sicher nicht. Gegen dieses Schein-Problem ist das Wort »Geisteskrankheit« doch die gelungenste Wortkombination, dafür muß man der Sprache schon gratulieren. Das sowie die Tatsache, daß Geisteskrankheit erblich ist, widerlegt die Behauptung, es gebe keine Geisteskrankheit im üblichen Sinn. Allen gesunden Freigeistern zum Trotz gibt es nichts Gewöhnlicheres auf der Welt als die Geisteskrankheit, die von Generation zu Generation muttersprachlich weiter vererbt wird. Seine Mutter kann man sich nicht aussuchen! Mit einer anderen wäre man ein anderer. Sagen Sie das einmal einen gesunden Freund des Geistes! Und fügen Sie mit einem schönen Gruß von mir hinzu: Mit einer anderen Muttersprache wäre er kein gesunder Idealist und ich wäre nicht mehr geisteskrank. Prima, aber seine Muttersprache kann man sich nicht aussuchen, auch wenn die Leihmutter überhand nimmt! Sagen Sie das ruhig den Körper-Geist-Menschen weiter! Ich kenne diese Sorte. Sie sind dagegen, daß man psychische Leidenszustände als »Krankheit« bezeichnet. Sie sagen, die Verwendung dieser Bezeichnungen wie zum Beispiel »Schizophrenie« und »manisch-depressive Krankheit« wecke in vielen Menschen eine irrationale Furcht, die alles nur verschlimmere. Besser wäre, nur von abnormen Verhalten zu sprechen. Aber wenn ich zu einem Kind sage, es habe ein abnormales Verhalten, verschlimmert es sich oder wird es dadurch besser?

Bessert es sich oder wird es schlimmer?

Es ist völlig egal, wirklich schlimm sind diese Fragen selber. Wenn ein Patient und seine Angehörigen sich durch eine Diagnose oder einen Namen, den man seiner Krankheit gibt, angst machen oder sich entmutigen lassen, dann muß ich leider sagen, sie alle sind geisteskranke Idealisten, die ohne ihrem eigenen Wissen den Wörtern völlig ausgeliefert sind, die sie narren. Natürlich dreht einem die Sprache einen Aberglauben an, dem auch ich selbstverständlich aufsitze, aber wenn ich sage, ich sei geisteskrank, benenne ich wenigstens die Tatsache, daß ich ein Zögling meiner Muttersprache bin. Die Symptome und Ursachen meiner Geisteskrankheit stammen in der Tat von den Züchtigungen ab, die bereits mit ›Mama‹ oder ›Papa‹ angefangen haben. Der Wahnsinn hat bereits mit dem ersten gebändigten Lallen angefangen, das können Sie überall nachlesen!

Gibt es Diagnosen und Behandlungen, die man Ihnen angeboten hat?

Gut, wechseln wir wieder das Register. Es ist keine gezielte Behandlung möglich. Das ist der Grund, warum die Meinung manchmal weit auseinandergeht. Die Bezeichnung stimmt keinesfalls mit der Störung überein. Im Fall der Übereinstimmung wäre die Störung ja gar keine Störung mehr! Man wird nur an der Nase herumgeführt und sucht, ja ringt geradezu sein ganzes Leben nach dem richtigen Wort. Ich selbst dachte jahrelang, am zutreffendsten wäre wohl die Bezeichnung ›Organische Krankheit‹. Dann wieder glaubte ich eher an einer ›funktionellen Krankheit‹ zu leiden. Zuerst dachte ich, meine Krankheit sei angeboren oder kurz nach meiner Geburt entstanden, mir war, als hätte ich Gehirnlähmung, Mongolismus, oder Kretinismus. Wie zur Bestätigung meiner Vermutung war ich oft so kindisch, daß ich meinte, erst vor kurzem geisteskrank geworden zu sein, aber da stellte sich wieder heraus, daß ich nur einer Form der Senilität aufgesessen bin, über die man sich überhaupt keine Sorgen machen muß. Wie Shakespeare sagt, ist man nur einmal Mann, aber zweimal Kind.

Und jetzt sind Sie wieder ›Kind‹?

Nein, aber ich wollte, ich hätte eine kleine Neurose. Wenn ich an dieser funktionellen, wohlgeartet nicht organischen, psychischen Störung leiden würde, wäre ich eine Neurotikerin, und die sympathischsten Menschen überhaupt sind Neurotiker. Jeder große Mensch ist irgendwie ein Neurotiker und gewöhnlich will man – allerdings irrtümlich – damit ausdrücken, der Betreffende sei kaum, wenn überhaupt, krank. Er hat nur eine kleine Abweichung im Verhalten, die ihn wie ein auffallendes Krawattenmuster individuell aus der Masse hebt, ansonsten ist der Neurotiker noch im Kontakt mit der Realität, er findet sich in ihr gut, sogar sehr gut zurecht.

Und Sie?

Ich bin im Kontakt mit Ihnen und bin dennoch – im Augenblick zumindest – kein Neurotiker. Mir fehlt der neurotische Charme, der mich mit den Dingen, um die es mir geht, auf Distanz hält. Ich bin viel zu direkt, aber vielleicht liegt das auch an Ihnen. Der Neurotiker jedenfalls bereichert sich, weil er seine Neurose als indirekten Beweis für die Realität der Dinge nutzen kann, die ihn verrückt machen. Mir gehen die Dinge ständig durch die Lappen, dem Neurotiker fallen sie alle zu. Es stimmt schon, daß er durch mangelndes Vertrauen, durch Mißtrauen oder durch Spannungen daran behindert wird, mit manchen Dingen direkten Kontakt zu haben. Aber das macht er zu seinem Gewinn, er versteht ganz einfach die Kunst des negativen Existenzbeweises. Sicher, ein Neurotiker ist übertrieben ängstlich, er mag eine übermäßige Furcht vor Menschen oder vor Orten haben. Aber genau das treibt ihn in eine Umständlichkeit, die ihn alle diese Dinge besser kennen lehrt als einen, der aufs gerade Wohl darauf zugeht. Vergleichen Sie nur einen Neurotiker und einen Nichtneurotiker, die beide einen Zwang zum Essen haben. Der eine nimmt die Gabel, frißt sich voll und wird dick, der andere betet Ihnen, ohne einen Dekagramm zuzunehmen, alle Speisen inklusive Preise aller Karten herauf und herunter, die Sie zumindest in den Gasthäusern der näheren Umgebung finden können, denn er hat das Rundherum der Sache studiert, die der andere ganz einfach verschluckt.

Ein bewundernswerter Zug.

Leider stehen wir hier, wie auch sonst so oft, mit unserer Wahlfreiheit nicht besser da, als bei unserer eigenen Mutter, was ich schon am Beispiel der Muttersprache zeigen wollte. Könnte man wählen, würde sich natürlich jeder aus dem Sortiment der Geisteskrankheiten ganz am Rande eine kleine Neurose aussuchen, auch wenn man dann ständig gereizt ist oder wegen der kleinsten Kleinigkeit in die Luft geht, auch wenn sie zufolge des psychosomatischen Prinzips körperliche Krankheitszeichen auslöst, wie zum Beispiel Verdauungsstörungen, Herzbeschwerden, Atemnot oder Hautausschläge.

Beneiden Sie den Neurotiker auch um diese Symptome?

Alle Symptome sind an sich beneidenswert. Sogar der Psychotiker, das heißt eine wirklich geisteskranke Person, hat schöne Symptome. Aber er selber hat nicht viel davon, weil er den Kontakt mit der Realität völlig verliert und völlig anormal handelt und reagiert.

Welche Symptome hat er?

Er hat sehr schwere Depressionen – Symptome eines besonders ernsten psychischen Leidens. Die Weltgesundheitsorganisation der UN bezeichnete sie als Weltgesundheitsproblem Nr. 1. Das ist doch eine Nummer! Das jetzige Jahrzehnt ist das ›Zeitalter der Melancholie‹

genannt worden, weil die Depression so verbreitet ist.

Und Sie sind nie depressiv?

Meine Depressionen betrachte ich eher wie ein nervenschonendes Kostüm. Wie eine Herbstzeitlose, die auf einen heißen Sommer folgt, folgt einer Aufregung die Depression. Ich kann mich nicht erinnern, jemals ernsthaft am Gefühl des Einsamseins gelitten zu haben. Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit können mich wirklich nicht in depressive Stimmung versetzen. Sonst hätte ich meinem Leben längst ein Ende gemacht. Die Zahl der psychotischen Selbstmörder ist 36mal höher als unter der Bevölkerung im allgemeinen. Bei Frauen treten Depressionen häufiger auf als bei Männern. So hätte ich zwar rein statistisch eine Chance zur depressiven Psychose, aber ich glaube trotzdem nicht, daß ich eine Psychotikerin bin. Ich kann höchstens mit Medikamenten oder Drogen versuchen, eine Psychose heraufzubeschwören. Dieses manisch-depressive ›Auf und Ab‹ hat etwas für sich, begleitet von dieser Aggression, dieser Zerstörungswut. Diese immense Steigerung der Leistungsfähigkeit! Doch solche Wünsche sind ein klein wenig schizophran, das gebe ich gerne zu.

Apropos schizophran. Was sagen Sie zur Schizophrenie?

Treffend hat einmal jemand gesagt: ›Herzversagen verursacht die meisten Todesfälle, die Schizophrenie das meiste Herzeleid.‹ Ja, wer verhält sich in seinem Leben nicht mehr oder weniger schizophran – vor allem zwischen dem 16. und 30. Lebensjahr? Mit Recht gilt die Schizophrenie als eine Krankheit, die wie kaum eine andere den Zerfall der psychischen Persönlichkeit und Lebensuntauglichkeit zur Folge hat. Sie ist eine der fürchterlichsten, aber auch erhabensten Erfahrungen, die ein Mensch in seinem Leben machen kann. Ich glaube schon, daß mich die Schizophrenie zumindest gestreift hat, als ich zwischen dem 16. und 30. Lebensjahr meine Umwelt gemieden habe und mich in eine innere Phantasiewelt zurückgezogen habe, als Halluzinationen und andere Täuschungen auftraten, als die Funktionen meiner Sinne und Gefühle sowie meine Verhaltensweisen sich komplett verändert haben, als mir die Menschen und Gegenstände sehr merkwürdig erschienen. Damals, als die Nahrung so komisch zu schmecken begann, fast alle Gerüche mich anwiderten und für mich fast alle Geräusche bald unerträglich laut, bald kaum hörbar waren, damals muß mich doch die Schizophrenie zumindest gestreift haben! Und wenn ich mich nicht täusche, leide ich noch immer unter Spannungen und Müdigkeit, ich habe noch immer die eine oder andere Wahnidee, ein wenig Größenwahn und einen Rest von Verfolgungswahn, und sagen Sie selbst, strahle ich denn nicht diesen berühmten Funken Feindseligkeit aus, wenn ich mit Ihnen spreche?

Nicht, daß ich sagen könnte.

Habe ich denn gar keine Spur mehr von Katatonie? Kommt es denn gar nicht mehr zum Stupor, kann ich oder kann ich nicht nicht mehr sprechen, meine Glieder nicht mehr bewegen? Bin ich oder bin ich nicht in Gefahr? In oder nicht in Gefahr für mich selbst?

Nicht, daß ich sagen könnte.

Das ist sehr deprimierend. Ein niederschmetterndes Resultat. Da sehen Sie, wohin das viele Reden führt, so hat mir schon meine Mutter alles auszureden versucht. Ja, als ich noch ein ganz kleines Kind war, glaubte auch meine Mutter an ein Leiden von mir, ein modernes Leiden, von dem damals immer mehr Kinder befallen wurden, die Hyperkinese. Ja, ich wollte mich immer irgendwo irgendwie betätigen. Ich war ein unstetes, schwieriges Kind und konnte mich nur ganz kurze Zeit konzentrieren. Immer sprang ich von einer Sache zur anderen. Fünf Prozent leiden an dieser psychischen Störung.

Und zu diesen 5 Prozent gehörten Sie?

Leider nein, denn meine Mutter dachte bald wieder, ich wäre ein autistisches Kind. Vor dreißig Jahren, als ich ein Kind war, war der Autismus sowohl als Begriff als auch als Leiden sehr unbekannt. Und meine Mutter wollte schon immer etwas ganz Besonderes für mich. So ist sie auf den Autismus gekommen. Diese Störung tritt bei Jungen viermal so häufig auf wie bei Mädchen, ich hätte also eine große Ausnahme sein können. Leider hat sie sich getäuscht, ich bin heute keine großartige Autistin, sondern geisteskrank in dem Sinn, in dem wir es vereinbart haben. Aber wenn Sie wollen, können wir unsere Vereinbarung auch auflösen, es handelt sich doch nur um Worte. Machen Sie doch einmal selbst einen Vorschlag.

Für Ihr Leiden?

Ja. Wie würden Sie es nennen?

Helfen Sie mir ein wenig nach.

Also nochmals. Ich habe lange Zeit an der Einbildung gelitten, ich sei krank, aber alle Befunde waren negativ. Damit begann mein wirklicher Leidensweg. Es hat mich die Frage zu quälen begonnen: Wenn ich kerngesund bin, wie kann ich dann jahrelang unter der Einbildung gelitten haben, krank zu sein?

Wie der eingebildete Kranke?

Gut, Ihren Vorschlag angenommen. Der eingebildete Kranke ist gesund, aber er leidet an nichts wirklich, sondern er tut nur so oder hat nur eine falsche, ich betone, eine falsche Einbildung. Der eingebildete Kranke leidet nur an einer fiktiven Krankheit, und man kann ihn genauso scheinbar heilen, indem man seiner Einbildung mit ein paar Placebos entgegenkommt. Ich sage Ihnen gleich: Das alles hat bei mir nichts

geholfen. Es besteht schon ein Unterschied zwischen der Einbildung, krank zu sein, die als Einbildung gar nicht schmerzt, und einer Einbildung, an der man wirklich leidet, die man als Symptom einer wirklichen Krankheit auch noch dann am eigenen Leib spürt, wenn alle medizinischen Befunde negativ sind. In gewissen, sehr engen Grenzen kennen Sie vielleicht selbst ein solches Leiden. Mag sein, daß es Sie sogar inspiriert. Man sehnt sich nach der Geliebten, stellt sie sich in übertriebener Schönheit vor und malt danach romantische Landschaftsbilder oder schreibt Gedichte. Bei mir ist es anders, ich bin vielleicht zu wenig talentiert. Mich hat mein Leiden nur zu dieser fruchtlosen und zermürbenden Skepsis getrieben, die man gegen die Sprache und die Ausdrucksmittel des Leidens überhaupt hegen kann und die, für mich zumindest, in der Frage gipfelt, ich wiederhole: Um welches Leiden zwischen Himmel und Erde mag es sich wohl handeln, wenn man an der bloßen Einbildung leidet, krank zu sein? Mit anderen Worten: Was ist, wenn einem die reinste Vorstellung, in irgendeiner Weise krank sein zu können, die reinsten Leidenszustände beschert?

Eine Art reinster Hypochondrie des Geistes?

Gut, ich will nicht zimperlich sein und Ihren Vorschlag akzeptieren. Ich bin also eine Art reiner geistiger Hypochonder. Aber ich frage Sie, stammt diese Form der Hypochondrie nicht von der besonderen Art der Einkehr des Geistes ab, in der er sich mit der Empfindung seiner eigenen Existenz selbst ansteckt? Ist der reine Geist etwas anderes als dieses hypochondrische Wesen, diese Flamme, die an ihrer Selbstentzündung leidet? Grundlos leidet? Sehen Sie, der Geist hat ein Grundrecht auf Krankheit, das wir alle nur dankend anerkennen können, sofern wir überhaupt von ihm reden wollen, das heißt, sofern wir überhaupt noch ein Wort in den Mund nehmen.

Dann bin ich in Ihren Augen wohl auch geisteskrank?

Lassen wir es diesmal so sein.

Evita Dempf, danke für das Gespräch.

+ +

Renate Durstmüller, wie ist es zu Ihrer Behinderung gekommen? Nun, das ist eine ganze Serie. Es begann mit dem linken Auge, das verlor ich kurz nach meiner Geburt. Dann war ich zehn Jahre alt, als ich bei einer versehentlich ausgelösten Explosion meine rechte Hand verlor. Als ich mich untersuchen ließ, sagte man mir, ich würde innerhalb weniger Monate völlig erblinden.

Wegen der Explosion?

Man sagte mir, ich wäre zuckerkrank, und glauben Sie nicht, davon genesen zu können, wie man von Masern genest.

Man muß auf den Zuckerspiegel achten.

Jeder weiß, daß der Diabetiker Probleme mit seinem Blutzuckerspiegel hat. Weniger bekannt ist, daß jemand, der schon in jungen Jahren zuckerkrank wird, mit einer Reihe unangenehmer Folgen rechnen muß. Blindheit ist eine davon. Sie entsteht, weil bei einem Diabetiker die Netzhaut erkrankt und als Folge gewisser Prozesse Blutungen auftreten. Diabetiker leiden auch an starken Kreislaufstörungen und können infolge von Gangrän ihre Gliedmaßen verlieren.

Deshalb fehlt Ihnen auch ein Bein?

Nein, die zweite Hand. Zuckerkrankheit kann sich auch auf die Nieren auswirken, und die Arterien können sich verhärten, was besonders während der Schwangerschaft eine zusätzliche Schwierigkeit ist. Die Liste könnte noch beliebig verlängert werden.

Das hört sich furchtbar an, aber was ist mit Ihrem Bein geschehen?

Für Millionen Menschen ist die Zuckerkrankheit eine alltägliche harte Realität. Man könnte durchdrehen, wenn man stets daran denken würde, was in seinem Körper vor sich geht, und wenn man nur auf die nächsten Blutungen warten würde.

Und Ihr Bein?

Welches Bein?

Wo haben Sie Ihr linkes Bein verloren?

Wieso verloren? Ich sitze nur auf meinem Bein! Sehen Sie, ich kann auch anders sitzen.

Nein, bleiben Sie ruhig auf Ihrem Bein sitzen.

Meine Mutter sagt immer: Du verlierst noch einmal dein Bein, du schnürst dir ganz das Blut ab, wenn du immer auf deinem Bein sitzt. Dann sage ich meiner Mutter – die ist noch dicker als ich: Sitz nicht auf deinem Hintern, sonst schnürst du ihm das Blut ab und verlierst ihn! Stellen Sie sich vor, wir müßten alle Stunden vom Sofa aufstehen, um nachzusehen, ob wir uns nicht unseren Hintern abgesehen hätten. Was ich damit sagen will, ist folgendes: Man muß sich immer bemühen, wenn möglich die Komik der Situation zu sehen – auch darf man niemals über Negatives nachgrübeln.



Renate Durstmüller: »Es begann mit dem linken Auge, das verlor ich kurz nach der Geburt.«

Die Komik der Situation?

Ich habe meine Hände und Augen verloren, nicht aber meinen Humor. Ein fröhliches Herz hilft zur Gesundung. Ein bedrücktes Gemüt macht auch den Leib müde.

Lachen Sie gerne?

Ich muß. Ich war einmal bei meiner Freundin Beatriz auf Besuch, und wie ich das Handy vom Tisch nehmen wollte, griff ich nach ihrer Zuckerdose. Was haben wir da gebrüllt: »Zuckerschok, Notarzt, Bitte um Hilfe« haben wir in die Zuckerdose hineingebrüllt. Eben das ist die Komik der Situation, die muß man überzuckern, das hilft. Verstehen Sie?

Sind Sie oft überzuckert?

Ich sehe, wir verstehen uns gut. Wie Beatriz sagt: Auch die Komik der Worte muß man überzuckern. Beatriz lacht immer bei diesem komischen Wort. Überzuckert! Sie fragt mich dann oft, was der Unterschied zwischen mir und einem Bienenstock ist. Was glauben Sie?

Keine Ahnung.

Ganz genau, es gibt keinen. Beim Bienenstock fliegen die Bienen aus und ein, bei mir fliegen die Bienen aus und ein. So bringt mich Beatriz immer wieder zum Lachen.

Ist Beatriz Ihre beste Freundin?

Beatriz und Platz sind meine besten Freunde.

Platz?

Mein Blindenhund. Platz komm her, sitz! Auch so eine Idee von Beatriz. Ich muß schon sagen, durch Beatriz kommt seit 5 Jahren Licht in mein Leben. Weil sie immer diese Serien anschaut, habe ich bei ihr vor 5 Jahren das Fernsehen entdeckt. Von diesem Zeitpunkt an tat ich etwas, was ich mir als Blinde nie hätte träumen lassen – ich sprach nur mehr über das Fernsehen! Eines Tages, als ich mit einer anderen Blinden einen Arztbesuch machen wollte, sagte die Empfangsdame: »Bitte, der Herr Doktor hat jetzt keine Zeit.« Wir zeigten unseren Ausweis, und drangen darauf, den Doktor zu sprechen. Und wir erwarteten, dem Arzt zu begegnen. Doch zu unserer Überraschung kam ein Fernsehredakteur, der uns bat, am Abend wiederzukommen, da er sehr beschäftigt sei. Als ich nachts sein Atelier verlassen habe, hatte ich meinen Job bereits in der Tasche.

Sie arbeiten als Blinde beim Fernsehen?

Nicht wahr, klingt wie ein Witz von Beatriz. Aber ich habe den Fernsehredakteur mit meinem Fernsehwissen ausgestochen. Wir sprachen über die Serie »Reich und Schön«. Zu Beginn unseres Gesprächs behauptete er zuversichtlich, er wisse genau, in welchen Folgen Ridge Taylor verlassen wollte, um zu Brooke zurückzukehren. Das Gespräch dauerte zwei Stunden, in denen ich ihm beweisen mußte, daß er nicht einmal die Hälfte von mir weiß. »Jetzt möchte ich nur noch wissen«, sagte er, »ob sie mir auch die Ausstattung des Restaurantes beschreiben können, wo Sheila arbeitet«. Ich beschrieb ihm die Servierschürzen, die gelbgefärbte Theke, die rosaroten Servietten auf den viel zu kleinen runden Tischen, bis er endlich zugab, daß er noch keinen Menschen getroffen hat, der so viel vom Fernsehen weiß wie ich.

Wieso wissen Sie das alles so genau?

Beatriz sagt es mir. Wenn ich keine Stimmen höre, frage ich, was machen sie jetzt, und Beatriz beschreibt es mir Punkt für Punkt. Heute mache ich das Blindenfernsehen, das ist wöchentlich ein Film und eine Serie tief in der Nacht, wo ich die Kommentare von Beatriz zu den Szenen vorlese, die sie zuvor im Studio gemacht hat. Es bereitet mir große Freude, auf diese Weise anderen Blinden das Fernsehen näherzubringen. Ich habe die Bilder zwar noch nie gesehen, doch ich kenne sie alle und kann sie erklären. Natürlich brauche ich Beatriz, um den Text vorbereiten zu können.

Und wie lesen Sie den Text?

Ich mache mir Notizen in Brailleschrift. So nennt man das Punktschriftsystems, das man mit den Fingern lesen kann. Oder mit Prothesen,

wenn sie Gefühl haben. Meine Prothesen leiten die Erregung durch die Punktierung des Papiers so gut zu meinen Armstümpfen, daß ich direkt aufpassen muß, daß es mich nicht zu sehr erregt. Und regt sich ein Diabetiker auf, so hat das bei ihm die gleiche Wirkung, wie wenn er Würfelzucker essen würde. Und das darf ein Diabetiker am allerwenigsten!

Lesen Sie gerne?

Ich muß sagen: Ich bin immer ein leicht erregbarer Mensch gewesen. Ich mußte lernen, den Streit zu vermeiden und friedfertig zu sein. Dazu verhalf mir auch die Literatur. Heute kann fast jede Veröffentlichung in Brailleschrift umgeschrieben werden, so daß man sie lesen kann mit geschulten Fingern. Oder guten Prothesen. Nur habe ich jetzt wegen dem Fernsehen nicht mehr so viel Zeit dazu.

Wie heißt die Blindenschrift noch einmal?

Brailleschrift, man nennt sie so wegen ihrem Erfinder Louis Braille. Er erblindete in frühester Kindheit bei einem Unfall in der Sattlerei seines Vaters und wurde im Alter von zehn Jahren in Haüys Schule aufgenommen, der schon mit Blindenschrift experimentierte. Im Laufe der Zeit bekam Braille Interesse an einem Punktchriftsystem, das man »Nachtschreiben« nannte. Darin wurden einige Schüler durch den Erfinder, den napoleonischen Artillerieoffizier Charles Barbier, eingeweiht. Die Blindenschrift geht bis auf Napoleon zurück! Das französische Militär bediente sich dieses Systems, um sich nachts zu verständigen. Man verwendete dabei eine Ahle, um in schweres Papier Punkte einzudrücken, die die Soldaten dann in der Dunkelheit abtasten konnten. Man drückte in das Papier in zwei Reihen bis zu jeweils sechs Punkte ein, ähnlich der Brailleschrift, wo es zwei Reihen gibt, in denen jeweils bis zu drei Punkte sein können, die gerade so groß sind, daß man mit den Fingerspitzen die Lage aller sechs Punkte ermitteln kann. Das Nachtschreibesystem funktionierte ganz ähnlich wie die Brailleschrift. Die Anzahl der Punkte in der ersten Reihe zeigt an, in welcher waagrechten Zeile der Sprechlaut-Tabelle sich der betreffende Laut befindet, und die Anzahl der Punkte in der zweiten Reihe legt den Laut direkt in dieser Zeile fest. Das Nachtschreibesystem erwies sich als ein Sprungbrett, das es dem jungen Braille ermöglichte, ein Punktchriftsystem zu erfinden, das bis auf den heutigen Tag in Gebrauch ist.

Und mit diesem System machen Sie Notizen?

Ja. Auf diese Idee hat mich Beatriz gebracht. Sehen Sie wie spitz die Finger meiner rechten Prothesenhand sind?

Wie Nadeln!

Fingernadeln, eigentlich richtige kleine Fingernägeln. Damit schreibe ich wie mit einer Schreibmaschine auf ein Packpapier alles auf, was Beatriz sagt. Sie schaut fern, ich handarbeite dabei, sieht doch gemü-

lich aus? Machen wir eine Probe. Sie diktieren.

Literatur?

(*Sticht auf die Tischdecke*) Sehen Sie? Gestochen scharf: Literatur mit Fragezeichen.

Sind Ihre Fingernadeln nicht gefährlich?

Ich kann sie ein- und ausziehen wie eine Katze. Und das ist auch eine nützliche Waffe. Wie Sie sich vorstellen können, ergeben sich für jemanden, der nicht sehen kann, einige Probleme. Eines Abends stieß ich auf dem Heimweg mit einem Mann zusammen. Er stellte sich mir verärgert in den Weg. Plötzlich fühlte ich etwas Hartes auf meiner Schulter. Ich hatte wegen der Kälte den Kragen hochgeschlagen und konnte daher nicht feststellen, was es war. Ich versuchte, mich zu entschuldigen und zu erklären, daß ich blind sei.

Was ist geschehen?

»Und was jetzt?« sagte er mit drohender Stimme. Ich hob meinen Kopf, hielt ihm meine Fingernägel vors Gesicht und fragte: »Was jetzt?« Da erkannte er wohl, daß auch ich bewaffnet war, und sein Tonfall änderte sich.

Das glaube ich.

Mir wurde viel später erst bewußt, in welcher Gefahr ich mich befunden hatte. Der harte Gegenstand auf meiner Schulter war die Klinge einer Machete. Der Mann ging seines Weges, und ich kam unversehrt zu Hause an.

Und Platz?

Mein Hund? Der hätte den Mann nicht vertreiben können. Nomen est omen. Platz nimmt Platz, wenn es gefährlich wird. Er ist ein wirklich treuer und auch teurer Blindenhund, aber er ist schon so oft von anderen Artgenossen angefallen und verletzt worden, daß er den Schwanz einzieht und sich weigert, weiterzugehen, wenn ein anderer Hund in der Nähe ist oder sonst eine Gefahr droht. Platz ist schon mehr ein Platzhund als ein Führhund, sagt Beatriz. Mit ihm komme ich nur sehr langsam weiter. Dabei sollten Sie sehen, wie glücklich ich bin, wenn ich das große unhandliche Packpapier in meine Handtasche packe und mich mit Platz auf den Weg in die Sendestation mache. Ja, das Fernsehen kann Licht in das Leben der Menschen bringen, ganz gleich, welche Behinderung man auch hat.

Wie läßt sich ein Fernsehbild erklären, wenn es nur kurz, in einem schnellen Schnitt vorkommt?

Für viele Namen, Farbnamen z.B. oder Grundformen, Grundmuster, für Dinge, die Standard sind, gibt es Kurznamen, Spitznamen. In der Blindenkurzschrift, die sich aus der Brailleschrift ableitet, gibt es stenographische Kürzel für ganze Worte, die man auch kurz aussprechen kann,

weil sie immer Laute bezeichnen. Zum Beispiel hat das Zeichen für b, wenn es allein steht, die Bedeutung blau, das Zeichen für y bedeutet auch gelb, das für o bedeutet Sonne. Sage ich z.B. ›O Ypsilon Be‹, weiß jeder Blinde, daß die Sonne scheint am blauen Himmel. So schnell kann man gar nicht schneiden, wie ich das ausspreche.

Und ein Nicht-blinder?

Ist hier einmal im Nachteil. Für ihn sind meine Worte nur sinnlose Geräusche.

Aber er sieht die Sonne am Himmel scheinen.

Wenn er hinschaut.

Renate Durstmüller, danke für das Gespräch.

+ +

David Young, wie viele Masten hat ein Rahsegler?

Der Rahsegler hat fünf Masten. Mit aufgeblähten Segeln durchpflügt das Schiff die Wellen des mit Schaumkronen übersäten Meeres. Du schmeckst beinahe die salzige Luft auf der Zunge und spürst das kalte Prickeln der feuchten Brise auf der Haut.

Es ist, als stünde ich auf dem Vorderdeck des Schiffes.

Du übertreibst.

Dein Gemälde hat meinen Blick gebannt. Neben der Schönheit der Majestic Maiden hast du auch wirklichkeitsgetreu eingefangen, wie das Schiff die Wellen schneidet. Wie viele Bilder hast Du bereits gemalt?

Über 2 500 Landschafts- und Seemotive.

Seit wann malst Du?

Seit beinahe 30 Jahren.

In den vergangenen 27 Jahren hast Du in ganz Nordamerika Anerkennung gefunden. Eine große kanadische Bank wählte im Jahre 1981 Dein Gemälde mit dem Titel ›Nächste Haltestelle Japan‹ für ihren Kalender aus, der weltweit an Kunden versandt wurde.

Außerdem erteile ich in Vancouver, Kanada, jeden Samstag 15 bis 25 Schülern Unterricht im Malen in Öl.

So ein Zufall. Kennst Du Manfred Earth?

Natürlich, wir haben die selbe KFZ-Werkstätte, die uns immer so toll

die Autos umbaut. Außerdem unterrichtet Earth an meiner Schule.

Er ist von Hals an abwärts gelähmt. Und was ist das Besondere an Dir?

Ich bin vom Hals an abwärts gelähmt!

So ein Zufall!

Im Alter von 19 Jahren bekam ich Kinderlähmung.

Wie Earth.

95 Prozent meines Körpers waren gelähmt. In den darauffolgenden 21 Jahren war die Pearson-Klinik in Vancouver mein Zuhause. Das Leben dort war allerdings anders als in einem normalen Krankenhaus. Ärzte, Pflegepersonal und Patienten bildeten eine große Familie. Die geistige und emotionelle Unterstützung half mir in den ersten Monaten meiner Behinderung sehr. Anfangs blickte ich sehr pessimistisch in die Zukunft. Ich dachte, es sei am besten, nur von einem Tag zum anderen zu leben, bis mit dem Tod schließlich alles vorbei sei.

Gab es keine Aussicht auf Besserung?

Ich hatte keinen Hoffnungsschimmer.

Wie gingst Du mit dieser Aussichtslosigkeit um?

Ich fing an, meine Sorgen und Frustrationen im Alkohol zu ertränken. Dennoch arbeitete ich gern.

Mit 95prozentiger Lähmung?

Die Beschäftigungstherapeuten versuchten, mein Interesse für verschiedene Tätigkeiten zu wecken, wie zum Beispiel das Schreibmaschineschreiben mit einem Stab zwischen den Zähnen oder das Flechten von Körben. Das Interesse daran schwand aber schnell. Schließlich ließ mich ein Therapeut ein Bild nach einer Vorlage malen, auf der durch Zahlen vermerkt war, welche Farbe zu wählen ist. Ich war von meiner Leistung – so gering sie war – so begeistert, daß ich mir sofort ein weiteres Bild vornahm. Mein Therapeut rüstete mich mit einem 46 cm langen Mundhalter für die Pinsel und die Zeichenkohle aus. Dadurch konnte ich gut an die Palette, die Reinigungstücher und das Terpentinöl herankommen. Im Dezember 1957 malte ich einen A-Rahmen, den meine Mutter sofort erkannte.

Was ist das?

Ein altmodisches Holzverarbeitungsgerät.

Und wie ging's weiter?

Einer der Ärzte, selbst ein ausgezeichneter Maler, weihte mich in die Techniken des Zeichnens, des Farbmischens und der Formgebung ein, was man beherrschen muß, um ein Gemälde malen zu können. Es traten jedoch Probleme auf. Um zum Beispiel den oberen Teil eines großen Gemäldes mit meinem mundgeführten Pinsel oder dem Spachtel zu erreichen, mußte die Leinwand so gedreht werden, daß sie auf dem



David Young: ›Im Alter von 19 Jahren bekam ich Kinderlähmung.«

Kopf stand. Doch es wurde mit der Zeit für mich eine Selbstverständlichkeit, ein Gemälde auf diese Art zu vollenden.

Da könnte Baselitz sich eine Scheibe abschneiden?

Ein Freund von Dir?

Ja, wir sind in der selben Galerie. Kannst Du Deine Bilder denn verkaufen?

Innerhalb eines Jahres hatte ich mehrere meiner Gemälde verkauft. Ein Großteil des Geldes gab ich jedoch für Tabak und Spirituosen aus.

Da bist Du nicht der einzige Künstler.

Earth auch? Im Gegensatz zu Manfred konnte ich die Kosten für meinen Klinikaufenthalt selbst aufbringen, was mir ein Gefühl der Unabhängigkeit verlieh. Meilensteine auf dem Weg zu mehr Beweglichkeit waren ein elektrischer Rollstuhl – mit dem Mund steuerbar – sowie ein Kraftfahrzeug, das so umgebaut worden war, daß es den Rollstuhl und das notwendige Atemgerät aufnehmen konnte. Um noch weniger gebunden zu sein, entwarf ich ein transportables Schaukelbett.

Earth hat mit seinen Studenten ein tragbares Kippbett entworfen.

Ich baute es mit Freunden. So war es mir möglich, mehrere Tage außerhalb der Klinik zu verbringen. All das zeigte mir, daß man fast alles erreichen kann, wenn man fest dazu entschlossen ist. Die Kunst war et-

was Neues in meinem Leben, sie gab meinem Leben einen Sinn. ›Etwas anderes, um die Zeit auszufüllen‹, war mein Gedanke zuerst noch. Dieser Zeitfüller wurde allerdings immer mehr zum Lebensinhalt. Es stellte sich heraus, daß mir nichts Besseres hätte widerfahren können. Nach und nach erhielt ich Aufträge.

Wie hat die Kunst Dein Leben verändert?

Was ich über die Kunst, über die Beschäftigung mit der Natur und den Menschen kennenlernte, begann zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Gleich den Pinselstrichen eines Malers, der an einem schönen Gemälde arbeitet.

Nachdem ich erfahren hatte, daß meine Bilder in ganz Amerika gefragt sind, blickte ich wirklich hoffnungsvoll in die Zukunft. Was mich besonders fesselte, war die Tatsache, daß alles, was ich malte, anderen Licht ins Leben zu bringen vermochte.

Verändert Deine Kunst auch deren Leben?

Das kann ich nicht beurteilen. Ich jedenfalls nahm einige Veränderungen vor. Ich gab das Rauchen und das Trinken auf und löschte Unanständiges aus meinem Wortschatz. Meinen Bekannten in der Klinik entging die Veränderung meiner Persönlichkeit keineswegs und auch nicht meinen neuen Freunden in der Kunstszene.

Earth?

Pat, eine Künstlerwitwe mit fünf reizenden Kindern. Ich gewann Pat sehr lieb. Daher trat in meinem Leben eine weitere große Wende ein. Zu unserer Hochzeitsfeier im Jahre 1976 kamen über 300 Gäste. Natürlich machte die Heirat für Pat und mich viele weitere Änderungen erforderlich. Pat ist ein Musterbeispiel an Mut und an Liebe, denn mein Gesundheitszustand macht ständige Pflege erforderlich. Pat und ich bauten ein kleine Galerie auf, und fünf Jahre später benötigten wir die staatliche Unterstützung für Behinderte nicht mehr. Wir verkaufen unter anderem Reproduktionen von einigen meiner Gemälde. So konnte ich mir 1985 einen leistungsfähigeren Rollstuhl zulegen. Damit ist es mir möglich, mich noch mehr dem Malen zu widmen.

Deine Karriere geht ja steil bergan.

Wir alle haben unsere Grenzen. Daher sollte jeder vorandrängen und im Rahmen seiner Möglichkeiten das Beste tun. Eine solche geistige Einstellung, gepaart mit der wunderbaren Hoffnung, die ich aus der Kunst schöpfe, macht mein Leben sinnvoll und lohnenswert.

Aber was tust Du gegen den Schmerz?

Malen, Malen, Malen. Ablenkung kann wie ein Schmerzhemmer wirken, indem man sich intensiv mit etwas beschäftigt, was nichts mit dem Schmerz zu tun hat.

Und wenn Du den Schmerz nicht mehr aushältst?

Wenn ich den Schmerz nicht mehr aushalte, laß' ich meine Frau die Stelle kräftig reiben. Das tut zwar weh, aber manchmal läßt der Schmerz nach.

Wie kann ich Dir helfen?

Du könntest eine Menge tun, anrufen, schreiben, einkaufen. Könntest Du mich nächste Woche besuchen, und mir beim Tapezieren helfen?

Gern. Oder bei anderen Arbeiten im Haushalt z.B. Putzen.

Meine Nichte schaut jede Woche bei mir vorbei, um die schweren Putzarbeiten zu verrichten. Die Kleine kümmert sich sehr um mich. Ich fühle mich nun wohler, und ich kann mich mehr der Kunst widmen. Das meiste, was andere tun können, kann ich nicht. Es fällt mir schwer, mich ohne fremde Hilfe zu waschen, mich anzuziehen.

Kann ich Dir sofort etwas tun?

Du könntest mein Haar frisieren!

(Beim Frisieren) Fühlst Du Dich manchmal nutzlos?

Glaub mir, auch als Behinderter kann man sehr aktiv sein und sich nützlich machen! Durch die Unterstützung eines engagierten Physiotherapeuten sowie meiner Frau und Nichte hat sich mein Zustand so weit verbessert, daß ich noch immer malen kann.

(Beim Frisieren) Schön.

Dazu kommt aber, daß zuwenig Bewegung ein Risikofaktor für koronare Herzerkrankungen, hohen Blutdruck, Diabetes und Osteoporose ist. Zusätzlich werde ich von starken Kopfschmerzen geplagt. Ein Migräneanfall dauert ungefähr 18 Stunden. Über die Unheilbarkeit von Migräne ist man sich im allgemeinen einig. Widersprechende Informationen lösen im Gehirn die Freisetzung von Streßhormonen aus sowie eine beschleunigte Impulsfolge in der Magenmuskulatur, was manchmal zu Übelkeit und Erbrechen führt.

(Beim Frisieren) Aber Du nimmst doch sicher Schmerzmittel?

Außerdem leide ich an schmerzmittelbedingten Dauerkopfschmerzen, weil ich bereits über Jahre hinweg regelmäßig Kopfschmerzmittel einnehme.

(Beim Frisieren) Was machst Du dagegen?

Ich lasse mich frisieren. Die einzig wirksame Therapie bei dieser Art Kopfschmerzen ist Frisieren.

(Legt den Kamm beiseite) David Young, danke für das Gespräch.

Gottfried Franz, was ist Ihre Behinderung?

Ich habe ein leichtes Down-Syndrom, man nennt das auch Mongoloismus. Aber sagen Sie ruhig Mongo, das ist kürzer. Oder Du kannst auch Franz zu mir sagen. Hallo, ich bin Franz.

Bist Du ein sehr geselliger Mensch, Franz?

Ja, in Gesellschaft habe ich ein richtiges High-Syndrom. Allerdings betrachtet ein Großteil der österreichischen Bevölkerung uns Mongoloide immer noch als gesellschaftsfeindlich, unchristlich oder als Spinner mit Down-Syndrom. Doch wir sind keine Untermenschen! Wir sind ordentliche, anständige, guterzogene Leute. Es bestehen offensichtlich beträchtliche Mißverständnisse über uns Mongoloide.

Was kann man dagegen tun?

Eine Gelegenheit, ein richtiges Verständnis zu finden, sind unsere großen Kongresse. Der letzte wurde vor kurzem hier in Wien unter dem Titel ›MON.GO‹ veranstaltet. Ich hatte die Ehre, einer der Organisatoren zu sein.

Gab es schon mehrere solcher Kongresse?

Neununddreißig dieser viertägigen Kongresse fanden in Österreich statt und über 140 weitere in anderen Ländern. Diese Veranstaltungen wurden in 47 Ländern von 1,822.672 Personen besucht. Von 91.819 allein in Wien.

Was haben die Besucher dabei über Mongoloide erfahren?

›Ich bin wirklich überrascht‹, sagen sie. ›Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts dergleichen gesehen. Zum erstenmal habe ich die Gelegenheit, die Wahrheit über Mongoloide zu erfahren. Jetzt weiß ich, daß vieles, was mir so erzählt wird, nichts als Lüge ist.‹

Woher stammen diese Lügen?

Oft wird uns Mongoloiden vorgeworfen, wir seien gesellschaftsfeindlich. Aber sind wir das wirklich? Versuchen wir in Österreich oder in irgendeinem anderen Land, in dem wir leben, Recht und Ordnung zu untergraben? Wenn wir uns versammeln, schüchtert das die Leute vielleicht ein wenig ein. Aber in einer Zeit, in der die moralischen Grundsätze unserer Nation ernsthaft angezweifelt werden und die normalen Staatsbürger Revolten gegen lang hochgehaltene Sittenbegriffe hinnehmen müssen, ist es doch eher ein Vergnügen, einen Kongreß von Mongoloiden willkommen zu heißen.

Haben die Leute den Kongreß begrüßt?

Man kann ja leicht sehen, daß wir fest an unseren Glauben an uns selbst festhalten, und daher sind wir gut für unsere Stadt und für unsere ganze Nation, weil wir in dieser Zeit der Skandale, Morde und des Sittenverfalls ein gutes Beispiel geben. Ja, wir haben Musikalität und gute Laune, wir sind gute Rythmiker und vor allem haben wir so unsere Idole.



Gottfried Franz: ›Stellt selbst fest, wie Mongoloide wirklich sind.‹

Klingt das nicht so, als sei Mongoloismus eine Bereicherung für die Gesellschaft?

Zu diesem Schluß sind alle Personen gekommen, die uns kennengelernt haben. Es war ein Vergnügen, uns zu beobachten und zu sehen, wie erfolgreich und freudig wir unsere vielen Aufgaben erfüllten. Jeder, mit dem ich in Kontakt kam, war freundlich und hilfsbereit. Beachten Sie auch, was in der ›Neuen Kronen Zeitung‹ stand. Darf ich vorlesen?

Bitte lesen Sie vor.

›In einer Zeit, in der große Menschenmengen, die öffentliche Einrichtungen benutzen, der Polizei und der Stadtreinigung zusätzliches Kopfzerbrechen bereiten, war der Kongreß der Mongoloiden Österreichs, der vergangenes Wochenende in Wien Praterstadion stattfand, eine bemerkenswerte Ausnahme. Zum Höhepunkt dieser viertägigen Veranstaltung versammelten sich 7.000 ›Mongos‹, wie sie sich liebevoll selbst bezeichnen – darunter Teenager und Kinder – sowohl im Praterstadion als auch darum herum, ohne daß nur annähernd die Probleme aufgetreten wären, die solch große Veranstaltungen verursachen können. Die Mongoloiden zeigen einem, was durch Selbstdisziplin bewirkt werden kann. Wie jemand vom Stadionpersonal bemerkte, war ihre Reinigungsabteilung so gründlich, daß sie die Versammlungsstätte in

besserem Zustand verließen, als sie sie vorgefunden hatten. Die Mongos – wie sie sich selbst nennen – sind Gäste, die jede Stadt gern hat, das steht in der ›Krone‹.

Keine Spur von Krawallen?

Die Wiener Stadtpolizei bot den Wienern ihre Dienste an, aber sie sind nicht in Anspruch genommen worden. Und das mit gutem Grund, denn obwohl im Praterstadion eine große Menschenmenge versammelt war, fand man dort keinen, der raucht oder trinkt. Da fragt man sich, wieso viele Leute der Meinung sind, Mongoloide dienen nicht dem Wohl ihres Landes.

Warum glauben sie das?

Der Grund ist wohl, daß politische Führer dieses Landes so oft diese falschen Beschuldigungen erhoben haben und viele daran glauben. Viele Politiker können uns nicht leiden, weil wir wie Fremde aussehen, weil wir von einem fremden Stamm abstammen scheinen, der sich hier einschleicht, um die Heuchelei und die Eitelkeit der hiesigen Regierung bloßstellen. Und sie beneiden uns um unseren Eifer.

Ich wollte, ich hätte Ihren Eifer!

Die Leute beneiden uns oft um Dinge, die für uns charakteristisch sind, um unseren Bewegungsdrang, um unser Zusammengehörigkeitsgefühl oder um unser Vertrauen. Ich kenne da eine Geschichte, die sehr schön zeigt, warum viele Mongoloide den Menschen vertrauen und sich bei ihnen wie zu Hause fühlen dürfen. Ein mir bekanntes Ehepaar, ein richtiges Mongopaar aus dem 21. Wiener Gemeindebezirk, verlor einmal eine Brieftasche mit 1.800 Schilling Bargeld. Ein Bürger aus Wiener Neustadt fand sie.

Auch ein Mongoloider?

Nein, kein Mongo, das ist es ja gerade. Denn er fand die Brieftasche und sah darin den Namen und die Anschrift, Behindertenausweis und so weiter. Er hatte ihre Lichtbilder gesehen, aber er rief trotzdem sofort an, um zu sagen, sie müßten nicht ins Fundbüro gehen, wo sie sich vielleicht nicht zurechtfinden würden, sondern er würde die Brieftasche so lange bei sich aufbewahren, bis sie ihn einmal besuchen kommen könnten. Er sagte, er lade sie herzlich dazu ein.

Und haben sie sich die Brieftasche abgeholt?

Nein, aber als ich nach Jahren einmal nach Wiener Neustadt kam, zeigte mir dieser Mann die verlorene Brieftasche, und es waren genau 1.800 Schilling minus 180 Schilling Finderlohn drinnen.

1.620?

Ja genau, und wenn die Frist nicht abgelaufen wäre, hätte er mir andstandslos das Geld für meine Bekannten mitgegeben. Da bin ich mir sicher.

Und die Ausweise?

Dann hätte er mir auch die Ausweise gegeben.

Ein schönes Beispiel für Vertrauen.

Menschen, die uns kennenlernen, stellen fest, daß wir wirklich vertrauenswürdig sind. Sehen sie, beim Kongreß in Münster ging ich zu einem Eisverkäufer in der Nähe, weil ich Wechselgeld für ein Ferngespräch benötigte. Auf die Bitte, mir einen 20-Mark-Schein zu wechseln, gab mir der Mann die ganze Kasse mit den Worten: ›Bitte, bedienen Sie sich selbst.‹ Als ich dem Mann das Geld zeigen wollte, das ich aus der Kasse genommen hatte, sagte der Mann: ›Schon in Ordnung. Bei euch weiß ich, daß ich nicht nachzählen muß.‹

Ein schönes Beispiel für Vertrauen.

Es gibt viele Beispiele. Wir erledigen oft auf freiwilliger Basis gewisse Dinge selbst, die hilfsbereite und wohlwollende Organisationen durchaus von bezahlten Arbeitskräften für uns verrichten lassen würden.

Sie helfen sparen?

Beim letzten Kongreß z.B., den ich mitorganisiert habe, stellten wir viele Freiwillige zur Verfügung, um alles zu organisieren und die Einzelheiten abzuwickeln. Das Aufsichtspersonal, die Mädchen, die Erfrischungen anboten, ja selbst die Erfrischungen waren von uns. Wir machen unser Monga selbst.

Was ist ›Monga‹?

›Monga‹, eine Mischung von Mango und Bier, alkoholfreiem Bier. Schmeckt wie ein Radler, aber sehr fruchtig und ohne Alkohol, möchten Sie probieren?

Danke.

Ganz ohne Alkohol!!

Das schmeckt sicher sehr gut.

Diese Selbstversorgung machte es möglich, daß alle das Kongreßprogramm genießen konnten, zu dem auch fünfundzwanzig Ansprachen und drei Dramen gehörten.

Was war der Inhalt, was war das Programm, was war das Ziel des Kongresses?

Aus dem Programm von ›Mon Punkt go‹ ging deutlich hervor, daß wir Mongoloiden von keiner menschlichen Regierung, auch nicht von den Vereinten Nationen, erwarten, daß sie irgendwann die Weltprobleme lösen wird. Der Hauptvortrag des Kongresses, ›Menschenpläne scheitern – Mongo go on‹, zeigte, warum durch alle die Bemühungen, die bisher aufgewendet wurden, niemals dauerhafter Frieden auf der Erde entstehen kann und wieso wir Mongos dies bewirken können.

Sie verfolgen, als unmündige Minderheit, ein politisches

Programm?

Es gibt Grade, nicht alle Mongoloiden sind unmündig. Die Politik prägt uns Tag für Tag, wir sind ihre Kinder. Ein Mongoloider richtet sein Leben nach dem Beispiel einer glücklichen Familie aus. Nun, jeder, der das Kongreßprogramm erlebt hat, weiß, daß sich viele Ansprachen auf die Familie und auf ihr Beispiel konzentrierten. Indem wir sagen: ›Stärke deine Brüder und Schwestern‹, stärken wir unsere Brüder und Schwestern. Indem wir sagen ›Erweist euch als wahre Demokraten‹, zeigen wir, was man tun muß, um zu beweisen, daß man ein Demokrat ist.

Und wie versuchen Sie, politischen Einfluß zu gewinnen?

Indem wir sagen ›Unser Reich komme‹. So nähern wir uns allmählich dem Parlament.

Gibt es einen konkreten Plan?

Wir werden die Justizia vor dem Parlament zu einem großen ›Mongoment‹ umgestalten, das allen Österreichern vor Augen führt, wie man die Treue zu Österreich pflegt. Gleichzeitig werden wir zwei neue 192 Seiten starke Studienhilfsmittel veröffentlichen, in denen die bedeutende Stellung von Mongoloiden innerhalb der Gesellschaft sowie unsere sichere Hoffnung auf das einträchtige Zusammenleben in der ganzen Gesellschaft hervorgehoben werden soll.

Wie stellen Sie sich ein solches Zusammenleben vor?

Da kann ich wieder nur die ›Neue Krone‹ zitieren. Ich zitiere: ›Schon in den ersten Stunden des viertägigen Programms hatte man den Eindruck, der Ablauf sei mit jedem der 7.000 Anwesenden eingeübt worden. Hunderte von Mongoloiden schnitten Tomaten für den Salat, arbeiteten an Erfrischungsständen, beantworteten Fragen, arbeiteten in der Ersten Hilfe, zählten die Anwesenden oder arbeiteten mit Sprechfunkgeräten. Ja, wir sind dafür bekannt, daß wir uns für andere verausgaben. Zur Überraschung der Wiener helfen sogar Mongoloide mit starker Körperbehinderung an unserem Programm mit. Als ein Wiener einen blinden und tauben Mongo in einer Gruppe, die belegte Brote zubereitete, so geschickt mitarbeiten sah, daß er seine Behinderung nicht einmal bemerkt hätte, wenn man ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, rief er: ›So etwas habe ich noch nie gesehen!‹, und er stammelte nur noch: ›Jeder ist freundlich und liebevoll ... wie in einer großen Familie.‹

Findet Ihr Beispiel schon Nachahmung?

Die meisten können das Beispiel der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gar nicht nachahmen. Viele Wiener sind Drogensüchtige, Alkoholiker, Hurer, Ehebrecher, Diebe usw. Aber manche haben sich durch unser Beispiel schon geändert. Auf dem Kongreß ließen sich 22 Leute in

unsere Lebensweise einführen.

Nicht-Mongoloide?

Natürlich, ich rede von ihnen. Aber ob einer mongoloide ist oder nicht, spielt für uns nicht die Hauptrolle. Jeder, der unsere Erfordernisse erfüllen möchte, kann unser Leben studieren und sein Leben danach ausrichten. Viele Leute hatten im vergangenen Sommer die Gelegenheit, selbst zu erleben, welche Änderung dies im Leben bewirkt. Sie nahmen während des Kongresses einige Mongos in ihrer Wohnung auf, nachdem fast alle anderen Möglichkeiten erschöpft waren. Ein Mensch aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk, der das tat, fühlte sich veranlaßt, mir einen Brief zu schreiben, in dem er sagt: Darf ich vorlesen?

Das wäre schön.

Er schreibt: »Kürzlich hatte ich die Gelegenheit, vier junge Männer zu beherbergen, die mich mit ihren seltsamen Kindergesichtern anstrahlten, glücklich auch darüber, an einem Kongreß im Praterstadion teilzunehmen. Ich war über ihr gutes Benehmen überrascht. Sie waren wie von einer anderen Welt, von völlig anderer Art als das, was wir sonst um uns sehen. Sie rauchten nicht, betranken sich nicht und nahmen keine Drogen. Sie waren freundlich und rücksichtsvoll. Sie hatten eine saubere Gesinnung und ein sauberes Erscheinen und ließen meine Wohnung nach einer Woche in tadellosem Zustand zurück. Sie waren intelligent, und ich hatte viele interessante Unterhaltungen mit ihnen.« Passen Sie auf, jetzt kommt es, denn er schreibt weiter: »Die Welt ist in Not und Aufruhr. Viele Leute hoffen, daß intelligente Lebewesen von einem anderen Planeten zu uns kommen, um uns zu retten.«

Welch ein Unsinn!

Genau das steht auch hier: »Welch ein Unsinn! Die Retter leben mitten unter uns, aber man weiß nichts über sie, und man ist geneigt, sie zu verurteilen. Sie nennen sich »Mingos«. Ich bin sehr dankbar, daß ich das Vorrecht hatte, diese wahren Menschen kennenzulernen.«

Und was halten Sie vom Vorwurf, Mongoloide wären Phantasten?

Nun, denken Sie einmal darüber nach, was alles dazu gehört, um einen so großen Kongreß zu organisieren. Hat man den Eindruck, daß so etwas von nicht ernst zu nehmenden, unpraktischen Leuten organisiert wird, die nicht planen können? Die Logistik, die wir anwenden, um solche Mengen in Bewegung zu halten und zu verköstigen, wird schon lange von anderen Gruppen beneidet, auch vom Roten Kreuz und vom österreichischen Bundesheer. Verblüfft rief ein städtischer Gesundheitsinspektor, der mich in der Cafeteria beobachtete, aus: »In unserem Handbuch steht, so schnell könne es nicht getan werden, aber ich sehe es und muß es glauben.« Häufig besuchen uns Vertreter verschiedener Behörden, um unsere Friedfertigkeit und die Schnelligkeit zu lernen, in

der wir uns bewegen. Und hier möchte ich einen Appell an alle richten: Ihr schuldet es Euch selbst, unsere Hilfe anzunehmen. Stellt selbst fest, wie Mongoloide wirklich sind!

Wie sind Mongoloide wirklich?

Wir sind erstens nur beschränkt lernbehindert. Wir können uns beträchtliche akademische Fähigkeiten aneignen. Unter uns gibt es manche, die Schauspieler oder sogar Lehrbeauftragte geworden sind. Einigen ist es gelungen, fast die volle Selbstständigkeit zu erreichen. Zweitens sind wir geistig behindert. Wir können bestimmte praktische Fähigkeiten erlernen. Zwar kann man uns beibringen, bis zu einem gewissen Grad für uns selbst zu sorgen, aber wir benötigen mehr Fürsorge. Drittens sind wir sehr schwer geistig beeinträchtigt. Wir bilden die Gruppe mit den ausgeprägtesten Funktionsstörungen und benötigen die meiste Fürsorge.

Welchen Rat geben Sie Eltern mongoloider Kinder?

Als ich ein Kind war gab es nicht diese wunderbaren Stimulierungsprogramme. Daher rate ich, die Kinder heute soviel wie möglich körperlich und geistig zu stimulieren. Sie sollen die Kinder, statt sie einfach in ihrem Bettchen liegen zu lassen, in ein Zimmer bringen, wo sie Leben um sich haben, sie bei den Mahlzeiten mit am Tisch sitzen lassen und sie zum Einkaufen, ins Kino und an andere Orte mitnehmen. Wenn die Kinder aber daheim sind, sollten sie bunte Gegenstände zum Anschauen haben, und immer den Radio oder Fernsehapparat laufen lassen. Dann wird der kleine Mongo stark und redet auch viel mehr mit den Eltern.

Mit Liebe erreicht man mehr?

Wenn du das Kind liebst, wird das Kind dich lieben. Es wird dich nicht nur so lieben, wie ein Kind normalerweise seine Eltern liebt, sondern mit einer solchen Innigkeit und Kraft, daß einem die Worte fehlen, die Liebe eines solchen Kindes zu beschreiben. Das geistig behinderte Kind – in so mancher Beziehung begrenzt – ist mit einer Überfülle von Liebe ausgestattet.

Haben Sie selbst ein Kind?

Ich habe eines, eine malaysische Adoptivtochter, die sieht mir sogar ein wenig ähnlich und sie glaubt, ich sei ihr leiblicher Vater. Ein anderes Kind hat einmal höhnisch zu unserem Töchterchen gesagt: »Dein Vater ist ja behindert!« Es ist rührend, weißt Du, man findet keine Worte, wenn einem sein Töchterlein auf die Knie klettert und fragt: »Was bedeutet »behindert«?

Was bedeutet »behindert«?

Es ist ein Grund mehr, glücklich zu sein.
Gottfried Franz, danke für das Gespräch.

Paul Malonofski, können Sie mich hören? Können Sie sprechen?
Wie geht es Ihnen?

Ich werde endlich doch bald ganz tot sein. Vielleicht nächsten Monat. Es wäre dann April oder Mai.

Woher diese Gewißheit?

Tausend kleine Anzeichen sagen es mir. Es kann sein, daß ich mich täusche und daß ich Johannis überlebe und sogar den 14. Juli, das Fest der Freiheit.

Meinen Sie den Revolutionstag, den Nationalfeiertag Frankreichs?

Was sage ich, ich bin imstande, mich bis Christi Verklärung zu halten, wie ich mich kenne, oder bis Mariä Himmelfahrt. Aber ich glaube nicht, ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß diese Feste ohne mich stattfinden werden, dieses Jahr. Ich habe dieses Gefühl, ich habe es seit einigen Tagen, und ich vertraue ihm.

Aber worin unterscheidet sich dieses Gefühl von Gefühlen, die einen irreführen, seit man existiert?

Nein, das ist eine Art Frage, die bei mir nicht mehr verfängt, ich brauche nichts mehr zu verniedlichen. Ich würde heute, an diesem Tag sterben, wenn ich wollte, ich brauchte nur ein wenig nachzuhelfen, wenn ich wollen könnte, wenn ich nachhelfen könnte.

Und wenn jemand anders dem Sterben nachhelfen würde?

Nein, es ist ebensogut, mich sterben zu lassen, ohne etwas zu überstürzen. Es muß sich was geändert haben. Ich will nichts mehr in die Waagschale werfen, weder in die eine noch in die andere. Ich werde unbeteiligt und reglos sein.

Das wird nicht leicht sein.

Es wird mir ein leichtes sein. Man muß dabei nur auf die Zuckungen achten. Ich zucke übrigens weniger, seit ich hier bin.

Im Pflegeheim. Verspüren Sie keine Auflehnung mehr?

Ich lehne mich von Zeit zu Zeit wohl noch ungeduldig auf. Aber dagegen muß ich mich jetzt wehren, vierzehn Tage lang, drei Wochen. Ohne Übertreibung natürlich, ruhig weinend und lachend, ohne mich aufzuregen.

Sie sind also bereit, Ihr Leiden zu erdulden?

Ja, ich werde endlich natürlich sein, ich werde mal mehr leiden, dann weniger, ohne etwas daraus zu folgern. Ich werde mir weniger zuhören, ich werde weder kalt noch warm sein, ich werde lau sein, ich werde lau sterben, ohne Enthusiasmus.

Aber vielleicht reicher an Erfahrung?

Ich werde mir beim Sterben nicht zusehen, das würde alles verfälschen. Habe ich mir beim Leben zugesehen? Habe ich mich jemals beklagt? Warum sollte ich mich also jetzt freuen. Ich bin zufrieden, notgedrun-

gen, aber nicht so sehr, daß ich in die Hände klatsche. Ich will hinfort klar sein, aber nicht fanatisch, das gehört zu meinen Plänen. Es ist klar, daß ich plötzlich einschlafen könnte.

Wäre es darum nicht besser, unverzüglich über Ihr Leid zu sprechen? Wäre es nicht klüger? Selbst wenn Sie nötigenfalls in letzter Minute Berichtigungen nachtragen müßten.

Das rät mir die Vernunft. Aber die Vernunft läßt mich ziemlich kalt, momentan.

Sind Sie unzufrieden, und wenn ja, womit?

Ich bin immer zufrieden gewesen, weil ich wußte, daß ich entschädigt würde. Jetzt ist er da, mein alter Schuldner.

Ist es ein Grund, ihn zu feiern?

Ich werde nicht mehr auf Fragen antworten. Man wird mich begraben können, man wird mich nicht mehr an der Oberfläche sehen. Bis dahin werde ich mir Geschichten erzählen, wenn ich kann.

Welche Art von Geschichten erzählen Sie?

Es wird nicht dieselbe Art von Geschichten wie früher sein, das ist alles. Es werden weder schöne noch scheußliche Geschichten sein, sondern ruhige, es wird keine Häßlichkeit, keine Schönheit und kein Fieber mehr geben, sie werden beinahe leblos sein, wie der Erzähler. Was habe ich da gesagt?

Das macht nichts. Was versprechen Sie sich?

Ich verspreche mir viel Befriedigung davon, eine gewisse Befriedigung. Ich bin befriedigt, das ist es, ich bin erledigt, man entschädigt mich, ich brauche nichts mehr.

Sind Sie mit der Pflege zufrieden? – Wie steht es mit der Verpflegung?

Lassen Sie mich zunächst sagen, daß ich niemandem verzeihe. Ich wünsche allen ein grausames Leben und dann die Flammen und das Eis der Höllen und bei den widerlichen Generationen der Zukunft ein ehrendes Andenken.

Kein Verzeihen?

Genug für heute abend.

Kein Trost?

Wie langweilig.

Sagt die Natur Ihnen etwas, interessieren sie sich dafür?

Wie jämmerlich. Sonne, Mond und Sterne sind für mich keine Probleme. Sie raunen mir zu, Du bist ein Simpel. Ich werde noch nicht aufgeben. Sentimentaler Quatsch.

Leben und erfinden, Leben erfinden?

Ich hab's versucht. Ich muß es versucht haben. Erfinden. Es ist nicht das richtige Wort. Leben auch nicht.



Paul Malonofski: »Es ist vage, das Leben und der Tod.«

Das macht nichts.

Tote Welt, ohne Wasser, ohne Luft. Das ist es.

Ist es das?

Man ändert sich. Beim Altwerden.

Es gibt mehr Mißgeschicke, aber gibt es nicht auch mehr Wohltaten?

Mißgeschicke, Wohltaten, ich habe keine Zeit, meine Worte zu wählen, ich hab´s eilig, eilig, um zu einem Ende zu kommen. Und doch habe ich es eigentlich nicht eilig. Ich werde heute abend offenbar nichts sagen, was nicht falsch ist, ich meine, was mich nicht über meine wahren Absichten im unklaren läßt.

Welche wahren Absichten hegen Sie denn? Richten sie sich gegen sich selbst?

Bald werde ich endlich ganz tot sein. Wie langweilig. Tödliche Langeweile.

Ist es nicht grausam?

Ich selber bin grau, ich habe sogar den Eindruck, manchmal Grau ausstrahlen, genauso wie mein Laken, zum Beispiel. Auch die Geräusche, Schreie, Schritte, Türen und das Stimmengewirr. Dann die Stille, von der ich mich wohlweislich begnügen werde zu sagen, daß sie nichts

an, sagen wir, Negativem enthält. Sie werden sagen, daß es in meinem Kopf sei, und es scheint mir tatsächlich oft, daß ich in einem Kopf bin, aber daraus zu schließen, der Kopf sei meiner, nein, das niemals.

Aber es sind doch Ihre Gedanken, sehr erhellende Gedanken!

Und in dem Schädel ist das Vakuum? Ach was. Soll das heißen, daß es jetzt, wo ich weiß, was geschieht, heller bei mir ist? Da kann ich nur nein sagen, es ist dasselbe Grau wie vorher, das bisweilen buchstäblich schimmert, dann trüb wird und verschießt.

Aber Leben und Tod – haben sie nicht sehr verschiedene Farben?

Es ist vage, das Leben und der Tod. Ich habe meine eigene, kleine Idee haben müssen, als ich anfang, sonst hätte ich nicht angefangen, ich hätte mich ruhig verhalten, ich hätte mich ruhig weiter zu Tode gelangweilt.

Welche Idee haben Sie anfangs gehabt?

Sie ist meinem Kopf entschlüpft, meine kleine Idee. Geboren werden, das ist meine jetzige Idee, das heißt, so lange leben, bis man weiß, was kohlenstoffreiches Gas ist, dann abdanken. Das ist im Grunde immer mein Traum gewesen.

Aber die Idee, mit der man anfängt, ist doch eine andere! Gibt es da gar keine Erinnerung daran?

Man braucht kein Gedächtnis. Ich bin ein alter Fötus jetzt, ergraut und gebrechlich, meine Mutter kann es nicht mehr mit mir aushalten, ich habe sie verfaulen lassen.

Ist Ihre Mutter schon lange tot? Wie war Sie?

Nein, sagen wir´s, ich werde nicht geboren und folglich niemals sterben, das ist besser so.

Paul Malonofski, danke für das Gespräch.

++

Tony Friedländer, wie hat Dein Leben mit Muskeldystrophie begonnen?

Es war so: Der Film war zu Ende, und ich erhob mich langsam und wackelig von meinem Sitz.

Ich weiß noch, es war »Immer Ärger mit Harry«. Harry macht Ärger, weil er tot ist.

Und jeder scheint für seinen Tod verantwortlich zu sein.



Tony Friedländer: »Des öfteren bin ich wegen eines schönen Textes auf den Boden gefallen.«

Der Arme wird immer wieder aus- und eingegraben. Man spricht von der Leiche, als sei sie eine Schachtel Zigaretten.

Das ist das Prinzip von Hitchcock.

Nach 99 Minuten standest Du dann wackelig von Deinem Sitz auf.

Auf steifen Beinen versuchte ich, das Gleichgewicht zu halten, und machte den ersten Schritt. Als ich zittrig und wankend den Gang erreicht hatte, gaben plötzlich meine Knie nach, und ich fiel hin. Es hätte mich all meine Kräfte gekostet, allein wieder hochzukommen. Doch ich fiel immer wieder hin. Wie erleichtert war ich daher, als Du dazukamst.

Das ist jetzt schon einige Zeit her.

»Kann ich helfen?«, fragtest Du mit einem freundlichen Lächeln. Dieses zufällige Zusammentreffen war der Anfang unserer Freundschaft.

Aber kannst Du einmal erzählen, warum Du hinfielst?

Es begann schon alles vor meiner Geburt. Ohne es zu wissen, hatte meine Mutter ein defektes Gen, das sie an mich weitergab. So kam ich am 16. Januar 1948 mit einer Muskelkrankheit zur Welt.

Muskeldystrophie.

Meine Mutter bemerkte zum erstenmal, daß etwas nicht stimmte, als ich sechs Jahre alt war. Ich fing an, über meine eigenen Füße zu stolpern, und fiel häufig hin. Zu dieser Zeit standen selbst die Ärzte vor

einem Rätsel. Sie legten mir zur Korrektur der Beinstellung Schienen an in der Hoffnung, daß sich der Fehler von selbst auswachsen würde. Das half jedoch nichts. Meine Beine verbogen die Schienen und machten sie nutzlos.

Mit dieser Nummer hättest Du im Zirkus auftreten können.

Na ja. Man richtete mir operativ die Beine, doch das heilte nicht die Krankheit. Im Alter von 13 Jahren – nach insgesamt sieben Jahren mit Schienen, Operationen und einsamen Fahrten zu einem 300 Kilometer entfernten Krankenhaus – erlösten mich die Ärzte schließlich. Sie sagten meiner Mutter und mir, daß ich einen fortschreitenden Muskelschwund hätte und mit 20 im Rollstuhl sitzen würde.

Wie reagierst Du darauf?

Meine Reaktion darauf: »Das haben sie sich so gedacht! Ich werd's ihnen zeigen!« Ich schätze meine Lage ehrlich ein und setze mir realistische Ziele.

Und Deine Eltern?

Ich war in wesentlichen auf mich allein gestellt. Mein Vater war bei einer Flugzeugkatastrophe umgekommen, als ich fünf Jahre alt war. Er hinterließ meine Mutter mit sechs Kindern im Alter zwischen einem und zwölf Jahren. Sie arbeitete sehr hart, um für uns zu sorgen, aber sie konnte sich nicht intensiv um jeden einzelnen kümmern. Daher wurde von mir erwartet, soviel wie möglich selbst zu tun. Ich versuchte trotzdem, Freude und einen Sinn im Leben zu finden, obwohl ich mit der Zeit sehr schüchtern wurde.

Woran lag das?

Das lag wahrscheinlich an diesen auffallenden Schienen, die ich tragen mußte.

Und zu einem guten Aussehen trugen sie wahrscheinlich auch nicht bei.

So nahm ich mir vor, mich nur auf mich selbst zu verlassen. Da es mir schwerfiel, mich mit anderen zu unterhalten, hatte ich wenig Freunde. Ja, bis zu meinem letzten Schuljahr hatte ich keinen wirklichen Freund. Damals lernte ich Kurt kennen, einen schwarzhaarigen, muskulösen Jugendlichen, der Epileptiker war. Wir hatten Mitgefühl für die jeweilige Lage des anderen und sprachen offen miteinander. Er wurde mein bester Freund. Kurt machte mich mit seiner Religion bekannt, der Pfingstkirche.

Er war Pfingstler. Was zog Dich dabei an?

Besonders zog mich die Sache mit den Heilungen an. Meine körperliche Behinderung quälte mich, verzweifelt suchte ich Trost und Erleichterung. In den folgenden zwei Jahren, in denen ich ins Gymnasium ging, untersuchte ich deshalb diese Religion, fand, daß sie mir zu-

sagte, und ging völlig darin auf. Nach zehn aktiven Jahren gehörte ich zum Vorstand der örtlichen Gemeinde und war Leiter der Sonntagschule. Aber ich wurde unglücklich und war desillusioniert, da die von mir erhoffte Heilung nicht eintrat. Einer meiner Freunde wurde gekidnappt und ermordet; und Kurt war an seiner Epilepsie gestorben. Ich war dermaßen deprimiert, daß ich sogar Selbstmord begehen wollte. Ich meinte, das würde all meinem Leid ein Ende machen. Aufs innigste zu wünschen: Sterben – schlafen – Nichts weiter! – Und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet. Ay, there's the rub.

Hast Du es auch einmal versucht?

Eines Nachts stand ich mitten in der Nacht auf. Meine damalige Freundin fragte mich, wohin ich gehen wolle, und ich antwortete, ich wolle pinkeln gehen. Ich verließ ganz nackt das Haus und wollte mich in einen gut dreizehn Meter tiefen Brunnen stürzen. Einmal versuchte ich mir den Kopf an einer Mauer einzuschlagen, ein andermal mich von einem Elefanten zu stürzen. Ich hatte den Eindruck, in meinem Leben, meinen Beziehungen, meinem Beruf gescheitert zu sein.

Du solltest abwechslungsreiche Tätigkeiten ausüben.

Mich für verschiedene Themen interessieren, mehr unter Leute gehen und mich Freunden anvertrauen, mit schönen Frauen verkehren, die das Herz erfreuen und ein funktionierendes Geschlechtsleben haben, Mathematik und andere den Geist beanspruchende Wissenschaften treiben wie Chronologie – kurz: Ein ausgeglichenes Leben führen? Diese Ratschläge kenne ich zur genüge. Zwar machte ich mir Gedanken über Gott und die Welt, doch wußte ich nicht, welche Rolle ich dabei spiele. Unsere Mutter hatte uns zum Lesen erzogen und uns regelmäßig in die öffentliche Bücherei mitgenommen. Dort bekam ich große Achtung vor Büchern eingebläut, obgleich wir nicht gezwungen wurden, sie zu lesen. Erst durch Dich, als Du mir im Kino auf die Beine halfst, wurde ich wieder auf die Bücher gebracht. Du bist ja der Bibliothekar der ›Bibliothek ungelesener Bücher‹, aber das wußte ich damals noch nicht. Weißt Du noch, nachdem Du mir geholfen hattest, lud ich Dich mit Deiner Frau Marlene zu einer Erfrischung in ein Café ein.

Was dachtest Du damals?

Während unserer Unterhaltung dachte ich mir, daß dieser Mann vielleicht die Freunde, die ich verloren hatte, ersetzen könnte. Ich schöpfte neuen Mut. Einige Zeit später war ich bei euch zum Essen eingeladen, wo ich bemerkte, was es bedeutet, in einer funktionierenden Familie zu leben. Beim nächsten Zusammentreffen sprachst Du mit mir über die ›Bibliothek ungelesener Bücher‹. Seitdem bin ich regelmäßiger Gast beim Lesen und Handarbeiten im Zirkel. Ich habe mich so gefreut, daß

Du mit mir, einem Behinderten, ein Interview zu meinem ungelesenen Buch machen wolltest.

Tony Friedländer, welches Buch hast Du noch nicht gelesen?

Julius, Du fragst doch immer zuerst nach dem Wetter!

Welches Wetter haben wir heute?

Bedeckt.

Und welches Buch hast Du noch nicht gelesen?

Die gesammelten Balladen von Oswald von Wolkenstein.

Was gefällt Dir am besten im Zirkel?

Daß mir die anderen Teilnehmer so schnell zu Freunden wurden. Diese Treffen räumen meine depressiven Stimmungen immer wieder aus dem Weg. Ich bin positiv beeindruckt und sehr ermutigt. Das hätte ich mir nie träumen lassen. Der letzte Zirkel dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Wieviel besser ich mich doch fühle!

Das freut mich sehr. Du bist ein echter Gewinn für den Zirkel.

Ich verschlinge die Bücher geradezu. Jetzt, da ich zu einem neuen Menschen geworden bin, will ich jede Erfrischung haben, die ich bekommen kann. Die herzliche, freundliche und ermunternde Gemeinschaft mit den Besuchern der ›Bibliothek ungelesener Bücher‹ tut mir gut. Besonders seit ich meine liebe Frau Christine kennengelernt habe.

Wie hast Du sie kennengelernt?

Wir lernten uns bei Dir in der Bibliothek kennen, das war beim Zirkel zum Thema ›Daumen‹. Ich las ›Über den Daumen‹ von Montaigne, sie las aus dem ›Däumling‹, wir verliebten uns, heirateten und zogen zusammen. Durch Christine und die vier Kinder, die sie mit in die Ehe brachte, habe ich viel Freude erlebt, und sie sind mir immer noch eine große Hilfe.

Was macht Du, wenn Du einmal zu krank bist, um den Zirkel zu besuchen?

Dann nehme ich über Telefonschaltung am Zirkel teil oder gebe meiner Frau meine vorbereiteten Literaturstellen zum ausgegebenen Thema mit. Sie liest sie dann an meiner statt vor. Manchmal wird der Zirkel für mich mitgeschnitten und ich höre ihn mir zu Hause an. Du hast es liebevollerweise so eingerichtet, daß der Zirkel manchmal in unserem Haus stattfindet.

Was macht Dir am meisten zu schaffen?

Was mich am meisten ärgert und mir am stärksten zu schaffen macht, ist, daß ich so viel Zeit für die normalen Tätigkeiten benötige. Das kommt besonders an den Tagen zum Tragen, an denen Christine andere Dinge erledigen muß. An diesen Tagen muß ich selbst für mich sorgen. Das bedeutet, daß es fast Zeit für das Mittagessen ist, wenn ich mit den Dehnübungen, dem Waschen, Rasieren und Anziehen fertig bin.

Um nicht verbittert zu werden, versuche ich, all die Mühe als meine Arbeit zu betrachten, denn das ist es: Harte Arbeit!

Wozu die Dehnübungen?

Die Dehnübungen sollen die Muskeln und Sehnen vor dem Schrumpfen bewahren, die Durchblutung wird gefördert, und mir bleiben viele Schmerzen und eine mögliche Operation an den Sehnen erspart. Auch wird dadurch der normale Spannungszustand der Muskeln aufrechterhalten. Manchmal bin ich sehr niedergeschlagen. Dann denke ich an den nächsten Zirkel, und das bestärkt mich in meinem Entschluß, weiterhin das zu tun, was ich tun kann, und nicht über das nachzugrübeln, was ich nicht kann. Indem ich mich auf meine Grenzen einstelle, kann ich besser mit den harten Realitäten fertig werden. Noch bevor ich das Laufen aufgeben mußte, kaufte ich mir vorsorglich einen gebrauchten Rollstuhl. Daher war ich geistig darauf eingestellt und ausgerüstet, als ich im Frühjahr im Alter von 32 Jahren den Rollstuhl brauchte.

Und nicht mit 20, wie die Ärzte prophezeit hatten. Macht Dir Deine Behinderung manchmal auch Spaß?

Ja, einmal, in einem Hotelzimmer, kam ich nicht durch die Badezimmertür, und so hievte ich mich aus meinem Rollstuhl auf einen normalen Stuhl. Als ich fertig war und wieder im Rollstuhl saß, versuchte Christine, ihn nach hinten zu kippen und gleichzeitig zu wenden, wobei sie ihn und mich zwischen Bett und Badezimmertür einklemmte. Um mich aus dieser mißlichen Lage zu befreien, mußte sie mit einer Kettensäge das Bett zerscheiden, damit sie mich freibekam. Wir mußten beide herzlich über den Anblick lachen, den wir geboten haben müssen.

Was ich an Dir besonders schätze, ist Dein Humor.

Humor half mir auch, als ich einmal versuchte, auf meiner Rutsche aus dem Auto in den Rollstuhl zu gelangen. Ein Freund zog mich, wobei die Rutsche vom Autositz rutschte und ich in den Rinnstein fiel. Als meine Frau, die auf dem Fahrersitz saß, mich fallen sah, sprang sie aus dem Auto, rannte auf die andere Seite und fand mich dort, ›Welcome to My World‹ singend.

Willkommen in meiner Welt.

Wir brachen alle in großes Gelächter aus. Die Hilfe von Angehörigen und Freunden bereitwillig und mit Humor anzunehmen kann unangenehme Situationen sehr mildern. Ich mußte diesen Geist der Wertschätzung über die Jahre entwickeln, denn ich übersah manchmal, was die anderen für mich taten. Da ich so oft auf Hilfe angewiesen war, geschah es leicht, daß ich sie für selbstverständlich nahm. Doch das war weder für mich gut, noch ermutigte es diejenigen, die mir halfen. Indem ich bewußt Anstrengungen unternahm, selbst bei kleinsten Hil-

feleistungen zu lachen, wurde ich glücklicher, und auch für die anderen wurde es leichter.

Bist Du kitzlig?

Immer wenn mir wer unter die Arme greift, muß ich lachen. Das ist nicht nur für mich ein Problem, sondern auch für meine Frau und die Kinder, von denen noch zwei zu Hause sind. Neben den Anpassungsschwierigkeiten, die häufig in einer Stieffamilie auftreten, haben wir noch mit den Erschwernissen durch meine Krankheit zu kämpfen.

Auch ich habe eine Stieftochter.

Aber Du bist nicht behindert.

Verschrei es nicht.

Oft müssen Christine und die Kinder auf mich warten. Beispielsweise muß ich Samstag morgens drei oder vier Stunden im voraus anfangen, mich für Deinen Lesezirkel fertigzumachen. Wir können uns nicht einfach ins Auto setzen und losfahren. Ich brauche Hilfe, um meine Bücher einzupacken, meinen Mantel anzuziehen, in den Kleinbus zu kommen, den Sicherheitsgurt anzulegen usw. Das erfordert Zeit und die Geduld meiner Familie.

Jeder Zirkel ist ein Opfer für Dich.

Meine Angehörigen müssen auch etwas von ihrer eigenen Zeit opfern und ihre Tätigkeiten einschränken, um mir zum Lesezirkel zu helfen. Sie müssen z. B. Merkzettel in die Bücher für mich einlegen oder Nachschlagewerke aus Schränken oder den oberen Regalen holen. Schon des öfteren bin ich wegen irgendeines schönen Textes auf den Boden gefallen, und Christine mußte mich dann mit meinen 1,88 Metern und meinen 75 Kilo wieder in den Rollstuhl setzen.

Ein Mißgeschick.

Ihr im Zirkel nehmt große Opfer auf euch, um mir zu helfen, bei euren Zusammenkünften und bei den Leseausflügen oder bei einem geselligen Beisammensein anwesend zu sein.

Oder bei einer Vernissage.

Wann ist Deine nächste Ausstellung?

Zusammen mit Gerhard Spring in der Galerie Cult am 5. Septemer, 19 Uhr Eröffnung.

Was zeigt ihr?

Fotos, Videos und Interviews zum Thema ›Sprache der Behinderung‹.

Eure Bereitschaft, euch dieses Themas anzunehmen, ist für mich sehr ermunternd.

Das quietschende Rad wird geschmiert.

Laßt nur dieses Quietschen hören! Fühlt euch frei, mit uns Behinderten zu reden, denn trotz unserer Behinderung haben wir ähnliche Gefühle,

Wünsche und Interessen wie andere. Seid aber bitte nicht gekränkt, wenn wir der Meinung sind, wir müßten unsere Aufgabe auch ohne eure Hilfe meistern können.

Ist das nicht Wunschdenken?

Ich ertappe mich immer wieder dabei, meine Behinderung nicht akzeptieren zu wollen. Oft wünsche ich mir verzweifelt, daß die Behinderung einfach wieder verschwindet. Anscheinend litt auch der Ex-Außenminister Dr. Mock an einer Krankheit, die seine Bewegungen beeinträchtigte, und trotzdem ebnete er Österreich den Weg in die EU. Über seinen ersten Besuch in Brüssel sagte er einmal: ›Ihr wißt aber, daß ich das erste Mal unseren EU-Antrag zufolge einer Krankheit meines Fleisches verkündigte. Und was in meinem Fleisch zur Prüfung war, habt ihr nicht mit Verachtung behandelt, noch habt ihr es aus Abscheu ausgespien, obwohl ich irgendwie einen unangenehmen Anblick bot. Einige waren der Ansicht, daß meine Augen infolge meiner Krankheit eiterten.‹ Das sagte Mock. Doch trotz seiner Behinderung war er ein herausragender Außenminister und Österreicher.

Tony Friedländer, danke für das Gespräch.

+ +

Herta Blaukopf, was ist Ihre Behinderung?

Ich weiß nicht, ich kann nur unter Anführungszeichen von einer normalen Behinderung sprechen. Ich bin zwar farbenblind und höre keine Obertöne, bin also seh- und hörbehindert, aber ich sehe und höre eben nur anders als andere. Ich bin weder blind noch taub, noch fühle mich wirklich beeinträchtigt. Es ist schon seltsam: Sehen kann ich alles, hören auch, nur kann ich bestimmte Unterscheidungen nicht machen, die für eine normale Wahrnehmungsfähigkeit selbstverständlich sind. Es entgehen mir verschiedenen Nuancen, aber ich weiß nicht, was mir da entgeht, oder ob mir überhaupt etwas entgeht. Sicher, die Ärzte sagen, ich wäre seh- und hörbehindert und würde unter einer Fehlsichtigkeit leiden, deren Merkmale erstaunlicherweise auch auf meine akustische Wahrnehmung zutreffen. Sie sagen, ich hätte eine einmalige Wahrnehmungsblindheit, eine Kombination von Behinderungen, wie sie ihnen noch nie unter-

gekommen sei. Keine Obertöne, keine Farben, meine Wahrnehmung sei also durch eine Art qualitative Indifferenz charakterisiert, für die die Ärzte, meine Ärzte zumindest, noch keinen Namen gefunden haben.

Vielleicht leiden Sie unter einer Art Spektralindifferenz?

Möglicherweise entgeht mir die ganze Palette des Spektrums, aber von Leiden kann deshalb trotzdem keine Rede sein. Diese Unfähigkeit zur qualitativen Unterscheidung beeinträchtigt auch keineswegs meine Denkfähigkeit. Sie schmälert nicht einmal die Lust, Dinge wahrzunehmen. Aber mit der Bezeichnung Indifferenz treffen Sie schon ins Schwarze. Viele Aufregungen bleiben mir erspart, weil ich sie einfach nicht verstehe. Es gibt Leute, die sich in der Nähe einer Farbenblinden unwohl fühlen, mich wie eine Verrückte anstarren und dabei selber einen Ausdruck der Verrücktheit in den Augen haben, nur weil sie meine leuchtendroten Strümpfe sehen! Da ich sonst in dunkle Farben gekleidet bin – Grau, Braun und Schwarz -, finden sie meine Erscheinung, gelinde gesagt, befremdlich.

Leuchtend rote Strümpfe unter einem dunklen Kleid – warum nicht?

Das frage ich mich auch. Es ist doch egal. Aber ich spiele mich mit solchen Leuten und frage sie zu ihrem Entsetzen, ob meine grünen Strümpfe denn nicht zu dem roten Gürtel paßten, dabei ist es genau umgekehrt.

Wie ist es zu dieser Verwechslung Ihrer Strümpfe und Gürtel gekommen?

Für mich sieht Rot grau aus und unterscheidet sich deshalb nicht von Grün. Mein Mann, der mich oft hinters Licht führen möchte, hat mir einmal diese leuchtend roten Strümpfe gekauft und dazu den grünen Gürtel, und er hat mir ihre Farbnamen verkehrt gelernt. Früher, müssen Sie wissen, hatte ich einmal den Ehrgeiz, die richtigen Farbnamen zu den entsprechenden Dingen auswendig zu lernen. Da habe ich mich auch wegen dieser Gürtel-Strumpf-Geschichte fürchterlich geschämt. Heute benutze ich sie, um die Leute zu ärgern, die sich wegen so einer Lapalie ärgern können, weil das ist ja ärgerlich!

Ist Ihre Wahrnehmung ähnlich wie die beim Schwarzweißfernsehen?

Was weiß ich? Wenn ich keinen Unterschied zwischen den Farben sehe, werde ich wohl auch keinen Unterschied zwischen Schwarzweiß- und Farbfernsehen sehen. Obwohl mir der Farbfernseher mehr Schattierungen zu haben scheint. Es liegt wahrscheinlich an den besseren Apparaten. Ich höre auch mehr, wenn ich High-Fidelity höre, obwohl für mich die Klangqualitäten von obertonreicheren und obertonärmeren Klangquellen alle gleich klingen, wie aus der Konserve, wie aus der Dose sagt mein Mann. Immer zu Streichen aufgelegt, legt er auf unserer teuren Anlage zum Beispiel eine Platte auf und dreht alle Höhen und Bässe



Herta Blaukopf: ›Ich bin Monochromatomanin.«

weg, ohne daß ich es merke. Wenn dann Freunde auf Besuch kommen, und fragen, was wir da für einen Schrott hören, lacht er nur und sagt: ›Meine Frau ist so anspruchslos.«

Alles, was rot ist, könnte für Sie auch grün sein, alles was ich sage, klingt für Sie nach Blech?

Wie aus der Konserve oder wie aus der Dose, aber macht das wirklich einen Unterschied? Beziehungsweise, wenn es auch einen Unterschied macht, ist es nicht besser so? Welche Qual sind doch diese Qualitäten, die mir entgehen! Die Farben, die ich sehe, die Klänge, die ich höre, das alles paßt immer, ich leide nicht an meinem Geschmack. Das ist der Vorteil. Mein Mann sagt zwar immer, ›Du sitzt vor der Welt wie vor einem aus-rangierten Schwarzweißfernseher«, aber ich sage immer: ›Da-für ist das Programm in Ordnung«. Wissen Sie, er ist Ästhet und klagt ständig, dieser Rotton paßt mit jenem nicht zusammen, diese Grün-schattierung hätte zuviel Blau, jenes Gelb wäre zu wenig satt. Oder im Konzert, wie oft jammert er, die Oboe klingt zu breit oder zu schmal, die Trompete näsel, die Posaune ist zu hell oder zu dunkel, der Paukist benutzt den falschen Schlögel oder das falsche Trommelfell!. Da kann ich dann nur lachen. Es ist sein Trommelfell, bei dem etwas nicht in Ordnung ist, nicht meins, wissen Sie! Es ist wirklich sein Problem und nicht meines.

Ist das Problem der Farbenblindheit sehr verbreitet?

In einigen isolierten Gesellschaften gibt es wenige Farbenblinde. Beispielsweise ist auf den Fidschiinseln nur einer von 120 Männern farbenblind, während in Kanada jeder neunte Mann nicht das volle Farbmperfindungsvermögen hat. Viel weniger genau ist die Statistik bei der akustischen Variante. Wahrscheinlich deshalb, weil sie im normalen Leben weniger auffällt. Ich schätze, es wird ziemlich gleich sein. Ich glaube, es ist eine Grundregel: Umso weniger Zivilisation, desto mehr Qualitäten und umgekehrt, je mehr Zivilisation desto weniger Qualitäten bei der Wahrnehmung.

Handelt es sich um eine Zivilisationserscheinung?

Ich habe da schon so meine eigene Theorie. Schauen Sie, das Farbmperfinden unterscheidet sich von Mensch zu Mensch. Gemäß der normalen Theorie ist jemand normal farbsichtig, der einen weißen Fleck sieht, wenn drei Lichtstrahlen gleicher Intensität – ein roter, ein grüner und ein blauer – überlagert werden. Wird das Verhältnis der Lichtintensitäten verändert, entstehen andere Farbtöne, die man normalerweise dann unterscheiden kann. Genauso ist jede Klangqualität eine Mischung oder Summe von Obertönen. Und so kommt die Zivilisation ins Spiel. Wir leben in einer reizüberfluteten Welt, wo es einfach zu viele Farben und Töne gibt. Um die Rechenarbeit bei der Wahrnehmung zu beschränken, werden also die Qualitäten reduziert, was nicht heißt, daß dabei die Augen und Ohren geschlossen werden müssen. Das Gegenrezept oder Rezept für die moderne Welt von heute ist: Alles wahrnehmen, ja, aber reduziert wahrnehmen. Ich glaube da schon, daß die bunte klangvolle Welt heute bereits eine Welt von gestern ist, der man keine Träne nachweinen muß. Im Gegensatz zu meinem Mann glaube ich da schon eher, Avantgarde zu sein.

Grau-in-Grau, dazu ein leicht veränderter Ton aus der Blechbüchse, klingt wie Beckett.

Ja, Beckett ist ein schönes Wort, es ist sehr hart und deutlich, informativ, kein Dreck im Ton. Beckett. Qualitäten sind Müll, es gibt zu viel davon, überall liegt verschiedenartiger, nicht erkennbarer Unrat herum. Man muß versuchen, dem zu entkommen. Eine vereinfachte Welt erschaffen. Gegen die buntscheckige Welt. Dieser Traum ist ausgeträumt.

Sie meinen, die ästhetischen Ansprüche einer normalen Wahrnehmung hätten heute keine Berechtigung mehr?

Man merkt, Sie sind Künstler. Ich weiß nicht, ob ästhetische Ansprüche eine Berechtigung brauchen oder nicht. Ich würde weiter gehen und sagen, die normale Wahrnehmung selbst hat heute keine Berechtigung mehr. Bei ihr muß man das Rasiermesser ansetzen, das die Philosophen, und zwar die wirklich analytisch geschulten, nun schon seit Jahrhun-

dernten geschliffen haben. Es ist höchste Zeit für eine streng monistische Weltanschauung, das ist meine Überzeugung, gegen alle Dualismen und die Dialektik überhaupt. Ich sehe keinen Grund, die Monotonie zu beklagen, die dem Monismus der Wahrnehmung entspringt. Monochrome Bilder sind die genaue Antwort auf die Vereinfachung der Welt, die längst im Gange ist, und nicht nur, seit sie alle von Globalisierung reden. Diese einwertige Logik der Empfindungen ist mein Element, vielleicht sogar meine Erfindung. Nicht meine Behinderung, aber lassen wir das. Ich sehe jedenfalls im Trichromatismus der normalen Farbwahrnehmung ein chronisches Leiden, einen Anachronismus der Farbenempfindung. Wenn die Dinge heute noch leuchten, dann weder trichromatisch noch dichromatisch, sondern monochromatisch.

Was bedeutet das Wort ›dichromatisch‹?

Heute sagt man, wenn alle Farbtöne, die jemand wahrnehmen kann, durch das Mischen von nur zwei Primärfarben erzeugt werden können und das Hinzumischen der dritten Farbe keinen nennenswerten Unterschied erbringt, ist man Dichromat.

Ein zweifärbig-Sehender.

Er sieht im wesentlichen nur zwei Farben mit Abschattungen. Für einen Monochromat wie mich gibt es nur eine Primärfarbe, was dem Sinn des Wortes durchaus entspricht. Alles, was es an Farben gibt, und da können Sie dazu mischen was Sie wollen, ergibt für mich nur eine Abschattung dieser einen Primärfarbe, genauso wie für mich alle möglichen Klangmischungen nur die Modulation einer einzigen Schallwelle ergeben.

Eine Sinuskurve?

Sagen Sie von mir aus Sägezahn, jedenfalls fühlt es sich rau an, aber das ist ja relativ. Ich habe ja keinen Vergleich, ich könnte genausogut alles nur Rot sehen, alles wie von einem Englischhorn geblasen hören, was weiß ich, vielleicht sind es Blauschattierungen mit Vibraphon untermalt, das alles spielt in Wirklichkeit gar keine Rolle. Mir gefällt jedoch die Idee von Schwarz-Weiss mit Sägezahn, das sind zumindest schöne, harte Worte, die von sich aus beschreiben, um was es mir geht.

Um was geht es Ihnen?

Es geht mir darum, meine sogenannte Störung nicht wie ein inneres Leiden in mich hineinzufressen, sondern im Gegenteil darum, die sogenannte Monochromatik, die als eine der schwersten Störungen der Wahrnehmung hingestellt wird, als Wahrnehmungsblindheit par excellence, als Projektion der Welt, so wie sie ist, auf mich selbst zu betrachten. Jetzt hätte ich fast die richtigen Worte gefunden: Monochromatik plus Monotonie, ergibt Monochromatonie. Also geht es mir darum, diese Monochromatonie nicht als schwerwiegende Störung meiner Wahr-

nehmungsfähigkeit, sondern als den Grundzug der Wirklichkeit zu betrachten, auf die sich meine Sinne beziehen.

Sie sind also eine strenge Realistin?

Nicht nur. Ich weiß, daß ich Dinge weglasse. Dafür habe ich von anderen Dingen mehr. Ich kenne keinen Menschen, der so viel von Positionen und Orten weiß wie ich, der ein derartig gutes topographisches Gedächtnis hat. Ich finde nicht nur alles wieder, ich finde auch mich zu recht und genieße diese flache Welt, in der alles seinen Platz findet. Leuten, die so naseweise sind, darin eine Einschränkung zu sehen und die mich bemitleiden wollen, denen sage ich heute mitten ins Gesicht: Seid ihr denn komplett behindert, habt ihr denn gar keine Ahnung davon, was im Kopf einer Fledermaus vorgeht?

Was geht in der Fledermaus vor?

Was geht in mir vor? Sehen Sie, ist es nicht völlig uninteressant, ob es blau, rot oder grün ist? Aber was in der Fledermaus vorgeht, ist, obwohl man davon genauso wenig Ahnung hat, von einem großen Interesse, weil die Fledermaus in die militärische Technik eingebaut ist. Ja, was wäre die ultraschallgesteuerte Navigation ohne Fledermaus? Auf den Piloten mit seinen bunten Krawatten kann man verzichten. Das Flugzeug wird gesteuert und kommt an aufgrund der Fledermauswahrnehmung, und die ist nicht bunt, das kann ich Ihnen versichern.

Sie sind also eine begeisterte, wie soll ich sagen, eine Monochromatomanin?

Ja, jetzt haben Sie das richtige Wort gefunden. Was andere als Krankheit und Behinderung sehen, ist eine Begeisterung, ich bin eine Monochromatomanin! Sehr schön. Das nächste Mal, wenn mein Mann meinen Versuch, die Farbe am Fernseher einzustellen, mit dem Aufschrei quittiert: ›Das ist viel zu rot!‹ oder ›Nimm das viele Grün raus!‹, werde ich ihm antworten: ›Ich bin Monochromatomanin!‹

Aber warum stellen Sie und nicht Ihr Mann die Farbe ein?

Das ist so seine Art, mich zu quälen. Das ist ein Gebiet, wo ich seiner Meinung nach nur Unrecht haben kann. Manchmal glaube ich, er glaubt mir nicht, er glaubt ganz einfach nicht, daß es so etwas überhaupt gibt, daß bei einem alles nur auf zwei Wellenlängen hinausläuft sozusagen. Vielleicht denkt er, ich bin arrogant und geschmacklos zugleich. Er will mich vielleicht nur testen. Auch wenn ich auf meiner Geige spiele, meint er, das sei nur gegen ihn gerichtet, und dann tanzt er mit Watte in den Ohren vor meiner Nase herum, statt einfach zuzuhören oder ins Freie zu gehen.

Sie spielen Geige?

Ja, ich spiele Geige, ich müßte sie wieder einmal neu bespannen, sie hat nur mehr eine einzige Saite, die a-Saite. Aber was sage ich da: Eine

Saite genügt doch, wie bei allen Dingen, das merke ich – als echte Monochromatomanin – erst jetzt. Schon als Kind habe ich Geige gespielt, ich habe im Alter von 6 Jahren damit angefangen. Damit hat man meine Monochromatomanie ja überhaupt erst bemerkt.

Am Geigenklang?

Es war bei einem Konzert, ich hatte grüne Schuhe zu meinem roten Kleid, und mein Vater hatte, damit sie schön glänzen, eine dieser runden Dosen gekauft, Piccobello, und mit dieser Pasta für die Schuhe habe ich das Kolophonium für die Geige verwechselt. Ich habe den Geigenbogen damit eingestrichen, bis er grün war und wie ich dann gespielt habe, da waren alle schockiert. Dabei war es gar nicht so schlecht, Piccobello würde ich sagen.

Wie ist es zu dieser Verwechslung gekommen?

Es gibt Fakten. Die Naturwissenschaft meint, der ›Wellenlängenerkennungsapparat‹ ist einer der möglichen Schuldigen. Jedes unserer Augen hat auf der Netzhaut etwa 130 Millionen Lichtrezeptoren, doch nur 7 Millionen sorgen für das Farbsehen. Diese Farbrezeptoren nennt man nach ihrem Aussehen Zapfen.

Und diese Zapfen sind es, die Ihnen fehlen?

Nein, ich habe nur eine einzige Art von Zapfen, das genügt. Normal-sichtige haben drei Arten von Zapfen. Eine Art spricht am besten auf Licht großer Wellenlänge – Rot – an, die zweite Art auf Licht mittlerer Wellenlänge – Grün – und die dritte auf Licht kürzerer Wellenlänge – Blau. Wenn eine Gruppe von Zapfen fehlt oder nicht auf die entsprechende Wellenlänge reagiert, sind Sie zweifarbig, wenn zwei fehlen nur einfarbig, wie ich. Das ist eine wirkliche Reduktion. Es stimmt schon, ich kann bei einer Tomate, die von Grün über Orange zu Rot reift, kaum eine farbliche Veränderung bemerken. Aber esse ich deshalb unreife Tomaten?

Essen Sie unreife Tomaten?

Nein. Prallen Sie an jeder Ecke an die Wand, weil Sie keine Fledermaus sind?

Nein.

Da haben wir's.

Aber gibt es nicht Berufe, von denen Sie aufgrund Ihrer Seh- und Hörbehinderung ausgeschlossen sind?

Sehen Sie, jetzt enttäuschen Sie mich. Wie recht ich habe. Früher, ja, da hat man Chemiker, Pharmazeut, Drucker oder Fotograf nur mit dem vollen Spektrum werden können. Früher war für Zahnärzte ein gutes Farbpfinden unerlässlich, wenn sie künstliche Zähne anpassen wollten. Fleischer und andere im Ernährungsgewerbe Beschäftigte konnten früher eher auf Veränderungen bei Nahrungsmitteln reagieren, wenn sie

ein gutes Farbpfinden besitzen. Früher hat mangelhaftes Farbsehen es Ärzten und Krankenschwestern erschwert, den Gesundheitszustand von Patienten zu beurteilen.

Und heute?

Heute arbeitet man doch direkt mit digitalen Zahlen und abstrakten Topologien! Die Farberkennung, die beim Menschen nur bis zur Unterscheidung von maximal 150 Farbtöne hinreicht – und da muß ich schon bemerken, daß das ein wenig wenig ist für den Tamtam, der damit gemacht wird – diese großartige Farberkennung wurde doch überall ersetzt durch eine viel differenziertere elektronische Wahrnehmung mit Billionen von Farbtönen!

Und in der Akustik, ich meine, könnten Sie z.B. auch Musikerin werden?

Wenn ich wollte, ja. Moderne Musiker brauchen heute einen Gehörschutz, der sie taub macht, damit sie nicht abgelenkt werden, wenn sie Töne mischen oder produzieren.

Aber für wen würden Sie musizieren, wenn keiner die Klänge unterscheiden könnte?

Ich mische das, was ich unterscheiden kann, das sind bei den Farben mehr als 150 Grautöne, bei den Tönen gibt es Differenzen am monotonen Klangkörper, die die chromatischen bei weitem übertreffen.

Sie sagen das, ohne jemals selbst die Chromatik von Farben und Klängen wahrgenommen zu haben?

Wir können darüber reden, wir können darüber streiten, Sie können auch mit meinem Mann auf ein Bier gehen, ihn über Gott und die Welt befragen, wenn Sie wollen, das läuft auf das selbe hinaus.

Ich verstehe – Monochromatomanie. Apropos Bier: Wie steht es mit Ihrem Geschmackssinn, ist der auch monoton?

Diese Frage ist wirklich interessant. Aber ich frage Sie: Würde mich das in irgendeiner Weise behindern? Wenn ich gern kochen würde, was nicht der Fall ist, wäre das Ihrer Meinung nach mit einem monotonen Geschmackssinn unmöglich? Würde ich entweder zuviel würzen oder zuwenig?

Sie würden es ja gar nicht schmecken.

Sehen Sie. Und glauben Sie nicht, daß der Geschmacks- und Geruchssinn einen viel größeren emotionalen Inhalt hat als der Gesichts- und der Gehörsinn, glauben Sie ja nicht, sein Verlust könnte mich depressiv machen.

Haben Sie nun einen Geruchssinn oder ist der auch reduziert?

Leider nein. Ich weiß, das paßt nicht ins Bild. Wie gerne würde ich alle Gerüche auf nur einer einzigen Geruchsebene wahrnehmen, alles auf einer Welle moduliert schmecken und riechen. Das wäre ein Experiment!

Doch was wäre das für ein Duft, ein einzigartiger Duft?

Den würden wir uns alle nicht aussuchen können, soviel ist gewiß. Insofern habe ich da vielleicht sogar ein wenig Glück.

Herta Blaukopf, danke für das Gespräch.

+ +

P*ierre Sutterlütli, welche Krankheit haben Sie?*

Phobie, das ist griechisch und heißt auf deutsch: Furcht.

Behindert Sie die Phobie im täglichen Leben?

Was soll ich sagen? Die Phobie verhindert das tägliche Leben überhaupt. Alles und jedes kann unvorhergesehen zum Besonderen, Einzigartigen werden.

Ist Phobie eine besondere Krankheit?

Drei viertel derer, die die schlimmsten phobischen Symptome aufweisen, sind Frauen, aber die Statistiken sagen nichts über das Warum aus. Sowohl bei Männern als auch bei Frauen ist die Altersgruppe zwischen 25 und 45 Jahren am meisten betroffen, doch der Grund dafür ist nach wie vor unbekannt.

Was ist der Grund?

Der Grund ist der, daß Psychiater und Therapeuten sich wirklich uneinig über die Entstehung von Phobien sind. Wir befinden uns in einem dunklen Wald menschlicher Konflikte. Phobien sind in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

Was wären die möglichen Ursachen?

Einige halten die Annahme einer körperlichen Erkrankung für stichhaltig, da bei Personen, die an dieser Phobie leiden, durch Laktatinfusionen Panikattacken ausgelöst werden können. Andere forschen nach einer genetischen Beziehung. Wieder Andere sind der Ansicht, Störungen im hormonalen Gleichgewicht seien die Wurzel des Übels.

Gibt es eine wirksame Therapie?

Ich habe als Therapie anfangs eine Elektrokonvulsionsbehandlung oder Elektroschockbehandlung, wie sie gemeinhin genannt wird, bekommen. Geringe elektrische Ströme werden durch das Gehirn geleitet, um einen leichten Anfall hervorzurufen. Die Behandlung brachte vorübergehend Erleichterung, doch was die Bekämpfung der Phobie betrifft,

hat die Nebenwirkung mehr bewirkt als von der eigentlichen Wirkung zu erwarten war. Die Schockbehandlung löste einen Gedächtnisverlust aus.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß?

Ja, ohne Gedächtnis keine Phobie, dafür kann man sich auch an nichts mehr erinnern.

Haben Sie andere Therapien versucht?

Ja, es ist hilfreich, die Kunst des Entspannens zu erlernen. Um innere Spannungen abzubauen, ist völlige körperliche Entspannung entscheidend. Ich versuchte, mit Atemübungen panikauslösende Gedanken zu verscheuchen und mich auf das ›Hier und Jetzt‹ zu konzentrieren.

Hat es geholfen?

Nicht wirklich. Ich komme immer zu spät. Bis ich ›Hier und Jetzt‹ sagen kann, ist die Attacke schon wieder vorbei. Und wenn ich es zu früh sage, lösen die Worte ›Hier und Jetzt‹ bei mir die stärksten Panikattacken aus. Es ist schon schwer, gleichzeitig zu sein.

Was hilft dagegen?

Dagegen hilft die Desensibilisierung.

Die Ent-empfindlichmachung?

Ja. Es geht darum, der Empfindlichkeit entgegenzuwirken. Ich stelle mich so lange wie möglich dem gefürchteten Objekt, bis es verschwindet und durch ein anderes abgelöst wird. Wenn man am tiefsten in der Phobie gefangen ist, also Angst vor der Angst an sich hat, muß man sich der ganzen Welt als seinem Fluchtobjekt stellen. Wie der, der auszog, das Fürchten zu lernen, muß man ausziehen, dem Fürchten das Fürchten zu lernen.

Kann man Phobien lernen?

Man kann den phobischen Typus imitieren. Aber eine Phobie im Akutfall kommt wann sie will. Die Panikattacke treibt mich aus einer Phobie heraus und wieder in eine andere Phobie hinein.

Folgt die Phobie auf traumatische, katastrophale Erlebnisse?

Das Problem ist, jeder hat so seine Traumata. Durchschnittlich kommt es jedes Jahr weltweit zu 26 größeren Naturkatastrophen. Überschwemmungen stehen an erster Stelle. Sie treten am häufigsten auf und ruinieren jährlich das Leben von Millionen Menschen. Doch darauf folgen keineswegs millionen Phobienkranke.

Wer weiß?

Doch, ich weiß. Sonst würden millionen Menschen 3 mal am Tag aus dem Badezimmer gelaufen kommen und ›Wasser! Wasser!‹ schreien. ›Der Rio Minho ist über die Ufer getreten! Alles aufstehen und weg hier, das Wasser kommt!‹. Millionen aufgeregte Stimmen würden Sie jeden Morgen um 6 Uhr 30 aus dem Schlaf rütteln. Sie würden dann aus



Pierre Sutterlütti: ›In Wirklichkeit gibt es aber nur eine und dieselbe Phobie.‹

dem Bett springen, Frau und Kind nehmen und auf das Dach klettern. Sie wären nicht die einzigen, die vor dem Wasser flüchteten, das bei Millionen Phobienkranken aus dem Wasserhahn rinnt. Nein, glauben Sie mir, wäre die Phobie eine Konsequenz von Katastrophen, wir alle würden nur mehr am Dach sitzen und uns hinunterstürzen.

Und wenn es andere, eher persönliche Katastrophen sind?

Sie meinen, jeder hat so seine kleinen Phobien nach dem Muster seiner kleinen Katastrophen? Gut, ich bin beispielsweise vor Jahren bei einem Wohnwagenbrand fast ums Leben gekommen. Hatte dieser Schock gestern in der Telefonzelle meine Panikattacke ausgelöst?

Gemäß dieser Theorie wäre das möglich.

Dann frage ich mich, warum gerade gestern und nicht auch vorgestern und vorgestern? Ist vielleicht die Zündschnur zur Attacke noch nicht ganz abgebrannt gewesen? Wie soll man sich das vorstellen? Und warum ist es mir bei der roten und nicht bei der gelben Telefonzelle passiert, wenn mein Wohnwagen doch gelb war? Sehen Sie, so viele Fragen und keine Antwort.

Vielleicht sind es die falschen Fragen?

Nein, nein. Es gibt eben keine Antworten, die das Fragen aufhalten.

Es ist genau wie bei der Phobie.

Ja, die Fragen sind der Auslöser, die Antwort ist die Attacke, die zur nächsten Frage treibt und so weiter. Jede Frage fordert eine Attacke heraus, die wiederum zum Fragen herausfordert. Ein schrecklicher Kreislauf, dem sich aber auch sehr viel verdankt.

Ist Sprache das Muster für Phobie?

Es gibt die These, Phobien würden im Sozialverhalten erlernt. Die Sprache steht da natürlich an erster Stelle. Nehmen wir also an, man lernt Phobien mit der Sprache, genauer noch, mit dem Sprachverhalten. Und was gibt es Grundlegenderes als das Frage-Antwort-Spiel. Wenn man also jede Situation nach diesem Muster betrachtet, kreist um jedes Ding, sobald es benannt und wieder befragt wird, ein riesiger Haufen von Phobien.

Die Welt als Käfig?

Ein Fliegenglas.

Wittgenstein?

Die Welt als Wittgenstein und Vorstellung, meinestwegen. Ich versuche, mir das Fragen abzugewöhnen. Sehen Sie, ich wollte Sie gestern in der Telefonzelle gerade fragen, was Sie unter der ›Sprache der Behinderung‹ verstehen, und schon überfiel mich die Attacke.

Sind Sie vor der Antwort geflohen?

Ich bin vor der Frage geflohen, schon vor der Telefonzelle. Fragen Sie nicht ›warum?‹ Das fordert nur falsche Diagnosen der Situation, die falsche Therapien nach sich ziehen.

Eine Steigerung der Phobie?

Früher hätte ich mich zum Beispiel gefragt: Warum war es nicht der Telephonhörer, den ich aus der Hand geschmissen habe.

Hat nicht der Telephonhörer die Attacke ausgelöst?

Gut, sagen wir, der Telephonhörer löst in mir eben eine schreckliche Kindheitserinnerung aus, sagen wir, an ein Brausesieb, und wahrscheinlich bin ich als Kind zu heiß geduscht worden, sehr naheliegend, nicht wahr, wer wird das nicht? Und ich hätte mir gesagt, da darfst du eben nie mehr hineinsprechen, da darfst du nie mehr dein Ohr dranhalten, dann verbrennst du dich nicht und die Sache wird wieder gut.

Und warum wäre das so falsch?

Angenommen also, ich würde die Diagnose akzeptieren. Gebranntes Kind, hüte dich vor ähnlichen Situationen. Therapie: Keine brauseähnlichen Erfahrungen. Was müßte ich nun wirklich vermeiden?

Telephonhörer.

Da täuschen Sie sich. Alles ist Allem ähnlich. Der Hörer ähnelt allem, wo irgendetwas herauskommt. Fernseher, Stereobox, Internet, Ihr Mund, ein Gesicht. Allem.

Also nichts?

Genau. Das ist es. Darum helfen alle Therapien, ähnliches zu vermeiden, Stümpertherapien, nichts.

Wie kommt es dann zu diesen Therapien?

Es gibt eingebildete Phobien. Eingebildete Erinnerungen. Dagegen hilft jede Fiktion.

Nicht aber gegen Phobien?

Nein. Auch wenn Sie die Phobie als reine Hypothese charakterisieren, die Attacke ist Realität. Und wahre Panikattacken kennt nur der, der die Phobie wirklich kennt. Es gibt so eine Mode, der Escapismus ist ihre konsequente Form, wo es heißt, das und das kommt mir nicht in den Weg. Die Leute halten sich dann schön draußen und es passiert ihnen auch nichts. Oder es gibt den ängstlichen Typ. Er meidet dies und das. Da kann ich nur sagen, Attackenerfahrung Null.

Wie meinen Sie das?

Kennen Sie Menschen, die Angst haben, in der Öffentlichkeit eine Unterschrift zu leisten, weil sie befürchten, daß ihre Hand zittert? Oder Personen, die Angst haben, vor einem Publikum zu sprechen oder auf eine Party zu gehen? Diese Ängste sind Beispiele für eine Phobie, die im Grund nur sozialen Charakter hat. Sie äußert sich in Gegenwart anderer, im Endeffekt, nur um Zustimmung zu erfahren. Bestätigung in der Welt für eine kleine Existenz außerhalb.

Escapismus?

Ja, kleinbürgerliche Urlaubsgelüste. Attacken dagegen, wirkliche Panikattacken, sind absolut asozial.

Sie nehmen keine Rücksicht auf das Publikum?

Auch nicht auf ihre eigenen Erwartungen. Klar, wenn zum Beispiel ein Kind von einem Hund gebissen oder sehr erschreckt worden ist, kann dieses Erlebnis mit der Zeit zu einer Kynophobie, zu einer Furcht vor Hunden, führen. Klar, daß einer, der fast ertrunken wäre, eine Hydrophobie, eine Wasserscheu bekommt. Die Attacken dagegen, kommen beim einen nicht bei Hunden, beim anderen nicht beim Wasser. Wenn sie überhaupt kommen.

Wo dann?

Eine angemeldete Attacke, wo gibt es das? Da natürlich, wo sie nicht erwartet wird, gibt es Attacke.

Panikattacke.

Also die absolute Attacke, die alles zur Flucht schlägt, einschließlich sich selbst, um sich auf einen neuen Angriff vorzubereiten.

Zur Flucht in die Flucht?

Ja. Die Phobie nimmt einen ganz gefangen. Raus aus Krähwinkel, rein in die Dose. Ein durch und durch phobischer Typ flieht die Phobien, so wie sie alle kommen.

Die Phobie der Phobie der Phobie?

Wenn es nichts mehr geben würde, auf das sich die Phobie bezieht, wäre es vielleicht Angst vor der Angst vor der Angst.

Also nicht ›Angst haben‹ direkt?

Nein, bei Phobien gibt es nur eine Direktheit, das ist die Attacke. Sie gibt einem die Richtung, für einen Augenblick, eine Zwangsbewegung weg.

Weg von was?

Immer weg von der Attacke.

Wohin?

In die Phobie. In der Phobie geht es immer um die Phobie, sie dreht sich um sich selbst, wie eine Spirale. Sie drängt nach außen, biegt einen jedoch, sobald man dem Schwung nachgibt, wieder zurück, in den nächsten Schwung, die nächste phobische Situation. Wie soll ich sagen? Die Phobie ist eine Reflexionsbewegung. Diametral weg von der Spiegelachse und direkt ins Spiegelbild hinein.

Immer ins selbe?

Immer ins andere.

Gibt es viele Phobien?

Es gibt nur eine. Die Phobie der Phobie der Phobie.

Und gibt es nicht mehrere Phobien, auf die sich die zweite und dritte Phobie beziehen?

Das ist eine rein theoretische Unterscheidung. Man sagt, Phobie der Phobie, in Wirklichkeit gibt es aber nur eine und dieselbe Phobie. Wie soll ich das erklären? Das Sprachspiel ›Ich fürchte mich‹ enthält schon das Objekt. Es ist bloß das Verlangen, etwas schon Gewohntes recht bald loszuwerden, obwohl ich ja, sobald ich es losgeworden bin, ein neues anfangen werde und sich dasselbe wiederholen muß. Ich kann die Bedeutung eines Satzes nicht erklären, ohne denselben Satz zu wiederholen.

Die Sprache spricht – am Beispiel der Phobie?

Ja, die Sprache ist das beste Beispiel.

Wie meinen Sie das?

Ohne Agoraphobie gibt es keine freien Plätzen, ohne Ailurophobie keine Katzen, ohne Astraphobie kein Gewitter. Ferner gibt es keine Höhepunkte ohne Bathophobie, keine Infektionskrankheiten ohne Bazillophobie, keine Teufel ohne Dämonophobie, keine Brücken ohne Gephyrophobie. Ohne Hämatophobie kein Blut, keine Reise ohne Hodophobie, ohne Hydrophobie kein Wasser. Kein geschlossener Raum ohne Klaustrophobie, ohne Kynophobie keine Hunde, kein Sprechen ohne Lalophobie.

Sprechscheu?

Ohne Sprechscheu kein Sprechen.

Ich spreche nur, wenn ich Scheu davor habe?

Sie sprechen eine Sprache, die es ohne Scheu gar nicht gibt. Ohne Furcht hätten Sie Ihre Sprachwerkzeuge nie in Betrieb genommen. Sie hätten den Luftstau nicht zusammengebracht, der Ihre Stimmbänder zum Quäken und Ihre Lippen zum Platzen bringt.

Der Schrei?

Die Schreischeu. Kein Schrei ohne Schreischeu.

Pierre Sutterlütti, danke für das Gespräch.

+ +

Aнна Karlowna, Ihre hervorstechendste Eigenschaft?

Meine hervorstechendste Eigenschaft ist meine Liebe zum Essen.

Sie sind alleinstehend, Frau Doktor?

Ich bin eine alleinstehende Frau um die fünfzig und promovierte Pädagogin. Ich lebte ein genußvolles Leben bis zum verhängnisvollen Darmverschluß.

Wie begann Ihr Tag, bevor Ihnen das Mißgeschick passierte?

Sie nennen es Mißgeschick, für mich ist es eine Katastrophe. Zum morgendlichen Tee konnte ich, bevor sich diese Katastrophe ereignete, sogar einen ganzen Brotlaib verzehren. Ich arbeite als Psychologin und betreue ein ganzes Netz von Kliniken, die auf Kinderpsychologie spezialisiert sind. Ich verdiene sehr viel Geld, das ich allerdings vor allem in Essen investierte.

Ihre zweite hervorstechende Eigenschaft ist Ihr Intellekt?

Das geben sogar meine dümmsten und primitivsten Bekannten zu. Lassen Sie mich weitererzählen: An einem ganz gewöhnlichen Morgen fuhr ich wie immer zur Arbeit. Wegen meiner Fettleibigkeit verweigere ich die Fahrt mit dem Autobus und allen anderen öffentlichen Verkehrsmitteln. Deswegen kommt um Punkt halb neun Uhr mein persönlicher Dienstwagen vorgefahren. Ich besuchte zuerst die Klinik für Neuropathologie. Als ich mich aus dem Auto wälzte, kam die Assistenzärztin auf mich zugelaufen.

Wahrscheinlich hatte sie etwas Wichtiges mitzuteilen?

Ihr Gesicht glühte vor Aufregung. Mein Mantel sei zerrissen, meinte

sie. Das gehöre sich nicht für eine Professorin.

Wie reagierten sie?

Ich hatte das Bedürfnis, sie zu küssen.

Warum das?

Mein Lieber, wissen Sie, meine Kleidung interessiert mich überhaupt nicht.

Und was antworteten Sie?

›Wenn sie wollen, kaufen sie mir einen neuen Mantel, ich gebe ihnen das Geld‹, und ich schob ihr ein ganzes Bündel Geldscheine in die Hand. Im Empfangsraum gab ich als erstes für mein zweites Frühstück einen großen Sack mit Essen und vier Päckchen Tee ab. Dann ging ich in meine Ordination und begann mit der Arbeit. Ich blätterte in den jüngsten Krankengeschichten, dann rief ich den diensthabenden Arzt zu mir. ›Ist ein Patient mit Freßsucht dabei?‹, war meine erste Frage.

Erstaunlich.

›Ist ein Patient mit Freßsucht dabei?‹, fragte ich einen Arzt nach dem anderen, bis einer mit ›Ja‹ antwortete.

Und?

›Dieser Patient wird bald gesund sein, er hat einen positiven Kern‹, sagte ich. Dann schrieb ich in die Kolumne Prognose die Worte ›gute Chancen‹. Um elf Uhr beginnen die wissenschaftlichen Konferenzen. Ich bekomme fast nie etwas von den Vorträgen mit, weil ich zur Gänze auf meinen Bauch konzentriert bin. Der ist für mich ein lebendiges, eigenständiges Wesen, fett und warm, unglaublich vertraut wie ein weicher Säugling, der sich an den Körper schmiegt. Oft betrachtete ich ihn im Spiegel und streichelte ihn lange und selbstvergessen. Ich hatte wahnsinnige Angst um meinem Bauch. Ich konnte nicht einmal sitzen ohne Tränen und Angst um meinen geliebten Bauch.

Was macht man nicht alles für das Geschöpf, das man liebt?

Die liebevolle Behandlung meines Bauches nahm fast meine ganze Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch. In letzter Zeit hatte sich meine Liebesgeschichte mit meinem Bauch zu einer Hörigkeit gesteigert. Mein Bauch wurde mir zur Königin. Mein Bauch schwamm in meiner Phantasie wie ein glühender Ball, und innerhalb dieses Balls hatten sich mein Dasein und mein Ich eingenistet.

Vielleicht war Ihr Bauch gleichzeitig nicht nur Ihr Bauch?

Ich bewegte ihn ein bißchen, wiegte ihn sanft, und vor lauter Befriedigung floß mir Speichel aus dem Mund. Je länger ich dem Redner zuhörte, je mehr kam ich ins Sinieren. Zum Beispiel dachte ich mir: Das im Körper einer normal gebauten Frau enthaltene Fett würde reichen um sieben Stück Seife herzustellen.

Und für wie viel Stück Seife würde Ihr Fett reichen?



Anna Karlowna: ›Geliebt habe ich nur meinen Bauch.‹

Na ja. Zumindest könnte ich zu den legendären Fett-Festen bei den Kwakiutl Nordamerikas beitragen. Bei den Kwakiutl sind alle Fetten verpflichtet beim Fett-Fest anwesend zu sein.

Jetzt waren Sie allerdings bei einer medizinischen Konferenz anwesend.

Erst als einer der Ärzte heftigen Schluckauf bekam, fühlte ich mich gestört. Um mich davon abzulenken, wendete ich mich den wissenschaftlichen Vorträgen zu.

Haben Sie nie an eine Abmagerungskur gedacht?

Nein, nie! Ganz im Gegenteil!

Warum haben Sie nie publiziert?

Wenn ich nicht meine ganze intellektuelle Energie ins Essen investiert hätte, würde ich heute zur wissenschaftlichen Elite zählen.

Wie gestaltete sich Ihr Tagesablauf weiter?

Kurze Zeit später saß ich in einem kleinen Zimmer, das sich zwischen dem Klo und der geschlossenen Abteilung für die schwersten Fälle befindet. Die Krankenschwestern brachten mir das zweite Frühstück aus der Kantine – vier Gläser heißen Tee, eine halbe Stange Wurst, einen Laib Brot und ein Huhn. Mit einem einzigen scharfen Blick erfaßte ich alles, was auf dem Tisch war. Ich schloß sofort still und leise die Tür ab.

Ist das nicht etwas übertrieben?

Sie müssen wissen, daß ich in jeder Hinsicht unkompliziert und gleichgültig bin – zum Beispiel tauche ich auf den wissenschaftlichen Konferenzen oft in ordinären Gummistiefeln auf. Nur das Essen ist ein sakraler Vorgang, da bin ich heikel und stolz.

Mit anderen Worten, Sie wollen keinem gestehen, wieviel Sie und mit welchem Ernst Sie essen?

Und je leidenschaftlicher ich esse, je mehr bemühe ich mich, dies zu verbergen.

Das ist ein Teufelskreis.

Also begann ich das Freßgelage. Ich stopfte so viel wie möglich in mich hinein. Ich wurde gutmütig und selig. Ich machte weiter und weiter. Auf einmal spürte ich einen ungeheuren Schmerz im Bauch. Ich verlor sogar das Bewußtsein, noch bevor ich erschrecken konnte. Ich kam in meinem Bett zu mir, umringt von meiner Haushälterin und zwei Nachbarinnen. Aber der Schmerz verging nicht. Ich hatte einen Darmverschluß, ich hatte mich überessen. ›Soll ich den Arzt holen?‹, fragte meine Haushälterin. ›Nein, morgen‹, gab ich zur Antwort.

War das denn nicht lebensgefährlich?

Ich wußte, wenn ich meinen Darmverschluß nicht zugäbe und nicht operiert würde, würde ich mit hundertprozentiger Sicherheit in zwei, drei Tagen tot sein. Aber ich konnte auf keinem Fall vor meinen Kollegen zugeben, mich überessen zu haben. Ich dachte nur noch daran, daß ich mich auf keinem Fall verplappern durfte, und schwatzte irgend etwas von Bluthochdruck.

Aber warum?

Ich würde vor aller Augen nackt dastehen wie ein präparierter, ausgestopfter Frosch. Ich ließ mich in meinem Zustand einfach treiben.

Aber hatten Sie nicht Angst?

Ich hatte nur Angst, mein Bauch würde einfallen und schlaff werden, runzelig und traurig wie das Gesicht einer Kröte.

Regte Sie der Gedanke an Ihren sicheren Tod nicht auf?

Das einzige, was mich aufregte, war die Tatsache, daß ich auf den Genuß des Essens verzichten mußte. Bald zählte ich die Schatten an der Zimmerdecke, bald überlegte ich, wieviel ich als Achtzigjährige wiegen würde. Manchmal fiel ich in einen trüben phantastischen Zustand. Ich malte mir ein fröhliches Bild nach dem anderen.

Was für Bilder waren das?

Zum Beispiel Bilder von meiner Schönheit und der Schönheit meines Bauches. Es stört nicht, wenn man zu seiner Intelligenz auch noch schön ist.

Wie lange hielt dieser Zustand an?

Nicht lange. Bald tauchte ich wieder in den trüben Zustand ein, und die Gedanken strömten öde, fremd, seltsam und beziehungslos dahin. Um fünf Uhr, als ich eingeschlummert war, kamen wieder die Ärzte. Sie untersuchten meinen Körper und entdeckten sofort einen verdächtigen dunklen Fleck auf meinem Bauch. Es war Gangrän, ein Teil meines herausgequollenen Darms war schon verfault.

Das war ja Rettung im letzten Moment!

Mehr als das, eigentlich hätte ich draufgehen müssen. Man rief die Rettung und fuhr mich zum Krankenhaus, um mich zu operieren.

Wie ist das Leben nach der Operation?

Es mußte ein großer Teil meines Darms und auch meines Bauches entfernt werden. Seither leide ich unter chronischem Darmverschluß, der mein Verhältnis zu meinem Bauch einigermaßen trübt und mich in meiner Liebe zum Essen behindert. Es ist, als hätte er sich von mir getrennt und würde allein weiterleben. Ich liebte ihn mehr als Gott, mehr als mich selbst. Mein ganzer Körper war es seit jeher gewohnt, sich an meinem Bauch zu schmiegen, sich in ihm aufzulösen.

Fiel Ihnen die Trennung von Ihrem Bauch schwer?

Ja, aus irgendeinem Grund tat es mir leid, daß ich mich von meinem monströsen, fetten Bauch trennen mußte. Nach der Operation warf ich noch einen letzten Blick auf meinem Bauch im Sarg. Er war in Seide gebettet. Ich cremte ihn noch ein und parfümierte ihn.

Was dachten Sie sich dabei?

›Dem armen, dicken Bauch wird im Grab kalt sein‹, dachte ich. Als man den Sarg aus dem Zimmer schleppte, schluchzte ich laut auf.

Wie war das Begräbnis?

Das Wetter war schlaff, langweilig-herbstlich und wenig erfreulich. Das Finale war grau und eintönig. Ganz nebenbei riß ich mir zwei Männer auf, die gerade ihre Frauen beerdigten.

Sind sie Ihnen Trost?

Ja, sie trösteten mich ein wenig über den Verlust meines Bauches hinweg. Geliebt habe ich nur meinen Bauch. Bis zum Wahnsinn. Ich trage nun ein Medaillon mit einem Foto von ihm um den Hals. Manchmal küsse ich sein Bild und nenne ihn ›mein Kleiner‹.

Und wo ist Ihr Bauch jetzt?

Er wird dort sein, im Himmel.

Was tun Sie gegen Ihren Mundgeruch?

Genau das ist mein Problem. Ich fühle mich tatsächlich niedergeschlagen. Ich habe deswegen schon verschiedene Zahnärzte aufgesucht, doch der Mundgeruch hielt sich hartnäckig. Es wäre schön, wenn den Menschen mit Mundgeruch überall auf der Erde geholfen werden könnte.

Anna Karlowna, danke für das Gespräch.

+ +

Wolfgang Leib, woran leiden Sie?

Chronisches ... (muß niesen) ... haaapptschiiiiie!

Gesundheit.

Gesundheit ist ein biologistisch-nazistisches Hirngespinnst, stellte ich schon 1973 fest, andere bis heute nicht. Das Heiligste vom Heiligen, Illusionsträger Nummer eins bei Groß und Klein in allen bisherigen Gesellschaften, diese Gesundheit habe ich bereits 1973 zum Platzen gebracht ... haaapptschiiiiie!

Gesundheit.

Es gibt keine Gesundheit im Zeitalter der Genetik. Wie Sie Ihrem eigenen genetischen Datensatz entnehmen können, ist jede Genausstattung fehlerhaft. Wer heute also auch nur noch das Wort Gesundheit verbreitet, muß aufpassen, daß ihn nicht der Psychiater holt, weil er unter Hirngespinnsten leidet. ... Haaap ... ttt ... schiiiiiiiie!!!

Gesundheit.

Die Sprache liefert sich selbst aus. Sie jubelt ›Heil‹, wenn von Gesundheit und Heilung die Rede ist. Ich will keine ›Gesundheit‹, ich rechne nicht mit dergleichen Seifenblasen. Die habe ich 1973 ein für allemal und öffentlich zum Platzen gebracht und sie bleibt für immer geplatzt.

Was ist 1973 geschehen?

... haaapptschiiiiie!

Gesundheit.

Glückwunsch, daß Sie nicht der erste sind, der mir Gesundheit wünscht. Glückwunsch, daß Sie Ihr Leben dem Gesunden widmen, vielleicht sogar aus Leibeskräften. Aber ich bin seit 30 Jahren mit der Krankheit beschäftigt, ja wahrhaft mit der chronischen ... haaapptschiiiiie!

Gesundheit.

Krankheit.

Um welche chronische Krankheit handelt es sich?

Ich kenne diese Fragen, ich kenne diese Sprüche. Raten Sie, wessen



Wolfgang Leib: ›Krankheit ist heute überall das allen gemeine, das Allgemeine.‹

Machwerk sie sind. Es ist die sogenannte ›ärztliche Kunst‹, und die ist völlig, schon immer, aber völlig untauglich für die menschliche Gattung, die es immer noch zu schaffen gilt, aber nicht mittels der vielbesungenen ... haaaptschiiiiie!

Gesundheit.

... die nur ein, wie ich 1973 schon feststellte, biologistisch-nazistisches Hirngespinnst ist. Wahre Revolution ist nur in Verbindung mit Krankheitskraft möglich. Die Ärztekasse muß weg. Solange es noch Ärzte gibt, die das Sagen haben, gibt es keine klassenlose Gesellschaft. Ärztekrieg ist also der strategische Hauptpunkt, ohne den gibt es kein Ende der Unterdrückung, keine Befreiung, keine Menschengattung. Die Menschengattung ist aus der Krankheit selbst erst einmal herzustellen. Das ist die Strategie. Kranke aller Länder, vereinigt euch. ... haaaptschiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiie!

Gesundheit.

Lassen Sie die Gesundheit doch die Gesundheit der anderen sein. Wer Gesundheit nicht die Gesundheit der andern sein läßt, sorgt für Heilung, also für das Gegenteil des revolutionären Kampfmittels Krankheit. Ich habe nie die Krankheit der andern die Krankheit der andern sein lassen. Wer Krankheit die Krankheit der andern sein läßt, sorgt

dafür, daß daraus eine Arztkrankheit wird, und die hat Rückwirkungen, auch auf ihn selbst. Jeder, aber auch jeder, Frau, Mann, Kind, muß das kapieren, egal wieviel ›Schwachsinn‹, ›Zucker‹, ›Drogenabhängigkeit‹, ›Lähmung‹, ›Stottern‹, ›Valiumbrille‹ ihm die Medizin vorher bescheinigt hat. ... haaaptschiiiiie!

Wohlsein.

Wohlsein, Wohlfahrt, ja wo leben Sie denn? Grundlage alles Wohligen ist heutzutage die Verbindung von Memmen und Wirtschaft, alles rund um Krankheitsausbeutung, medizinisch-industrieller Komplex das biggest business. Aber alles unter dem Kommando des Ärztlichen, unter dem Diktat der normalen Volksgesundheit. Wer in den letzten 30 Jahren beim Arzt war, kann ruhig weiter hingehen. Der ist verloren. Wer sich an Medikamente und Drogen gewöhnt hat, kann ruhig noch ein paar Zacken zulegen. Organmäßig wird er immer noch einiges zu bieten haben. ... haaaptschiiiiie!

Zum Wohle.

Wohlsein ist Sklavendasein. Aber die Memmengeschichte läuft anders. Beim Sklaven hatte der Herr einen Verlust, wenn er tot war, heute einen Gewinn. Wem seine Haut nicht mehr gefällt, kein Problem. Aus der Körperzelle eines verstorbenen Fremden sind inzwischen massenhaft Häute gesproßt. Die eigene Haut wird abgezogen, und von einem Ohr zum anderen wird frisch tapeziert, direkt über die Nase ... haaaptschiiiiie!

Zum Wohle!

Was ist das Wohl der Menschheit? Denken Sie mal an Ihre Krebszellen, sehen Sie mal, wie das sprießt und sproßt, ihr hehren Lichtgestalten. Was ist ein geklonter Mensch? Eine zum Sprossen gebrachte, und daher überdimensionale Krebszelle, mittels Elektrizität. Da hat auch die Memme noch ein Wörtchen mitzureden. Immer zu Diensten, Herr Doktor. Aber auch die Krankheit kann explodieren. ... haaaptschiiiiieschiiiiieschiiiiiiiiiiiiie!

Sehr zum Wohle!

Haaaptschiiiiie!

Mein Gott, wie halten Sie das bloß aus!

Ich sage Ihnen etwas: Im Bauhaus gibt's Silikon. Der Arzt macht Ihrer Frau einen fugendichten Busen draus. Jetzt kann man ruhig dumm und undeologisch bleiben, braucht man keine Klimmzüge mehr machen. Weil jeder sowieso als dumm wie Rohstoff gesetzt ist. Die Menschenhartz ist eröffnet. Gen hieß bei den Nazis Erbfaktor. Daher die Erbgesundheitsgesetze. Daß ich nicht ...hahaha ... lache! ...

Lassen Sie sich Zeit.

... tshiiiiiee!! Ja, auch schlecht' Ding braucht Weile. Was sich inzwi-

schen wieder Nazi nennt, war da vielleicht etwas zu voreilig. Die Memmenklasse prüft nämlich nicht die Gesinnung. Sie schaut sich das Erbgut an. ... tschiiiee! Und das ist im Zweifelsfall bei niemandem so, wie es nach der jeweiligen Memmen-Gesundheitsnorm sein soll. ›Nazi‹ zu sein, zählt da nicht. Na? ...tschiiiee! Na? ...tschiiiee! ›Nazi‹ schreien genügt nicht. Nazi, werde schleunigst Arzt. Sonst holt der auch Dich! ... hapschie! ... hapschie!

Helf' Gott!

Gott ist tot ... hapschie! ... hapschie! ... hapschie!

Helf' Gott, daß es wahr ist!

Was ist Wahrheit? Passen Sie auf, ich erzähle Ihnen jetzt eine Geschichte, die ist wahr. Kam ein junger Motorradfahrer tief in der Nacht mit Brei statt Hirn in die Chirurgische. Die Medizinstudenten in der Klinik wundern sich: Kein Arzt macht einen Finger krumm. Nichts wird getan. Es ist klar, daß der junge Mann, wenn nicht sofort etwas getan wird, stirbt. Kein Arzt greift ein. Aber kurz darauf, alles zu spät, weiße Wolke, wimmelt es auf einmal von Weißkitteln, gewaschen, geschäftig, in voller Montur: Organentnahme. ... haaa, ... haaa, ... haaa, ... haaaaaaa?

Will nicht.

Warten Sie! Die Wertgewalt der ärztlichen Norm. Memmenkongreß, Krankenfresserei der Ärzte, der alte und neue Kannibalismus. Kriegsschauplatz und Schlachtfeld heute: Der Körper. ...tttttttttschschschschsch!

Es sei Ihnen vergönnt!

Sie lachen und meinen ›Mein Bauch gehört mir‹? Das löst sich auf. Beim Verliebtsein schlägt das Herz eines Fremden höher. Wessen Verliebtheit ist das? Wenn einem Parkinson-Patienten Fötenzellen implantiert werden, und er kann deshalb wieder lächeln: Wessen Lächeln ist das, das des Kranken oder das des nie geborenen Fötus? Der Menschenkopf, verpflanzt auf einen Affenrumpf und umgekehrt, auch Wachtel auf Huhn, wird insgesamt zum Kopf der ... haaaptschiiiiiie!

Krankheit?

Genau. Arschzt im Arsch, Krankheit im Recht. Wer sich nicht zur Krankheit bekennt, betreibt vollautomatisch Memmenpolitik, ist Kollaborateur des Nazismus, vom KZ-Krematorium bis zur Gentechnik, und macht mit, sich selbst zu beseitigen, denn jeder ist genetisch krank, keiner ist genetisch auch nur o.k., vielmehr k.o. und zwar endlos, in endloser Wieder- und Weiterverwertung, in endlosem Recycling. Circulus vitiosus deus.

Die ewige Wiederkehr des Gleichen?

Nie... Nie... Niiie... Niiiiiiiiiiiiee ...

Nietzsche?

... ttzzzzsche!!

Friedrich Nietzsche?

Lesen Sie ruhig fleißig weiter, Sie Student, auch Ihren Nietzsche. Vielleicht finden Sie das irgendwo angedeutet, ich bin da nicht fündig geworden. Und gerade Ihr po-sitiv thinking, wem nützt das? Es ist über den Po, den Allerwertesten, für den Arschzt und der ist alles andere eher als Euer edelstes Geschlechts- ... haaaptschiiiiiie!

-teil.

Danke. So schließt sich der Kreis, der Regelkreis, der Teufelskreis zur einzig herrschenden, zur alles durchherrschenden Memmenklasse. Ewige Wiederkehr, daß ich nicht lache: Nie..., Nie..., Nie...,

Tzsche?

...tzschiiiee!! Ja, sagt ruhig Euer kräftiges Memmen-Ja dazu, Ihr Herrenmenschen. Aber mit der Langeweile wächst nicht nur der Schmerz, sondern auch die rettende Krankheit. Braucht Ihr wirklich noch die Ab- und Umwege der Genetik um dahinterzukommen? Hautnah habt Ihr die rettende Krankheit in Fleisch und Blut, das revolutionäre, weil kranke Erbgut, zugleich Erbmasse aller bisherigen Revolutionserfahrung seit Adam und Eva.

Die konnten auch nicht, wie sie wollten.

Doch. Die hätten können. Und die machten auch was sie wollten. Ja, die machen g'rad, was sie wollen. Ich aber auch. Da bleibe ich tätiger Materialist, tätig gegen diese ›Idealisten‹, tätig im Großen wie im Kleinen. Bei mir, in enger Gesellschaft mit den wahrhaft Kranken, da stimmt die Welt schon einigermaßen. Kein Wiederkehricht, sondern Kehraus: Die Memmenklasse auf Nulldiät, tagtäglich, runduhr! Dann ist die Luft bald draußen. ...haaa, ...haaa, ...haaa, ...haaaaaaaa. Warten Sie! Krankheit ist heute überall das allen gemeine, das Allgemeine, und insofern die Norm, warum also nicht gleich damit anfangen und statt Adam und Eva die Krankheit an erste Stelle setzschschii! ... setzschschiiiii!! ... setzschschiiiii!!!

Setzen. Herr Leib, jetzt weiß ich wirklich nicht mehr, was ich Ihnen wünschen soll oder wünschen darf. Vielleicht heitert es Sie ein wenig auf, wenn ich Ihnen sagen darf, wie man bei uns zu hause sagt, wenn einer so schrecklich niest wie Sie. Man sagt: ›Zerreissen soll es Dich in lauter Tausender‹.

Gratuliere! Das ist ja der allmodernste Steinzeitkapitalismus. Aber Sie haben recht. Die menschliche Gesellschaft zerlegt sich in sehr wertvolle Einzelteile, Niere, etc. Der Mensch ist nicht mehr auf dem Stadium des Tiers, wie bisher, sondern er wird zurück auf das Pflanzen- oder Mineralstadium geworfen. Er ist das neue goldene Kalb, in lauter



Betty Russell: ›Ich weiß nicht, was ich ohne meinen kleinen Hund tun würde.‹

Apparat?

Ja.

Ja Twinkie, warum hast du mir das denn nicht gesagt? Warten Sie ein wenig. Ist es so besser?

Es ist fast weg.

Ich stell ihn ab. Twinkie mag Besuche nicht, bei denen ich meinen Apparat nehme. Wenn er pfeift, ist sie ganz deprimiert und versteckt sich. Vielleicht ist sie eifersüchtig und denkt, ich unterhalte mich mithilfe einer Hundepfeife mit Ihnen und nicht mit ihr. Mit Twinkie rede ich ganz normal, aber mit Ihnen pfeife ich, denkt sie. Das wäre nicht fair, nicht wahr, mein Twinklein, ein wenig seltsam, sagen Sie nicht auch, aber du bist doch mein einziges Hündchen, dir brauche ich doch nicht zu pfeifen, wo ich über alles mit dir reden kann, nicht wahr?

Bestimmt.

Sie müssen deutlicher sprechen, damit ich Lippenlesen kann. Wie auf der Theaterschule. Die Konsonanten von den Vokalen trennen, sonst ist das nur ein Brei für meine Augen.

Welche Hilfe gibt Ihnen Twinkie?

Wie auf der The-a-ter-schu-le. Spre-chen Sie deu-t-lich! Sil-ben-spre-chen, genau so wie ich es mit Twinkie mache, wenn wir Theater spie-

len. Das hast du so gern, nicht wahr?

Wie hilft Twinkie Ihnen als Ge-hör-lo-se?

Schauen Sie, ich wurde im Alter von drei Jahren nach einem Anfall von rheumatischem Fieber hochgradig schwerhörig. Seit dem Tod meines Mannes vor 23 Jahren lebe ich allein, doch ich brauche mit zunehmendem Alter mehr als die Gesellschaft anderer.

Mehr als die Gesellschaft an-de-rer?

Sie haben richtig verstanden. In meinem Alter überkommt Gehörlose oft ein Gefühl von Unsicherheit. Ich bin jetzt 74 und wohne in einem Appartementhaus, doch wenn der Hausverwalter mal nach mir sehen wollte, hörte ich nie die Klingel.

Sie haben den Hausverwalter nicht klin-geln gehört?

Auch nicht Sturm. In der Annahme, es gehe mir nicht gut, kam er manchmal unbemerkt in die Wohnung, und ich erschrak fürchterlich. Aber jetzt hört Twinkie es läuten, kommt zu mir gelaufen, stupst mich am Bein und führt mich zur Tür.

Und wenn das Te-le-fon klingelt?

Immer, wenn es klingelt oder summt. Unsere Verständigung klappt auch, wenn Twinkie den Summer der Zeitschaltuhr am Ofen hört. Dann kommt sie schnell angelaufen, und ich folge ihr. Und wenn wirklich einmal ein Rauch- oder Feuermelder losgehen sollte, wird Twinkie mich aufmerksam machen, so wie sie es gelernt hat, und sich dann vor den Melder legen, der die Gefahr anzeigt. Jedesmal, wenn sie mir hilft, bekommt sie von mir zur Belohnung ein leckeres Häppchen.

Woher haben Sie den Hund, wer hat ihn aus-ge-bil-det?

Von einer karitativen Einrichtung, dem Projekt ›Gehörlosenhunde‹, das Gehörlosen hilft, von fremder Hilfe weitgehend unabhängig zu werden und ihre Lebensqualität zu verbessern. Seit – ja, seit langer Zeit, ungefähr zwanzig Jahren schon – werden Hunderte von Hunden an Gehörlose abgegeben.

Wie lange ist die War-te-zeit?

Nach Abschluß einer gewissen ›Lehrzeit‹ wird der Hund durch Adoption seinem neuen Besitzer kostenlos übereignet.

Sie mußten für Twinkie nichts be-zah-len?

Aus allen Tierheimen des ganzen Landes werden die Hunde ausgewählt, die von der Straße aufgelesen wurden. Einige werden jedoch auch von Züchtern gestiftet.

Zucht-hun-de und Stra-ßen-hun-de als Gehörlosenhunde?

Zucht ist keine Strafe. Die Ausbildung eines Hundes zum Gehörlosenhund dauert bis zu 12 Monate. Für die Kosten der Ausbildung kommt gewöhnlich ein Sponsor auf, entweder eine Firma oder eine Gruppe von Leuten, die gemeinsam durch ihre kleineren Spenden die Kosten dek-

ken. Ein ›Schlankheits‹-Klub war so nett und hat mir Twinkie gesponsert.

Twinkies Ausbildung wurde gesponsert vom Schlank-heits-klub?

Das Projekt ›Gehörlosenhund‹ pflegt Kontakte zu diversen Sponsoren, denen umgekehrt auch der Segen der karikativen Einrichtung zugute kommt, in Form von Werbung oder Dienstleistung auf freiwilliger Basis. Ich besuche jeden Monat diesen Klub und erstatte ihm Dank mit ein paar neuen Kunststücken, die Twinkie gelernt hat.

Können Sie mir ein solches Kunst-stück vorführen?

Was sagst du, Twinkie, sollen wir es ihm zeigen? Paß auf!

Was machen Sie da?

Ich sag ihr etwas, indem ich nur meine Lippen bewege.

Twinkie kann Lip-pen-le-sen?

Sie lernt es gerade. – Was sagen Sie dazu?

Twinkie geht in die Küche.

Und was habe ich gesagt? Fressi Fressi, habe ich gesagt. Sehen Sie?

Fan-tas-tisch. Wie geht die Ausbildung vor sich?

Hat man sich für einen Hund entschieden, der zwischen sieben Wochen und drei Jahre alt sein muß, beginnt die Ausbildung zum Gehörlosenhund damit, daß er es lernt, auf bestimmte Geräusche zu reagieren. Er faßt Geräusche wie Befehle auf. Für einen Gehörlosenhund ist jedes Geräusch ein möglicher Befehl. Twinkie hat schon über 100 Geräusche gelernt. Das Klingeln war nur der Anfang.

Wenn es an der Tür läutet und Sie möchten nicht auf-mach-en, wie reagiert Twinkie dann?

Nun, das wichtigste ist, daß sie sich still verhält, als wäre niemand da. Das ist gar nicht so leicht, glauben Sie mir, das bedarf vieler Übungsstunden. Weil ein Hund natürlich zu winseln anfängt bei einer solchen Gelegenheit. Wenn mir Twinkie sagt, daß jemand an der Tür ist, zeige ich sofort, daß ich verstehe, indem ich mit dem Kopf nicke. Wenn ich dann aber sitzenbleibe und nicht aufmache, kommt ihr das natürlich vor, als hätte ich doch nicht richtig verstanden. Ich gehe also hin zur Tür und mache in der Luft die Bewegung, die dem Aufmachen der Tür entspricht. Wie eine Pantomime stehe ich da und Twinkie schaut mir zu, wie ich die Tür aufmache. Wenn sie dann versteht, daß ich sie verstanden habe, obwohl es noch immer weiterklingelt, wenn sie sich also durch meine Schauspielerei allein beruhigt, gibt es eine noch größere Belohnung. Das alles muß völlig lautlos und in der größten Stille geschehen, sonst ist das ganze Theater umsonst und das Läuten hört nie auf, weil die Leute glauben, daß ich es nur überhöre. In solchen Situationen kommt uns das Lippenlesen sehr entgegen, ich meine, auf beiden Seiten hilft uns diese stille Verständigung weiter.

Sie lesen Twinkie von den Lippen?

Ich lese Twinkie vom ganzen Körper ab, was sie will, da gibt es alles: Augenlesen, Ohrenlesen, Schwanzlesen, Fellehen und so weiter. Das Lippenlesen ist nur so wichtig, weil Twinkie dabei das laute Bellen weglassen kann, das uns verraten würde.

Haben Sie Erfahrung auch mit an-de-ren Behindertenhunden?

In meiner Wochenzeitung, der ›Friedenstaube‹ werden in der Gehörlosenhundekolumne immer interessante Geschichten erzählt. Von Hunden, wie sie dazu ausgebildet werden, Befehle auszuführen, wie sie gewissen optischen Eindrücken und Gerüchen ausgesetzt werden, damit sie den Behinderten zur Hand gehen können, je nach ihren jeweils speziellen Bedürfnissen. Neulich stand da etwas von einem Retriever, der sich um eine Frau kümmert, die auf den Rollstuhl angewiesen ist. Wie man ihm beigebracht hat, den Telefonhörer abzunehmen, Briefe zu bringen und Briefmarken zu befeuchten. Er reagiert auf 120 Kommandos, ja er holt sogar Büchsen und Packungen aus den Regalen eines Selbstbedienungsladens. Der behinderte Hundebesitzer zeigt mit einem Laserstrahl auf die gewünschten Lebensmittel, die der Hund ihm dann bringt.

Wie sieht so eine Be-hin-der-ten-hun-de-ge-schich-te ungefähr aus?

Wenn das junge Hündchen nicht von einem Zuchtverein kommt, kommt es von der Straße, von der Straße kommt es dann ins Tierheim. Dann kommt die Kommission für Behindertenhunde und wählt es aus, je nach Talent und Lernfähigkeit. Dann wird es der Obhut einer Gastfamilie anvertraut, wo es Sozialverhalten lernt. Je nach Alter und Erfahrungsschatz des Hundes dauert das zwei bis acht Monate. Während dieser Sozialisierungsphase lernt der Hund, umgänglich und stubenrein zu sein. Vor allem kommt es aber darauf an, daß das Tier seine Umwelt, wie öffentliche Plätze und Transportmittel, entdeckt und erforscht und mit vielen verschiedenen Menschen aller Altersstufen – Kinder und Babys eingeschlossen – ausreichend Kontakt und Umgang hat. Damit möchte man dem Hund gutes Benehmen beibringen, so daß er später nicht unangenehm auffällt, ganz gleich, welche Situation er vorfindet.

Kommt Twinkie bei je-der-mann gut an?

Ein Geschäftsinhaber wollte nicht, daß ich meinen Hund in den Laden mitnehme, weil dort Wurstwaren auslagen. Doch er war mit seiner Einstellung die große Ausnahme, er begriff nicht, warum ich auf Twinkie angewiesen bin.

Brauchen Sie Twinkie auch in Gemeinschaft an-de-rer?

Ich kann, wie sie sehen, gut vom Mund ablesen, und dank meines Hörgeräts, das leider pfeift, kann ich mich auch an Gesprächen beteiligen, an denen auch viele andere beteiligt sind. Wenn jemand Twinkies

gelbes Jäckchen sieht, weiß er sofort von meiner Gehörlosigkeit. Man spricht dann deutlicher und hält mit mir Augenkontakt. Dann muß ich auch nicht auf meine Behinderung hinweisen, was die ganze Sache leichter macht.

Was für eine gelehrige, nützliche kleine Freundin – wie für Sie geschaffen! Darf ich Twinkie zum Abschluß streicheln?

Sehen Sie, da kommt sie von selbst. Vielleicht glaubt sie, Sie würden sie ein wenig ausführen. Sehen Sie, wie Twinkie Sie mit großen Augen ansieht? Aber bitte nein, streicheln Sie ihr nicht so fest über das gelbe Jäckchen. Da hat sie doch Angst, sie würden es ihr wegnehmen. Du möchtest doch lieber mit deinem Frauchen ausgehen, stimmt's Twinkie?

Betty Russell, danke für das Gespräch.

+ +

Dale T. Dillon, was geschah mit Ihnen eines schönen Sommertages des Jahres 1973?

Damals war ich 22 Jahre alt und gesund.

Wie war Ihr Leben damals?

Mein Leben war voller Freude. Ich trieb Sport und arbeitete gern körperlich. Im Urlaub ging ich regelmäßig surfen. Autofahren machte mir Spaß. Aber in meiner Dummheit machte ich durch einen unbeherrschten Wutausbruch all dem ein jähes Ende.

Wie ging das zu?

Meine Frau Gemma und ich waren bei Verwandten zu Besuch, als ein paar Jugendliche unsere Aufmerksamkeit erregten. Wir beobachteten, wie sie Teile vom Gartenzaun abbrechen, während sie die Straße entlangkamen. Sobald sie uns bemerkten, fingen sie an, dicke Holzstücke in den Garten und auf den Balkon zu werfen, wo wir standen. Ein Stück traf Pippa, unsere vierjährige Tochter.

Wie reagierten Sie darauf?

Wutentbrannt holte ich mit einer schwungvollen Bewegung aus und schleuderte das Buch ›Hitlers willige Vollstrecker‹ von Daniel Goldhagen, das ich gerade in der Hand hielt, auf die Vandalen. Der Balkon befand sich knapp 4 m über dem Boden, und irgendwie verlor ich das

Gleichgewicht. Ich stürzte kopfüber hinunter, wobei ich mir mehrere Halswirbel ausrenkte oder brach. Fast ein Jahr lag ich im Krankenhaus.

Und hatten Zeit, über Ihren Zustand nachzudenken?

Der Mann neben mir nahm sich das Leben...

Hm.

... und andere, die ich dort kennenlernte, begingen später ebenfalls Selbstmord.

Und Sie?

Als ich merkte, daß ich gelähmt war, dachte ich noch, das werde wieder vorübergehen.

Aber?

Ich erinnere mich noch an den Schock als man mir sagte, ich könnte nie wieder laufen. Ich war vom Hals abwärts gelähmt.

Können Sie beschreiben, wie Sie sich fühlten, als Sie das erfuhren?

Das Gefühl der Verzweiflung und Aussichtslosigkeit ist unbeschreiblich. Die Belastung, die ich für andere darstellte, und der Gedanke, daß es keine Besserung geben könnte, schmerzten mich sehr. Ja, auch ich dachte oft daran, mein Leben zu beenden. Ich bat sogar meine Frau, mir dabei zu helfen und für mich einige Tabletten zu besorgen.

Und ging sie auf Ihre Bitte ein?

Nicht die Bohne. Gemma erwiderte, ich sei verrückt, und ging nicht darauf ein.

Und sind Sie dankbar, das sie es nicht tat?

Nicht immer! Oft bin ich am Boden zerstört. Ich war ein gesunder junger Mann, aber nun kann ich schon seit mehr als 25 Jahren nicht mehr laufen. Das machte allen meinen Plänen ein Ende.

Hat sich Ihr Zustand nicht gebessert?

Ein wenig. Anfangs konnte ich mich weder bewegen noch atmen. Ich mußte sogar künstlich beatmet werden. Eines Tages wurde ich in ein Badezimmer gefahren, um von einem Krankenpfleger rasiert zu werden. Als ich in den Spiegel schaute, erkannte ich mich selbst nicht wieder. Ich war ein stattlicher Mann von 1,85 Metern und 90 Kilo gewesen, doch nun war ich nur noch ein 40 Kilo leichtes Skelett. Ich wollte nicht glauben, daß ich mein eigenes Spiegelbild sah.

Und Sie wollten Selbstmord begehen?

Konnte es aber nicht im Krankenhausbett. Und wie gesagt, weigerte sich meine Frau, mir dabei zu helfen. Es war mit allen meinen Träumen vorbei, und ich sah keinen Sinn mehr im Leben.

Wie konnten Sie weiterleben?

Nur der Gedanke an Selbstmord hält mich am Leben. So bin ich seit mehr als 25 Jahren in der Lage, meine Behinderung zu meistern. Dies weckt in mir einen unglaublichen Kampfgeist, an mir zu arbeiten, bis



Dale T. Dillon: »Nur der Gedanke an Selbstmord hält mich am Leben.«

es mir endlich gelingen würde, trotz meiner Lähmung Hand an mich zu legen. Nur das hält mich aufrecht. Nur so kann ich die Herausforderung meiner Behinderung akzeptieren. Das erste Jahr der Behinderung war die entscheidende Zeit, weil ich damals beschloß, diesen Weg zu gehen.

Von gehen kann man bei Ihnen nicht wirklich sprechen.

(Lacht) Da haben Sie recht.

Haben Sie je wieder jemanden gebeten, Ihnen beim Selbstmord zu helfen?

Nein. Ich will es aus eigener Kraft schaffen. Ich lebe nur dafür. Ich bin kein labiler Mensch, aber ich gebe zu, daß ich meine Höhen und Tiefen habe. Ich kann nicht einmal etwas so Einfaches tun, wie nach einem Gegenstand greifen, um mich damit selbst zu töten. Und das deprimiert mich hin und wieder. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ich will so unabhängig wie möglich werden. Wenn ich es schaffte, es selbst zu tun, wäre ich ein großes Stück weiter. Behinderte meines Grades sind eben Menschen, die sich aus irgendeinem Grund nicht wie andere vergiften, erhängen oder erschießen können. Das ist mein größtes Handycap.

Wenn die Axt stumpf geworden ist und man sie nicht schärft, dann muß man sich doppelt anstrengen.

Noch immer muß ich auf solche freudebringende Tätigkeiten verzich-

ten, nur weil ich keinen guten Gebrauch von hilfreichen Werkzeugen machen kann. In meinem Zustand braucht es durchaus viel Übung und Geduld, richtig mit Klingen umzugehen, mit Messern, Glasscherben ...

Oder mit Stricken und Strümpfen.

Vielleicht gelingt es mir, Mund und Nasenflügel ein für allemal zu schließen.

Wie spornen Sie sich selbst an?

Die Anstrengung muß von mir selbst kommen. Ich muß mein Problem selbst lösen, denn ganz gleich, wie sehr sich andere um mich bemühen – nur ich kann erreichen, daß ich aus mir herausgehe.

In den Tod?

Es gibt Menschen, die unwissentlich Dinge tun, die mich daran hindern. Einige können nicht zuhören und lassen mich nicht zu Wort kommen. Sie neigen dazu, meine Lebenseinstellung überkritisch zu beurteilen. Sie stellen kaum Fragen und zerstören oftmals unsere Freundschaft durch geschmacklose, lebensbejahende Äußerungen.

Ist das nicht ein etwas extremer Standpunkt?

Sofern in meiner Lage von Standpunkt noch die Rede sein kann. (Lacht) Es ist wichtig, jede Behinderung als Zustand zu betrachten und die Person nicht als Behinderten, sondern als Menschen mit dem Recht, sein Leben zu beenden, wann er will. Ich schätze es, wenn man mich wie jeden anderen betrachtet. Die Leute sollen mich anschauen, nicht meine Behinderung.

Manche empfinden es als größte Schwierigkeit, mit einem behinderten Körper und einem gesunden Gehirn zu leben.

Es ist so, als hätte man ein Gehirn mit Düsenantrieb in einem Körper, der einem Ochsenkarren gleicht. Außerdem sind mit Verletzungen des Rückenmarks Komplikationen verbunden, wie zum Beispiel mangelnde Kontrolle der Blasen- und Darmtätigkeit, wunde Druckstellen und Atembeschwerden. Ich habe seit dem Unfall Probleme mit den Nieren, und es gibt Zeiten, wo ich sechs bis sieben Tage 40°C Fieber habe.

Keine Kontrolle über die Blasen- und Darmtätigkeit zu haben muß äußerst frustrierend sein.

Man gewöhnt sich nie daran, den Körper eines Babys zu haben. Manche fühlen sich deshalb von mir bedroht oder mir gegenüber verunsichert. In meiner Gegenwart ist gewissermaßen jeder behindert.

Hoffen Sie nicht, daß durch den Fortschritt der medizinischen Forschung Heilung möglich ist?

Eine wahre und bleibende Heilung von allen körperlichen Gebrechen kann nur durch den Tod Wirklichkeit werden. Diese sichere Hoffnung, ihn mir einmal selbst geben zu können, hat mich all die Jahre hindurch aufrechterhalten und mir geholfen, mit meiner Behinderung fertig zu werden.

Ist das nicht eine zu düstere Aussicht?

Die Heilung aller Gebrechen durch den Tod aus eigener Hand wird eine neue Welt herbeiführen, in der sich der Spruch erfüllen wird: ›Kein Bewohner wird sagen: ›Ich bin behindert‹.‹

Ich glaube nicht, daß alle Behinderten so denken.

Auch ich war mir zur Zeit meines Unfalls der Bedeutung dieses Spruchs nicht bewußt, obwohl ich schon immer große Achtung vor dem Selbstbestimmungsrecht jedes Menschen hatte. In den ersten fünf Jahren als Behinderter war ich schwer depressiv. Ich hätte gerne Drogen genommen, um den entsetzlichen Verhältnissen entfliehen zu können, konnte mir aber aufgrund meines Zustands keine zuführen. Nach einiger Zeit überzeugte mich jedoch ein Buch mit den Titel ›Hand an sich legen‹ von der Wahrhaftigkeit dieser Verheißung. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen.

Wie gelang es Ihnen, das Buch zu lesen?

Mit der Zeit hatte ich es gelernt, die Seiten der Bücher umzublättern, indem ich einen Stab zwischen den Zähnen hielt. Das war zwar recht praktisch, doch immer mußte ich den Stab aufnehmen und wieder hinlegen. Bald kam ich auf den Gedanken, meine Zunge beim Umblättern zu gebrauchen. Das war die Lösung. Noch heute mache ich es so.

Wie reagiert Ihre Umwelt auf diese Art des Lesens?

Die Kinder sind fasziniert, wenn sie sehen, wie ich die Seiten der Bücher mit der Zunge umblättere, und manchmal versuchen sie, es nachzumachen. Doch sie geben schnell auf. Es erfordert viel Übung, bis man es beherrscht.

Und auch viel Spucke.

Später ließ ich mir Bücher, unter anderen auch das Buch ›Der tolle Invalide‹ auf Kassette sprechen und hörte sie mir immer wieder an. Ich habe dadurch viel gewonnen.

Von Achim von Arnim?

Genau. Ich kann es auswendig: ›Gnade löst den Fluch der Sünde, Liebe treibt den Teufel aus.‹

Und die Behinderung?

Diesen Teufel treibt nur der Selbstmord aus.

Wieso können Sie das sagen?

Ich bezweifle, daß ich ohne diese Überzeugung in der Lage wäre, mit Ihnen sprechen zu können. Ungeachtet, wie hoffnungslos meine momentane Situation ist, kann ich dieselbe Zuversicht haben, nämlich daß der Freitod die Macht zu heilen hat. Tagtäglich kann ich durch diese Überzeugung Kraft gewinnen. Man muß Arnim mit Améry lesen.

Wissen Sie über die Art Ihrer Behinderung genau Bescheid?

Jeder Kluge handelt mit Kenntnis.

Was könnte das bedeuten?

Medizinische Literatur zu lesen oder deinem Arzt sowie anderen medizinisch ausgebildeten Personen spezielle Fragen zu stellen. Ich habe mich über meine Behinderung informiert. So konnten falsche Vorstellungen mich nicht daran hindern, meine Möglichkeiten mißzuverstehen. Außerdem kann ich mich auf diese Weise über Entwicklungen in der Medizin und über Behandlungsmethoden auf dem Laufenden halten, die mich in die Lage versetzen könnten, Hand an mich zu legen.

Sie scheinen ja von Améry besessen zu sein.

Gemma, das ist auch ganz deine Meinung, nicht wahr? Gemma, geh' doch, und bring' dem Herrn noch ein zweites Bier.

Was spricht Sie an Améry am meisten an?

Als ich ›Hand an sich legen‹ zu lesen begann, sprachen mich zwei Dinge sogleich an. Erstens erfuhr ich, daß Jean Améry etwas behandelt, was mich schon in der Schule gefesselt hatte, nämlich die Geschichte des Selbstmords. Das erstaunte mich sehr. Mir war vieles völlig unbekannt gewesen.

Und zweitens?

Und zweitens fühlte ich mich von der Unaufgeregtheit, mit der er dieses Thema behandelt, angezogen. Ich hatte immer gedacht, der Selbstmord würde immer nur als Tabu und Tat eines dem Wahnsinn Verfallenen behandelt. Aber durch dieses Buch habe ich den Selbstmord als Privileg kennengelernt. Allmählich verstand ich, daß man über sich selbst die Oberhand gewinnen kann.

Was meint Ihre Frau dazu?

Meine Frau meint immer noch, mein Hang zum Freitod sei eine Krankheit, von der ich geheilt werden muß wie von Masern. Ich bin schon froh, daß sie mir meine Literatur läßt. An meine Behinderung hat sie sich gewöhnt, aber die Aussicht auf den Freitod als Lebenszweck, daran wird sie sich wohl nie gewöhnen.

Das ist aber auch nicht ganz einfach für eine Frau.

Ich weiß, daß viele, die eine ähnliche Behinderung haben, von ihrer Frau verlassen worden sind. Ich hätte Gemma verstehen können, wenn sie weggegangen wäre. Aber statt dessen hat sie mir, unterstützt von Pippa, unserer Tochter, liebevoll zur Seite gestanden. Ich habe allen Grund zur Dankbarkeit. Außerdem hofft meine Frau, daß ich körperlich nie in der Lage sein werde, Hand an mich zu legen.

Und Sie?

Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Endlich hat mein Leben einen Sinn, obwohl ich körperlich behindert bin und es auch bleiben werde. Das macht mich in meiner Einstellung sozusagen offener. Doch wie kann ich weitere Fortschritte machen? Das ist eine quälende Frage.

Worauf gründet sich Ihre Zuversicht?

Meine Zuversicht gründet sich allerdings auf einen Bericht von einem Behinderten aus dem Libanon. Er war 46 Jahre alt und seit 18 Jahren ganz und gar ans Bett gefesselt. Trotzdem – so unglaublich mir das auch erschien – schaffte er es. Zu jenem Zeitpunkt hatte er bereits 16 Selbstmordversuche absolviert. Es wäre ihm schon längst gelungen, wenn er nicht immer wieder wiederbelebt worden wäre.

Menschen können manchmal wirklich grausam sein.

Nach 18 Jahren hatte er es geschafft. Seine Erfahrung ist ein gewaltiger Ansporn für mich.

Dale T. Dillon, danke für das Gespräch.

+ +

Sonja Kelch, was ist ihre Behinderung?

Trottelösterreicher, Trottelösterreicher, Trottelösterreicher!
(Lacht) Sie leiden am Trottelösterreicher?

Ich leide – am Tourette-Syndrom.

Was ist das?

Ein Tick.

Nur ein Tick?

Ein Tick, ich habe einen Schimpf-Tick. Aber ich habe auch einen Trick, einen Schimpf-Trick.

Einen Tick-Trick?

Statt zu schimpfen, sag' ich nur: Trottelösterreicher. Das ist der Trick für meinen Tick. Ein richtiger Fick-Trick. Fick dich, Trotteltick. Wissen Sie, der Trick funktioniert nicht immer. Ich muß aufpassen, daß mir nicht diese schlimmen Schimpfwörter herausrutschen.

Donnerwetter!

Zum Beispiel, oder ›Schwanzlutscher‹. Wenn einem so etwas unversehens über die Lippen kommt, ist es schon sehr unangenehm. Und wenn ich nervös bin, dann trickst mich der Tick aus und es kommt ein ›Trottel-Lutscher‹ oder ›Schwanz-Österreicher‹ heraus. Trottelösterreicher!

Ist ›Trottelösterreicher‹ nicht auch eine Beschimpfung?

Es kommt zu Mißverständnissen. Ich meine nicht Sie, wenn ich ›Trottelösterreicher‹ sage. Ich sage es nicht zu Ihnen, sondern zum Tick.

›Trottelösterreicher‹ schlägt jeden anderen Tick in die Flucht, das hat mir meine Mutter schon als Kind so gelernt. Wie sollte ich damals, als ich nicht einmal wußte, was ein Österreicher ist, den Sinn dieses Ausdrucks verstehen?

Er ist schon ein wenig vulgär.

Ich weiß.

Wäre es nicht besser, unmißverständlicher, wenn Sie den Schimpf-Tick nicht wieder mit einem Schimpfwort verjagten?

Mit was zum Beispiel?

Mit einem schöneren Wort, sagen wir z.B. mit ›Gott-o-gott-o-gott-o-gott‹

Gott-o-gott-o-gott-o-gott!

Da geht doch ganz gut.

Ich weiß nicht, ob ich das noch lernen kann. Welche Jahre der Übung das waren! Viele harte Jahre. Bei jedem kleinsten Anfall brüllte mir meine Mutter ›Trottelösterreicher‹ ins Ohr. ›Gott-o-gott-o-gott-o-gott‹, das lern' ich nie.

Wie ist es zu diesen Tick-Übungen gekommen?

Als kleines Kind war ich überaktiv.

Sie waren aktiver als andere Kinder?

Wenn ich in einem Anfall von Raserei Schränke leerte, schrie meine Mutter ›Trottelösterreicher‹, warf ich Kissen durch die Gegend oder schleppte Stühle von einem Zimmer ins andere, immer schrie meine Mutter ›Trottelösterreicher‹ mir ins Ohr. So lernte ich mein Tourette-Syndrom durch ›Trottelösterreicher‹ zu bändigen.

Durch Wiederholung?

Tourette-Kranke sind eigentlich große Nachahmungstalente.

Vielleicht stellen sie daher auch Dinge an, deren Sinn sie gar nicht verstehen? Vorzugsweise Schimpfworte, die gar keinen Sinn haben?

Trottelösterreicher – das ist doch blanker Unsinn!

Vielleicht hat Ihre Mutter Sie nur einen ›Trottelösterreicher‹ geschimpft?

Aber warum sollte sie mit mir schimpfen? Ich war doch krank!

Vielleicht hat sie es im Affekt gesagt?

Trottelösterreicher, Trottelösterreicher, Trottelösterreicher! Natürlich im Affekt. Aber das war doch der Sinn der Übung! Ich mußte es ja auch im Affekt sagen lernen! Ein Tourette-Anfall macht dich doch zu einem komplett affektierten Tick-Narren!

Bei solchen Anfällen hätte meine Mutter eben nur ›Gott-o-gott-o-gott-o-gott‹ zu mir gesagt.

So, wie Sie das sagen, ist das zu schwach. ›Trottelösterreicher!‹ – da ist der ganze Mundraum in Aufruhr. ›Gott-o-gott-o-gott-o-gott‹, da ist ja



Sonja Kelch: »Die Leute drehen sich um und starren mich an, wenn bei mir ein Tick auftritt.«

nur ein einziger Vokal, und die Zunge schaukelt zwischen Gaumen und Zähnen gemütlich hin und her. Ich glaube nicht, daß das genügt.

Versuchen Sie es mit einer Kombination.

Trottelösterreicher, Gott-o-gott-o-gott-o-gott. Ein schöner Einfall einerseits, eine schöne Trockenübung. Aber andererseits, wissen Sie, ein Tick ist ein Anfall, kein Einfall. Ob es mir dann einfällt, wenn es so weit ist, das ist die Frage.

Ein Anfall also, aber »Tick« klingt so harmlos!

»Tick« ist ähnlich wie »Gott«, nur stärker. »Tick-i-tick-i-tick-i-tick« – »Gott-o-gott-o-gott-o-gott«. Eine ideale Eselsbrücke.

Oder überhaupt ein Ersatz!

Sie meinen, es würde mir bei jedem Tick-Anfall »Tick-i-tick-i-tick-i-tick« einfallen? Das macht ja Sinn! Weder »Trottelösterreicher«, noch »Gott-o-gott-o-gott-o-gott«, sondern »Tick-i-tick-i-tick-i-tick«, das ist es!

Was aber ist ein Tick wirklich?

Bei vielen Kindern sind vorübergehende unbedeutende Ticks Bestandteil einer normalen Entwicklungsphase. Das Tourette-Syndrom dagegen ist mit seinen meist lebenslang anhaltenden Symptomen die schwerste Art von Tick-Störungen. Es gibt motorische Ticks, also Muskelzuckun-

gen und vokale Ticks, Lautäußerungen.

Haben Sie auch motorische Ticks?

Ich hatte. Bevor ich in die Schule kam, hatte ich noch heftiges Augenblinzeln, Kopfrucken, Schulterrucken und Grimassieren, Gesichts- und Halszuckungen. Als ich dann in die Schule kam, erschreckte ich meine Lehrer mit seltsamen heulenden Tönen.

Mit vokalen Ticks?

Anfangs waren es ganz einfache, elementare Ticks wie Räuspern, Fiepen, Quieken, Grunzen oder Schnüffeln und Zunge schnalzen. Ich grunzte, bellte und stieß noch andere merkwürdige Laute aus. Dann aber kamen die komplexen Ticks. Zuerst die motorischen. Ich sprang ganz plötzlich hoch in die Luft, faßte alle Leute an der Hose, steckte mir die Hose in den Mund, roch in den nobelsten Restaurants an den Schuhen der Gäste, verdrehte meinen Körper und verletzte mich oft selbst, indem ich meinen Kopf gegen den Tisch schlug. Dann verfiel ich in die komplexen vokalen Ticks, in eine vulgäre Ausdrucksweise, von der Sie nicht einmal träumen können.

Und Ihre Mutter?

Sie kannte diese Wendungen in- und auswendig. Ihre Reaktion war ein und dieselbe.

»Trottelösterreicher«.

Immer hat es gepaßt. Wenn ich im Familienkreis obszöne Gesten ausführte, wenn ich Worte oder Sätze herausschleuderte, die in keinem logischen Zusammenhang mit dem Gesprächsthema standen, wenn ich obszöne Dinge sagte, wenn ich Laute oder Wortfetzen wiederholte, die gerade jemand gesagt hatte, oder wenn ich mich nur selbst wiederholte. Immer paßte dieses »Trottelösterreicher«, und zwar so gut, daß es meiner Mutter damit oft gelang, mich in Schutz zu nehmen.

Indem sie glauben machte, Sie wären nur ein Trottelösterreicher unter vielen anderen?

Nein, sie konnte glauben machen, ich würde mit allen meinen Ticks nur einen Trottelösterreicher mimen wollen. Heute, wenn der Trick funktioniert, glaube ich manchmal selbst, ich wäre nur ein wenig kritischer als andere. Tick-o-tick-o-tick-o-tick!

Auch eine Möglichkeit.

Trottelösterreicher. Es ist mir nur so herausgerutscht.

Umso besser!

Aber vergessen Sie nicht: »Trottelösterreicher« steht für eine Krankheit. Obwohl diese äußerst belastende Erkrankung in der Öffentlichkeit und in Fachkreisen immer mehr zur Kenntnis genommen wird, wird sie doch noch von vielen Menschen unterschätzt. Ein Beobachter könnte meinen, Tourette-Kranke seien Rüpel, denen ein wenig mehr Strenge

guttun würde. In Wirklichkeit leiden wir an einer schlimmen neurologischen Störung.

Die sich in muskulären und vokalen Ticks äußert.

Die muskulären Ticks, mit denen das Tourette-Syndrom einhergeht, wirken zugegebenermaßen absonderlich. Es gehören auch Zwangshandlungen dazu.

Zum Beispiel?

An die Nase fassen, Augen rollen, sich an den Haaren ziehen oder die Haare zurückwerfen.

Diese Ticks hat fast jeder.

Die vokalen Ticks sind zugegebenermaßen störender.

Wodurch werden diese seltsamen Ticks hervorgerufen?

Über die Ursachen dieser Erkrankung gibt es noch viel zu lernen. Nach Ansicht von Fachleuten könnte ein chemisches Ungleichgewicht im Gehirn dazu beitragen. Chemische Abnormitäten haben bei jeder Krankheit ein großes Gewicht, und Sie können sich ja denken, was passiert, wenn die Chemie im Hirn einmal kippt. I-gitt-i-gitt-i-gitt-i-gitt.

Auch eine Möglichkeit.

Trottelösterreicher. Es ist mir nur so herausgerutscht.

Umso besser!

Aber vergessen Sie nicht: ›Trottelösterreicher‹ steht für eine schwere Erkrankung, über die der Betroffene kaum Kontrolle hat. Sagen Sie keinem, der am Tourette-Syndrom leidet, einfach: ›Hör damit auf‹ oder ›Mach nicht so ein Geräusch‹. Trottelösterreicher, das ist völlig zwecklos. Mir liegt viel mehr daran, damit aufzuhören, als Ihnen und jedem anderen Trottelösterreicher.

Sie beherrschen ja den Trick, daß man denkt, der Tick wäre Absicht!

Wenn ich – wie jetzt in unserem Gespräch – Liebe und Unterstützung erhalte und nicht für meine Lage verantwortlich gemacht oder deswegen beschimpft werde, wenn wir so schön als Team zusammenarbeiten und mir nicht allein die Last aufgebürdet wird, wenn ich spüre, daß Sie die Schuld an meiner Lage nicht mir selbst zuschieben, dann gelingt es mir, jeden Tick geschickt in die Situation einzuarbeiten. Wenn ich in solchen Situationen ›Trottelösterreicher‹ sage, glaube ich fast selber, es mit Absicht gesagt zu haben. Die Vorspiegelung falscher Absichten ist ja auch die Kunst, denn Ticks sind ungewollte Abläufe. Da ist die Einarbeitung schwer. Und sie fällt umso schwerer, je peinlicher den Leuten – besonders den eigenen Kindern – die Ticks sind. Meine Tochter zum Beispiel versteht davon gar nichts und sie nimmt mich deshalb auch nur äußerst ungern mit ins Kino oder zu Sportveranstaltungen.

Warum?

Die Leute drehen sich um und starren mich an, wenn bei mir ein Tick

auftritt. Immer wenn es spannend wird, muß ich – um das Schlimmste zu vermeiden – ›Trottelösterreicher‹ sagen. Immer wenn es ganz leise wird im Kinosaal, kommt ›Trottelösterreicher‹, das ist eine dumme Situation. Ich ärgere mich dann über die Reaktion meiner Tochter. Sie beschimpft mich dann nämlich für etwas, was ich gar nicht getan habe.

Sie werden von Ihrer Tochter beschimpft? Im Kino?

Sie sagt ›Selber‹, und da weiß ich, sie meint mich, nicht den Tick, und auch nicht meinen Trick. Sie meint mich als Trottelösterreicher!

Das ist eine harte Nuß.

Ich fühle mich hilflos, weil ich an der Situation nichts ändern kann, und am Ende laß' ich meinen Ärger am Würstelstand aus, weil es da nicht so auffällt. Trottelösterreicher.

Wie soll Ihre Tochter damit umgehen?

Ihre größte Hürde ist ihre eigene Einstellung. Sie sollte sich daher fragen: ›Stört es mich mehr, daß ich in Verlegenheit gerate oder daß meine Mutter in Verlegenheit gerät?‹ – ›Man sollte Gefühle peinlicher Berührtheit unbedingt beiseite schieben‹, sagt mein Mann. Er weiß, daß die eigene Verlegenheit im Vergleich zu meiner Verlegenheit gering und unbedeutend ist.

Wünschen Sie von Ihren Angehörigen mehr Aufmerksamkeit?

Sie dürfen nicht ins andere Extrem verfallen und sich auf Kosten ihres eigenen Glücks ausschließlich auf mich konzentrieren. Ausgeglichenheit ist erforderlich, damit keiner zu kurz kommt. Die anderen brauchen auch Zeit für sich selbst. Mein Mann sagt immer: ›Ich muß auch meiner Tochter individuell Zeit widmen, damit sie sich von meiner Frau nicht verdrängt fühlt.‹ Natürlich sollten meine Tochter und mein Mann gemeinsam an einem ausgewogenen Familienleben arbeiten. Trottelösterreicher. Aber es gilt für alle gesunden Menschen, daß sie auch lernen müssen, den Menschen zu sehen, der sich hinter einer Krankheit verbirgt. Vergessen Sie nie, daß hinter den ungewöhnlichen Bewegungen, den seltsamen Lauten und dem anomalen Verhalten jemand steckt, der sich verzweifelt wünscht, normal zu sein, und das Bedürfnis hat, als Mensch und auch als Patient verstanden zu werden. Ich bin mir meiner Andersartigkeit schmerzlich bewußt. Dieses Gefühl ist eine größere Behinderung als alle Ticks zusammen.

Woher kommt dieses Gefühl des Andersseins?

Von den Vorurteilen anderer. Trottelösterreicher! Vorurteile behindern! Wer mir aus dem Weg geht, verpaßt die Gelegenheit, Einfühlungsvermögen zu lernen. Aus jeder Erfahrung lernt man etwas, und ein Gespräch mit mir kann lehren, verständnisvoller zu sein und niemand vor schnell zu verurteilen.

Vorurteil behindert!

Trottelösterreicher! Vergessen Sie nicht, daß die Ticks nicht auf eine persönliche Schwäche zurückzuführen sind, sondern auf eine neurologische Störung, die einen Namen hat – Tourette-Syndrom.

Woher kommt dieser Name?

Von dem Erstbeschreiber George Gilles de la Tourette.

Ein Adliger?

Trottelösterreicher! Ein Franzose. Ich bin erleichtert, daß man meinem Leiden einen so schönen Namen gab.

Gibt es neben Ihrem Trick noch etwas anderes, das Sie gegen die Ticks tun könnten?

Es wurde versucht, mir auch durch Medikamente zu helfen. Die Nebenwirkungen waren aber weniger erträglich als die Ticks. Deshalb beschloß ich, lieber so lange wie möglich auf Medikamente zu verzichten. Der gesellschaftliche Terror, den es zu überwinden gilt, ist wohl eine der schwierigsten Herausforderungen.

Haben Sie viele Leidensgenossen?

Das Tourette-Syndrom tritt bei Männern dreimal häufiger auf als bei Frauen. Natürlich gelten für betroffene Männer die gleichen Prinzipien. Studien haben gezeigt, daß bei der Hälfte der Tourette-Kranken Zwangshandlungen auftreten und daß wiederum die Hälfte Symptome einer Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörung aufweist. Der Zusammenhang zwischen diesen Störungen und dem Tourette-Syndrom wird noch erforscht.

Gibt es gegen die Schimpfkanonaden keine spezielle Diät?

Der Zusammenhang zwischen Ernährung und Verhaltensstörungen ist zwar umstritten, doch manche Experten raten, darauf zu achten, ob irgendwelche Nahrungsmittel die Ticks zu verstärken scheinen.

Was würden Sie tun, wenn Ihr eigenes Kind solche Ticks hätte?

Ich würde es zum Nachdenken bewegen. Ich würde es, wenn es gerne Eis ist, beispielsweise fragen: ›Was passiert, wenn dieses Nahrungsmittel nicht in den Kühlschrank gestellt wird?‹ Es würde dann antworten: Trottelösterreicher! ›Es schmilzt.‹ Ich fragte: ›Und, hast du geschmolzenes Eis genau so gerne?‹ Was würde es dann antworten, was meinen Sie?

Trottelösterreicher?

Trottelösterreicher. ›Nein!‹, würde es schreien. Darauf kann ich es nach einer Maßnahme fragen, durch die sich das unerwünschte Ergebnis verhindern ließe. Wahrscheinlich wird es folgern: ›Wir sollten es in den Kühlschrank stellen.‹ Wenn ich wiederholt und bei ganz unterschiedlichen Situationen so vorgehe, kann das Kind geschult werden, nachzudenken, bevor es impulsiv handelt.

Sie würden ihm Grenzen setzen?

Wenn ein Tourette-Kind beispielsweise unter dem Zwang steht, einen heißen Ofen anzufassen, muß man ihm sagen, daß es nicht in die Nähe des Ofens kommen darf.

Sonst verbrennt es sich.

Einem Kind, das dazu neigt, übertrieben wütend zu werden, kann man beibringen, in ein anderes Zimmer zu gehen, bis es sich beruhigt hat. Man sollte ihm klarmachen, welche Handlungen akzeptabel sind und welche nicht.

Können anstößige Ticks unterdrückt werden?

Trottelösterreicher! Gemildert, nicht unterdrückt! Durch eine erzwungene Unterdrückung wird der Ausbruch nur hinausgezögert, der dann noch heftiger ist. Wenn ein Tourette-Kranker unter dem Zwang leidet, zu spucken, spuckt er Ihnen ins Gesicht, wenn Sie es ihm abgewöhnen wollen. Sie könnten ihm aber helfen, indem Sie ihm raten, beim Spucken ein Taschentuch zu nehmen.

Sonja Kelch, danke für das Gespräch.

+ +

Marlon Fonda, warum sitzen Sie im Rollstuhl?
Ich kämpfte in Vietnam.
Hat es Sie erwischt?

Nein, ich nahm Drogen, um den Schrecken des Krieges zu entgehen. Durch eine desolante Spritze verlor ich dann Arme und Beine. Ich versuchte mir nach einem Napalmeinsatz verzweifelt an den Armen, dann an den Beinen, die Spritze zu geben, und bemerkte nicht, daß die Injektionsnadel abgebrochen und völlig verschmutzt war. Ich habe mir so starke Infektionen zugezogen, daß ich noch in der selben Nacht an Armen und Beinen amputiert werden mußte. Nach dem Entzug durch das Militärhospital griff ich sofort wieder zu Drogen, um die starke seelische Belastung eines Lebens im Rollstuhl ertragen zu können.

Und Vietnam zu vergessen.

Um so ziemlich alles zu vergessen. Schon als ich 14 Jahre alt war, geriet mein Leben aus den Fugen. Meine Eltern ließen sich scheiden. Was für mich bisher als dauerhaft und normal galt, verwandelte sich ins Gegenteil. Ich wurde zwischen meinem Vater in Wisconsin und meiner



Marlon Brando: »Zu wenig Sitzfleisch im Rollstuhl ist tödlich.«

Mutter in Arizona hin und her gestoßen. Als ich fast 20 war, wollte ich mit solchen Familienverhältnissen nichts mehr zu tun haben. Daher ging ich 1967 zur Armee, wo ich in einem Kampfflugzeugverband als Bomber diente. Zeitweise arbeitete ich auch in der Kampfflugzeugentwicklung. Meine Begabung liegt im Technischen, und mein Traum war, Buschpilot in Alaska zu werden. Aber es kam ein Leben im Rollstuhl.

Buschpilot in Alaska?

Aber es kam anders. Ich ließ mich mit einigen verkommenen Typen aus dem Vietnamkrieg ein und führte schließlich mit ihnen zusammen einen Laden auf dem Sunset Boulevard. Das war ein sogenannter »head shop«. Angeboten wurden Poster mit psychodelischen Darstellungen, Haschpfeifen, Zubehör für das Rauchen von Opium, schwarze Lichter und all die anderen abartigen Dinge, die mit der Drogenszene zu tun haben. Um mir mein Leben im Rollstuhl zu erleichtern, flößten mir meine Freunde in rauen Mengen Drogen ein – Marihuana, Kokain, Haschisch, Meskalin und andere. In Vietnam hatte ich Drogen genommen, um den entsetzlichen Verhältnissen entfliehen zu können. Jetzt brauchte ich sie, um das Leben im Rollstuhl zu ertragen.

Und Ihre Freunde, halfen sie Ihnen nicht auch auf andere Art?

Zusammen mit meinen sogenannten Freunden beteiligte ich mich an

Unterschriftensammlungen, durch die leichte Drogen gesetzlich erlaubt werden sollten. Sie schoben mich von Tür zu Tür, klagten die gesetzlichen Regelungen an, die meinen Drogenunfall verursacht hatten, und so erreichten wir es schließlich, daß über die Freigabe von Drogen abgestimmt wurde. Wir veröffentlichten auch eine Untergrundzeitung, die »Free and Easy Press«.

Sind an Ihrer Behinderung auch die Drogengesetze schuld?

Diese ruinierten Spritzen, die mich kaputt gemacht haben, hätte es nicht gegeben, wenn sie in der Armee erlaubt gewesen wären.

Aber waren das nicht harte Drogen?

Klar, aber man muß mit den weichen Dingen anfangen. Merken Sie sich: Das Weiche vor dem Harten! Das ist eine Grundregel, die es besonders dann zu beachten gilt, wenn man vor dem Gesetz einen Durchstoß erreichen will.

Zu Ihren Freunden: Warum haben sie sich um Sie gekümmert?

Zur Zeit meines Unglücks erbe ich ungefähr eine dreiviertel Million Dollar. Angezogen von dem Geld, das ich besaß, und den Drogen, die ich mir leisten konnte, stellten sich meine zurückkehrenden Freunde ein. Doch die Geschäfte liefen nicht so gut und mußten schließlich aufgegeben werden. Mit meinem Bankkonto schrumpfte auch die Zahl meiner Freunde. Gegenüber neuen Freundschaften wurde ich skeptisch und argwöhnisch.

Sie zogen sich in ein Schneckenhaus zurück?

Ich fing damit an, Nietzsche sowie andere Philosophen zu lesen, und schloß mich einigen Intellektuellen an der Staatsuniversität von Kalifornien in Santa Barbara an. Ich schrieb eine Abhandlung über Foucault und de Sade.

Sexualität und Wahrheit.

Ja, denn ich war zu dieser Zeit wirklich auf der Suche nach der Wahrheit. Zu jener Zeit erkannte ich es nicht, doch ich war auf dem richtigen Weg. Mit der Zeit sah ich ein, daß der Drogengenuß meinen Körper ruinierte. Das Kokain ließ bei mir kein Hungergefühl aufkommen. Würde ich nicht essen, würde ich abmagern, und wenn ich in meinem Zustand abmagerte, würde ich vom Sitzen wund werden. Zu wenig Sitzfleisch im Rollstuhl ist tödlich. Ich wußte, daß ich keine Drogen mehr nehmen durfte – aber das ist leichter gesagt, als getan!

Wie kamen Sie dann weg von den Drogen?

Eines Tages klingelte eine Prostituierte an meiner Tür. Ich wohnte in einer besseren Gegend in der Nähe von Los Angeles, den Palos Verdes Estates. In dieser vornehmen Gegend war es gesetzlich verboten, wie ein Bettler an der Tür zu läuten. Als die Prostituierte klingelte, rief ich sofort die Polizei. Aber der Inspektor sagte mir wortwörtlich »Es ist

Prostituierten von der Verfassung her erlaubt, von Haus zu Haus zu gehen, um Freier anzuwerben. Also stellen Sie sich vor, wofür ich gekämpft und Geld investiert habe, die Freigabe der Drogen, kommt auf einmal als Freigabe der Prostitution heraus. ›Sie haben dieses Recht tatsächlich beim Obersten Bundesgericht durchgesetzt?‹, fragte ich die Dame, und sie sagte mir ins Gesicht: ›Das Weiche vor dem Harten.‹

Frech. Das ist ja Ihre eigene Grundregel.

Ich war beeindruckt. Später erfuhr ich, daß sie von einem alten Freund zu mir bestellt war. Er war mir einen kleinen Gefallen schuldig.

Und was machten Sie mit der Prostituierten?

Es fing ganz harmlos an. Ich kaufte ihr die Broschüre über die weltweite Sexkrise ab. Dann kam sie wieder und wir haben ein Gespräch über diese Krise begonnen. Jetzt war ich in meinem Element, verstehen Sie?

Krise der Behinderung und Sexkrise.

Nein, ich fühlte mich ihr überlegen, weil ich ja diesen Artikel über die Sade geschrieben hatte. Und sie war eine Farbige, die sonst nur kleine Büroangestellte betreute. Daher meinte ich, ich wüßte eine ganze Menge mehr. Mehr als genug, um mit dieser Frau fertig zu werden!

Und, haben Sie es geschafft?

Es stellte sich heraus, daß ich nicht genug wußte. Alles, was sie sagte, flößte mir immer tieferen Respekt ein. Sie belegte es mit Praktiken, von denen ich nicht einmal im Schlaf wußte. Was diese Frau mir zeigte, ließ bei mir ein Licht aufgehen. Diese Gespräche führten schließlich zu einem ausführlicheren Studium anhand des Buches ›Die Behinderung als wahre Wollust.‹

Sie hatte ein Buch dabei?

Ein Buch, das zu meiner Bibel geworden ist. Ich kann Ihnen ein Exemplar mitgeben, es ist sicher sehr interessant für Sie. Jedenfalls, als sie mit diesem Buch angetanzt kam, sagte ich gleich zu ihr: ›Wir können uns unterhalten, aber ich habe nicht die Absicht, ihr Freier zu werden.‹ Das schien sie nicht weiter zu stören. Sie hatte solche Worte wahrscheinlich nicht das erstemal gehört.

Sie haben das Buch mit ihr gelesen?

Die ersten drei Kapitel interessierten mich nicht, das Thema des vierten, ›Warum wir schlaff werden und sterben‹, dagegen sehr. Aber beim nächsten Kapitel, ›Wie steht es mit den Toten?‹, hat es mich dann gepackt. Irgend etwas machte bei mir klick. Ich suchte nach einer endgültigen Antwort auf die Fragen: Wer sind wir? Warum sind wir hier? Was geschieht mit uns? Was ist der Tod, was die Lust? Gerade deshalb hatte ich mich mit Philosophie und menschlichen Vorstellungen über die Wahrheit befaßt.

Und haben Sie die Antwort gefunden?

Wenn Philosophen über die letztgenannten Fragen sprechen, verfangen sie sich schnell in Theorien. Da sie die Lust, insbesondere die Wollust nicht als Wahrheitsquelle akzeptieren, wird das Gespräch mit ihnen zu einer sinnlosen Übung. Ich hatte schon immer daran geglaubt, aber was das genau ist, das wußte ich nicht. Ich hatte kein enges Verhältnis dazu. Wie konnte ich auch? Ich flog Bomber und war dann an meinen Rollstuhl gefesselt. Als die Prostituierte daher zu dem Kapitel über die Lust und den Tod kam, wurde ich lebendig. Wer sollte das schon wissen? Niemand, auch nicht die Philosophen. Ihre Spekulationen sind nichtsagend. Aber jetzt erhielt ich endlich die Antwort aus dem Mund der leichten Dame, um es gelinde zu sagen.

Was hat sie – ungefähr – gesagt?

Wir befaßten uns mit der Praxis. Was ist Sex? Ist er stets in sich harmonisch? Ich erfuhr, daß die Wollust der Gott dieses Systems der Dinge ist, und mir wurde klar, wieso auf der Erde ein solches Durcheinander und ein ständiger Kampf herrscht. In mir erwachte ein ganz neues Bewußtsein. Geschichtliche und gegenwärtige Ereignisse konnte ich richtig einordnen, nachdem ich von diesen Dingen erfahren hatte.

Sie haben herausgefunden, um was es geht?

Es geht um das Lustprinzip, nicht nur auf der Erde, sondern auch über und unter der Erde. Natürlich hatte ich die Verwandtschaft der Lust mit dem Tod schon als Kampfbomber geahnt, aber damals konnte ich den Sinn der Zerstörung nicht einsehen und das hat mich fertig gemacht. Übrigens hatte es schon auch ein psychologisches Problem gegeben, das ich überwinden mußte. Egoistisch wie ich war, konnte ich schwer mit der Tatsache fertig werden, daß diese Schwarze, eine einfache Prostituierte, zu mir in mein Haus kam, um mich zu belehren. Diese Frau bemerkte das Problem und löste es.

Wie?

Eines Tages rollte sie mich ins Schlafzimmer, kippte mich aus dem Rollstuhl wie Müll aus der Tonne, hinein in mein Bett und – Plumps! – dann machte sie sich über mich her.

Was hat sie – ungefähr – gemacht?

Nun ja, da lag ich nun in meinem Schlafzimmer und Petty gab mir den Stoff für einen ganzen pornographischen Handycaplade. Darauf gab ich ihr mein Wort. Jetzt fühlte ich mich wohl. Mein Ego war endlich beschwichtigt. Aber nicht nur ich mußte lernen, sondern auch Petty. Auch sie hatte Stoff nachzuholen, denn sie hatte zuvor noch nie einen nackten Mann ohne Gliedmaßen bedient.

Die Prostituierte hieß Petty?

Sie heißt immer noch Petty. Aber inzwischen ist sie meine Frau und wir

betreiben gemeinsam diesen Laden, den ich ihr versprochen habe.

Sie haben geheiratet und ein Geschäft gegründet?

Ja, wir haben uns damals noch in der selben Nacht das Wort auf zwei Dinge gegeben, auf uns und unseren pornographischen Handycapladsen.

Sie waren richtig verliebt?

Wir sind verliebt, sowohl ineinander als auch in alle Handycaps. Meine Frau sagt, ich hätte zwar keine Gliedmaßen, dafür aber eine einzige Gliedmasse. Besser ein Glied über alle Maßen als vier mittelprächtige.

Oder fünf.

Sehen Sie, auch wir beide verstehen uns prächtig mit diesem schwarzen Humor. Auf diese Art habe ich mich auch mit Petty an jenem Abend unterhalten. Zuerst war Sie vielleicht nur neugierig auf mich, oder sie war anfangs eben nur eine bezahlte Trösterin, doch heute ist es Liebe.

Und Petty, hat sie schon damals die Prostitution aufgegeben?

Wie kommen Sie darauf? Die Prostitution aufgeben? Bis heute ist Prostitution unser stärkstes Bindeglied. Ich gebe ihr das Gefühl, die Liebe. Sie teilt sie dann in hübschen Dosen an Bedürftige aus, die es ihr dann auch dementsprechend danken.

Mit Geld?

Sie bezahlen von Herzen, sagen wir es so. Geld ist die Garantie für die Lust am Nivellieren, das ist die abstrakte Seite der Lust, die wichtigste.

Sind Sie auf die Freier ihrer Frau nicht eifersüchtig?

Seit Jahren gehen wir schon gemeinsam von Tür zu Tür. An die meisten Türen komme ich nicht so nahe heran, daß ich die Klingel drücken kann. Deshalb nehme ich dieses lange Ding mit, das hier auf meinem Bett liegt, stecke es in meinen Mund und klingele damit.

Sieht merkwürdig aus.

Es ist auch eines der besten Instrumente aus unserer Sammlung. Diese Krücke ist quasi für das dritte Standbein des Mannes, und ich habe sie so konstruiert, daß es im Bett damit kein Umfallen mehr gibt.

Da hilft Ihnen wieder Ihr technisches Talent.

(Lacht) Ja, heute arbeite ich nicht nur an der Entwicklung der Bombertechnik, sondern an der der Sexbombertechnik.

Und Ihr Traum vom Buschpiloten?

Den lassen wir lieber in Alaska. (Lacht)

Statt dessen gehen Sie mit Ihrer Frau von Haus zu Haus.

Und wenn wir läuten, bleibt keine Auge trocken. Wenn wir dann so dastehen und meine Frau steckt mir das Glied-Krückchen in den Mund, damit ich mit dem anderen Ende auf die Klingel drücken kann, das müßten Sie einmal sehen: ›Klingeling, Klingeling‹ – da klingelt's nicht nur bei der Klingel.

Ich verstehe. Jetzt klingelt's bei mir.

Ihr Handy klingelt.

(Lacht) Das ist meine Art von Handycap.

Na, dann kommen Sie doch zu uns! (Lacht) Inzwischen haben wir ein mächtiges Imperium aufgebaut. Unsere Spezialabteilung für Behinderte aller Art zieht alle an, ob jung oder alt, gesund oder krank. Wir geben neben Tips für den Beischlaf unter widrigsten Umständen auch hygienischen Rat, vermitteln unvermittelbare Kandidaten und bieten neben Gimmicks und Erektionshilfen auch orthopädische Stützmasken für die einsame Frau an. Derzeit entwickle ich mit Petty gerade ein Faltsystem für Laken, das auch ein Bettlegriger im Krankenhaus anwenden kann, um sich unbemerkt selbst zu helfen, wenn ihm der Sinn danach steht.

Wenn's niemand anderer tut.

Dieses Faltsystem wird auch zu zweit oder dritt von Vorteil sein, und zwar für beide Geschlechter.

Wie funktioniert es – ungefähr?

Das darf ich nicht verraten. Nur soviel: Wir werden unser Lakenfaltsystem ›Petty‹ nennen, zu Ehren meiner Frau. Die Leute werden alle ihre Petty im Bett haben wollen.

Ein schöner Werbeslogan. Eine andere Frage: Haben Sie auch andere Mitarbeiter, ich meine, behinderte Mitarbeiter?

Ja, natürlich. Oft fahre ich mit einer Frau, die behindert ist. Sie hatte einen Schlaganfall gehabt, kann fast nichts sehen und hört schlecht, aber sie ist seit 20 Jahren schon im Gewerbe. Sie schiebt meinen Rollstuhl, also sie geht für mich, und ich sehe und höre für sie, auch beim Autofahren. Es hat den Anschein, als sei ich nur die eine Hälfte und sie die andere. Zusammen machen wir einen ganzen Menschen aus.

Ein schönes Paar.

Ja, wir machen auch manchmal artistische Vorführungen, an denen Petty wie eine Bildhauerin beteiligt ist, oder wie ein Restaurator, der die Teile einer zerbrochenen Figur wieder zusammenfügt. Als wir neulich den Minotaurus machten und in unserem Artclub mit einem bärtigen Kopf, vier Beinen und einem Pferdeschwanz drei Runden drehten, kam gleich so ein abartiger Typ angetanzt, weil er Fotos von uns haben wollte für ein solches Hochglanzmagazin. Wie hat das noch einmal geheißen? – ähnlich wie ›Shame‹ – warten Sie – ›Frame‹, glaube ich. Ein smarter Junge, aber wir stehen schon unter Vertrag.

Schade. Was wünschen Sie sich von der Zukunft?

Petty und ich, wir machen ein Vermögen, wir wollen demnächst ein 14 Hektar bewaldetes Hüggelland kaufen. Dazu ein kleines Tal mit einem großen Weingarten. Ich möchte Wein herstellen, ein Geschäft kaufen und Wein verkaufen.

Und der Handycapladsen?

Ich habe bald meinen Teil getan. Ich kann das Geschäft getrost an andere abtreten. Bedingung ist, daß die Nachfolger die Tradition der Hauszu-Haus-Pflege fortsetzen, den Schatz an Requisiten erweitern und die Lust am verstümmelten Körper am eigenen Leib verspüren. Wenn ich dann einmal von Petty im Weingarten mit einem Golfkarren umhergefahren werde und in der Kelterei sitzen darf, mit feinsten Speisen und besten Weinen, will ich zufrieden sein. Dann werde ich den Trauerflor zerrissen haben, der das Gesicht verhüllt und ich werde das Leichentuch entfernen, das über unseren Körpern liegt. Tod und Vernichtung will ich für immer vernichten, von jeder Lustbarkeit die Tränen abwischen.

Marlon Fonda, danke für das Gespräch.

+ +

Zoltan Eröd, Sie sind über neunzig und voriges Jahr hierher gekommen. Wie finden Sie sich in Ihrer neuen Umgebung zurecht?

Ist es möglich, daß ich bis London vorgedrungen bin?

Herr Eröd, wir befinden uns in Wien, schaun´ Sie, die Vögel kommen auf Ihr Fensterbrett geflogen und bitten um Futter.

Was haben Sterne mit dieser Stadt zu tun? Der Mond ist mir hingegen vertraut geworden. Ich kenne nun gut die Veränderungen seines Aussehens.

Was noch?

Die Wolken. Sie sind sehr verschieden, wirklich sehr verschieden.

Und allerlei Vögel. Es ist rührend. Sie klopfen mit ihren Schnäbeln an die Scheibe.

Ich habe ihnen nie etwas gegeben.

Aber sie kommen immer wieder. Was erhoffen Sie?

Es sind keine Aasgeier.

Sind Sie hier gut versorgt?

Die Tür öffnet sich ein wenig, eine Hand stellt eine Schüssel auf das Tischchen, nimmt die Schüssel vom Tag vorher weg, und die Tür schließt sich wieder. Man tut das jeden Tag für mich, um die gleiche Zeit wahrscheinlich.

Was ist in der Schüssel?

Es ist Suppe. Sie wissen sicher, daß ich keine Zähne mehr habe.

Essen Sie gerne Suppe?

Ich esse sie jeden zweiten, dritten Tag, durchschnittlich. Wenn mein Nachttopf voll ist, stelle ich ihn auf den Tisch neben die Suppe.

Da müssen Sie aufpassen, daß Sie den Topf nicht mit der Schüssel verwechseln.

Nein, ich habe zwei Töpfe. Man hat an alles gedacht.

Hat man auch an die Bekleidung gedacht?

Ich liege nackt im Bett. Mir ist nie warm, nie kalt.

Hätten Sie denn etwas zum Anziehen?

Ich wasche mich nicht, ich mache mich ja nicht schmutzig. Wenn ich mich irgendwo schmutzig fühle, reibe ich die Stelle mit meinem speichelnassen Finger. Hauptsache, man ernährt sich und entleert sich, wenn man bestehen will. Nacht- und Eßgeschirr, das sind die beiden Pole. Anfangs gingen die Dinge anders vor sich. Die Frau kam ins Zimmer, lief geschäftig herum und erkundigte sich nach meinen Nöten, meinen Wünschen.

Welche Wünsche haben Sie gehabt?

Ich weiß nicht mehr, wie es mir gelungen ist, ihr meine Nöte und meine Wünsche verständlich zu machen.

Welche Nöte haben Sie gehabt?

Es fiel mir schwer. Sie verstand mich nicht. Bis zu dem Tage, an dem ich die Worte, die Töne gefunden hatte, die ihrem Fall entsprachen.

Welche Worte waren die richtigen?

Sie ist eine alte Frau. Ich weiß nicht, warum sie gut zu mir ist. Ja, nennen wir es, ohne spitzfindig zu sein, Güte. Für sie ist es sicher Güte. Ich glaube, daß sie noch älter ist als ich. Sie hat sich nur weniger gut gehalten, trotz ihrer Beweglichkeit. Vielleicht gehört sie irgendwie zum Haus. In diesem Fall bedarf sie keines besonderen Studiums.

Ist es ausgeschlossen, daß sie das, was sie tut, aus Nächstenliebe tut? Oder in einem engeren Sinn aus Mitleid oder Zuneigung?

Ich sehe von ihr nicht mehr als die abgemagerte Hand und einen Teil des Ärmels. Nicht einmal, nicht einmal das.

Darf ich Sie ein wenig zudecken?

Ich weiß nicht, wie lange ich hier bin, ich habe es wohl schon gesagt. Ich weiß nur, daß ich schon sehr alt war, bevor ich merkte, daß ich hier war. Ich meine über siebzig, aber ich kann es nicht beweisen. Ich bin vielleicht nur fünfzig oder vierzig.

Sie waren über neunzig, als Sie hierher kamen. Wie war das mit dem Wechsel der Umgebung?

Seit einer Ewigkeit lege ich keine Rechenschaft mehr darüber ab, über



Zoltan Eröd: »Wenn mein Tod noch nicht bevorsteht, werde ich meine Memoiren schreiben.«

meine Jahre, meine ich.

Gehen Sie noch manchmal ins Freie?

Ich weiß, in welchem Jahr ich geboren wurde, ich habe es nicht vergessen, ich weiß aber nicht, bei welchem Jahr ich jetzt angelangt bin. Aber ich glaube, daß ich seit geraumer Zeit hier bin. Ist noch etwas hinzuzufügen?

Vielleicht ein paar Worte über sich?

Mein Körper ist, was man vielleicht gebrechlich nennt. Er kann sozusagen nichts mehr. Ich bedaure manchmal, mich nicht mehr herum-schleppen zu können. Aber ich neige wenig zur Sehnsucht nach der Ferne.

Sie haben vorhin London erwähnt. Sind Sie früher einmal dort gewesen?

Wenn meine Arme richtig liegen, können sie noch eine gewisse Kraft entfalten, es fällt mir nur schwer, sie richtig zu lenken.

Schreiben Sie?

Ich zittere etwas, aber nur etwas. Auf dem Rücken liege ich am besten, so spüre ich die Knochen am wenigsten. Ich liege auf dem Rücken, aber meine Wange ruht auf dem Kopfkissen.

Sie brauchen nur die Augen zu öffnen, und schon ist der Himmel da.

Ich sehe und höre sehr schlecht. Ich werde nicht von meinen Leiden sprechen. Versenkt in ihre tiefsten Tiefen, fühle ich nichts. Das, was Sie sehen, was schreit und zappelt, sind Reste. Sie wissen nichts voneinander.

Aber Sie wissen davon.

Auch der Geist kann sich nicht beruhigen. Ich habe genug davon. Er soll seine Sterbenswut an anderen auslassen, derweil ich ruhig sein werde. Das scheint meine Lage zu sein.

Wie ist Ihre Lage?

Dieses Zimmer scheint mir zu gehören. Ich kann mir nicht anders erklären, daß man mich hier läßt. Seit so langer Zeit. Es sei denn, daß irgendeine Macht es wollte. Warum sollen die Mächte ihre Einstellung zu mir geändert haben? Es ist besser, die einfachste Erklärung dafür anzunehmen, auch wenn sie nicht sehr einfach ist, auch wenn sie nicht viel erklärt.

Erfordert das nicht viel Klarheit?

Ein schwaches Licht genügt. Ich habe das Zimmer vielleicht beim Tode der Person, die vor mir hier war, geerbt. Ich forsche jedenfalls nicht weiter nach.

Es ist ein Zimmer in einem Pflegeheim.

Ich habe bei verschiedenen Tageszeiten gelauscht und hörte nie Verdächtiges oder Ungewöhnliches, sondern nur die friedlichen Geräusche freier Menschen beim Aufstehen, Zu-Bett-Gehen, Essen-Bereiten, Kommen und Gehen, Weinen und Lachen, oder aber nichts.

Und wenn Sie durch das Fenster schauen?

Dann erkenne ich wohl an gewissen Anzeichen, daß ich nicht in irgendeinem Erholungsheim bin. Nein, das ist ein ganz einfaches Privatzimmer in einem offenbar gewöhnlichen Gebäude.

Wie sind Sie hierher gekommen?

Ich weiß nicht. In einer Ambulanz vielleicht, bestimmt in irgendeinem Gefährt. Ich befand mich eines Tages hier, in diesem Bett. Da ich wahrscheinlich irgendwo das Bewußtsein verloren habe, kommt mir zwangsläufig eine Lücke in meinen Erinnerungen zugute, die erst hier bei meinem Erwachen wieder einsetzen.

Können Sie mir nichts von den Ereignissen erzählen, die zur Bewußtlosigkeit führten?

Davon ist nichts übriggeblieben in meinem Kopf, nichts Faßbares.

Wer hat solche Erinnerungslücken nicht schon gehabt? Gewöhnlich hat man sie nach durchzechten Nächten.

Ich habe mich manchmal damit amüsiert, diese Ereignisse zu erfinden. Jedoch ohne daß es mir gelang, mich wirklich zu amüsieren. Es ist mir auch nicht gelungen, meine letzte Erinnerung vor meinem Erwachen

hier zu präzisieren, um einen Ausgangspunkt daraus zu machen.

Wissen Sie nichts von dem, was Sie zuvor unternommen haben?

Ich war sicher unterwegs, mein ganzes Leben lang war ich unterwegs, nur während der ersten Monate nicht und seitdem ich hier bin. Aber abends wußte ich weder, wo ich gewesen bin, noch woran ich gedacht habe.

Aber in Ihrer Jugend haben Sie sich bestimmt gut an alles erinnern können!

Ich erinnere mich an eine Stimmung. Meine Jugend, so wie sie bisweilen vor mir auftaucht, ist abwechslungsreicher. Damals wußte ich mir noch nicht sehr gut zu helfen.

Haben Sie eine schöne Jugend gehabt?

Ich habe in einer Art Koma gelebt. Der Verlust des Bewußtseins war für mich eine Kleinigkeit. Aber vielleicht hat man mich halb totgeschlagen, in einem Wald vielleicht, ja, jetzt, wo ich Wald sage, erinnere ich mich dunkel an einen Wald.

Was ist in diesem Wald passiert?

Das alles gehört der Vergangenheit an. Ich muß die Gegenwart feststellen, bevor ich gerächt werde.

Wer wird Sie rächen?

Es ist ein gewöhnliches Zimmer. Ich habe wenige Zimmer kennengelernt, aber dieses kommt mir gewöhnlich vor.

Wäre dieses Zimmer nicht ein möglicher Ausgangspunkt?

Eigentlich könnte ich mich, wenn ich mich nicht sterben fühlte, schon für gestorben halten, beim Büßen oder in einer der Wohnungen des Himmels.

Spüren Sie, daß Ihre Zeit bemessen ist?

Vor knapp sechs Wochen stand ich noch mehr unter dem Eindruck des Jenseits. Wenn man mir vorausgesagt hätte, daß ich mich eines Tages so leben fühlen würde wie jetzt, hätte ich gelächelt. Man hätte es nicht bemerkt, aber ich hätte gewußt, daß ich lächelte.

Sehen Sie, jetzt lächeln Sie!

Ich entsinne mich gut der letzten Tage, sie hinterließen mir mehr Erinnerungen als die ungefähr dreißigtausend vorangegangenen.

Das Gegenteil wäre weniger überraschend gewesen.

Wenn mein Tod noch nicht bevorsteht, werde ich meine Memoiren schreiben. – Nanu, ich habe einen Witz gemacht!

Schon gut, schon gut.

Da ist ein Schrank, in den ich noch nie geschaut habe. Meine Sachen liegen in einer Ecke, wie Kraut und Rüben. Mit meinem langen Stock kann ich darin wühlen, sie an mich heranziehen und sie wieder an ihren Platz schieben. Mein Bett steht nahe am Fenster. Ihm wende ich meis-

tens mein Gesicht zu.

Was sehen Sie dann?

Ich sehe Dächer und Himmel, auch ein Stück Straße, wenn ich mich anstrengte.

Was noch?

Ich sehe weder Felder noch Berge.

Sie sind aber in der Nähe.

Das Meer sehe ich auch nicht.

Das ist auch weit, weit weg.

Aber ich höre es bei Sturmflut. Ich kann in ein Zimmer des gegenüberliegenden Hauses sehen. Da geschehen manchmal sonderbare Dinge. Die Leute sind sonderbar. Vielleicht handelt es sich um Anomale. Sie müssen mich ebenfalls sehen, meinen dicken, an die Scheibe gepreßten Kopf. Ich habe nie so lange Haare gehabt wie jetzt, ich sage es ohne Furcht vor Widerspruch.

Zoltan Eröd, danke für das Gespräch.

Julius Deutschbauer / Gerhard Spring

Sprache der Behinderung

Julius Deutschbauer was born 1961 in Klagenfurt (Austria) and Gerhard Spring, in 1962 in Scheibbs (Austria). They both live in Vienna (Austria).

Since 1997 Julius Deutschbauer has been the librarian of the "Bibliothek ungelesener Bücher" (library of unread books). Julius Deutschbauer and Gerhard Spring work together on posters, books, videos and other medias.

Recent exhibitions: Biennale Venice 2001, "Staatsaktaktion" (State Ceremony Ceremony); Gallery Cult, Vienna, "Sprache der Behinderung" (Language of Handicaps); Gallery Zacheta, Warschau, "Gefesselt - Entfesselt" (Bound - Unbound); Gallery Thaddaeus Ropac, Salzburg, "7 Wochen in Klausur" (7 Weeks in Seclusion).

First edition limited to 250 numbered copies.

A 30 copy deluxe limited edition of this book,

accompanied by a signed and numbered original photograph by the artists, is available from onestar press

Layout and photos: Julius Deutschbauer / Gerhard Spring

Photography and Illustration: Petra Egg

Printed and bound in France

© 2001 Julius Deutschbauer/Gerhard Spring & onestar press

www.onestarpres.com

Write us at:

onestar press 16, rue Trolley de Prévaux 75013 Paris France

info@onestarpres.com

onestar press "a collection of books by artists":

2000

- Christophe Boutin - "Self-defense, two points of view"
- Hans Schabus "[visite] 1999"
- Harvey Bengé "Aide-mémoire"
- Tim Maul "Studio Visit"
- Paul-Armand Gette "Voyage"
- Pamela Golden "The Pirate"
- Jean Le Gac "Les Adieux"
- Jason Stoneking "no demon no god"
- Véronique Aubouy "Proust lu n°1 - n°182"

2001

- Markus Hansen "German landscapes, 1493-1999"
- Bernard Heidsieck "Nous étions bien peu en..."
- Max Neuhaus "Ears"
- Claude Closky "Coloriage"
- Wolfgang Berkowski "Incidental Arrangements"
- Sébastien de Ganay "Killing time"
- Michel Sumpf "Many Happy Returns"
- Pierre Alferi "La berceuse de Broadway"
- R&S.D/B:L - François Roche "Flux"
- Tina Barney "Family portraits"
- Alain Séchas "Les pattes de l'Araignée"
- Philippe Buschinger "Safari Typographique"

Rainer Ganahl

Sprache der Emigration

onestar press